

Im Lande der Noth.

— † —
Von

Rosa Pomeranz.



Breslau.

Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Leipzig: G. F. Steinacker.

1901.

New-York: Gustav G. Stechert.

PT
2631
O 5.5
I 6

Rosa Pomeranz.

Im Lande der Noth.

~~~~~

ST  
P 54

# Im Lande der Noth.

—+—  
Von

Rosa Pomeranz.



Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.

Leipzig: G. F. Steinacker.

1901.

New-York: Gustav E. Stechert.

Dem theuern Andenken ihrer unvergeßlichen Mutter, der  
wahrhaft frommen Jüdin und unentwegt getreuen Tochter  
ihres Volkes, in über das Grab hinaus reichenber

Liebe und Dankbarkeit

gewidmet

von der

Verfasserin.



Auf der staubigen Landstraße, die von der Stadt nach dem kleinen Marktflecken B. und den umliegenden Dörfern führt, bewegt sich langsam und schwerfällig ein großer, mit Bauernpferden bespannter Leiterwagen.

Die Insassen des mit Stroh und Heu gefüllten Fuhrwerkes — polnische Juden und Jüdinnen — zu je zwei in drei Reihen, nicken müde und schläfrig, jeder auf seinem Korbe oder Bündel, worin die in der Stadt gemachten Einkäufe enthalten sind. Vorne der Kutscher, ein ruthenischer Bauer, der bei jeder Feldschänke unfehlbar Halt macht und einen ganz ansehnlichen Schluck Brammtwein zu sich nimmt, denn „das ist eine Gottesgabe, die im Winter wärmt und im Sommer kühlt“ — wie er erklärend und gleichsam zur Entschuldigung den Passagieren versichert. Welche der beiden Wirkungen Dmytro diesmal erwünscht ist, können die Reisenden nicht errathen. Die Jahres- und Tageszeit lassen es nicht zu. Es ist nämlich ein früher Augustmorgen. Die Sonne steht noch hinter leichten Nebel-

streifen, ein leiser Windhauch bewegt das Laub der Bäume, streicht über die Stoppeln der meist bereits kahlen Felder zu beiden Seiten der Landstraße; schwere Thautropfen hängen an den Gräsern und vereinzelt Halmen und da . . da durchbricht auch schon das Tagesgestirn vollends den Nebelschleier, und ein Meer von Licht ergießt sich über die Landschaft. Alles, was an Wolken und Nebel noch vorhanden ist, hat sich dort weit hinten am Horizont zusammengeballt und steht nun als rothglühende Wand im Westen, der Sonne gegenüber.

Die goldigen Strahlen greifen diese Festung tapfer und hartnäckig an . . . sie schlagen immer neue Breschen in die Masse . . sie durchbringen sie ganz . . immer dünner, immer durchsichtiger wird die Wolke, bis sie sich ganz im blauen Aether auflöst.

So hell und rein ist der Himmel, wie ein einziger riesenhafter Türkis. Rechts und links der Hochwald zeichnet sich scharf ab in der klaren Luft. Die weiten Feld- und Wiesenflächen ringsum erglänzen in schimmernden Farbentönen aus Blumen, Blüthen und Thautropfen gebildet; der Gesang der Vögel, der jetzt an allen Ecken und Enden erschallt, bringt Leben in das schöne Bild, und nur die grau Landstraße trägt einen Miston hinein in diese vollendete Harmonie — die häßliche Landstraße und der mürrische Dmytro, der stets schimpft

und flucht und sich übervorthelt glaubt, wenn er Juden mit seinem Gespann nach der Stadt fährt — und mögen sie ihn noch so gut bezahlen!

Die Insassen des großen Bauernwagens bleiben still und theilnahmslos, eng aneinander gerückt.

Sie haben kein Auge für den Zauber der Umgebung. Einst war es das Streben nach dem Ueber sinnlichen, die strenge Verinnerlichung der gesamten Gedankenwelt, mit einem Worte höchster Wissens- und Weisheitsdrang, der die Juden von der Natur und ihren Freuden abzog, jetzt ist es tiefste Sorge und Lebensnoth, die sie unempänglich macht für alles Schöne, das sie umgiebt.

Allmählich beginnt auf der bis nun stillen Landstraße ein geräuschvolles Treiben.

Dem Eingeweihten ein bekannter, gewohnter Anblick, würde es zweifellos jeden Fremden seltsam anmuthen und mit gemischten Empfindungen erfüllen. — Kaum eine viertel Meile hinter X. und bis in die nahen Dörfer hinein, erscheinen und nehmen in gewissen Abständen Aufstellung, einzeln und in Gruppen, abgehärmte, in Lumpen gehüllte Männer und Weiber — jüdische „Aufkäufer“ aus X.

Sie warten auf die aus den Dörfern in die Stadt zu Märkte ziehenden Landleute, denen sie ihre Waaren,

ausschließlich in Landesproducten, selbstgepönnem Leinen, Eiern, Geflügel und Gemüse bestehend, abzukaufen suchen.

Ich sage, „abzukaufen suchen“ — denn der galizische Bauer ist von Natur so mißtrauisch und habgierig zugleich, daß ihm trotz Geld und guter Worte seine Waare in der Regel halb und halb entrisen werden muß. Vollends dem Juden traut er schon gar nicht, „denn“ — calculirt seine Weisheit — „wenn der Jud' mit unzweifelhaftem Gewinn“ — dieser letztere nimmt in der bäuerlichen Vorstellung geradezu fabelhafte Dimensionen an — „meine Waaren wieder loschlagen kann, dann bin ja ich übervorthelt, ausgebeutet, in meinen Interessen geschädigt.“

Diese durchaus falsche, auf Dummheit und Verblendung beruhende Ansicht vermag Keiner — den Pfarrer als höchste und in allen Dingen maßgebendste Autorität, nicht ausgenommen — zu berichtigen oder zu widerlegen.

In Wahrheit ist dieser „Handel“ der jüdischen Aufkäufer mit den Bauern das Armseligste und Traurigste, das sich überhaupt denken läßt. Der Profit beim Wiederverkaufe ist ein unglaublich geringer und würde jedenfalls dem Bauern entgehen, da er von den meist jüdischen Abnehmern in der Stadt den armen Glaubens-

genossen gewährt wird, nur in dem edlen Bestreben, denselben einen, wenn auch geringen Verdienst zuzuwenden und sie so vor Bettel und dem Hungertode zu bewahren. Es ist quasi ein Geschenk in schonender Weise. Der jüdische Productenhändler in Galizien betrachtet es als seine Pflicht, die Flachsz- und Hanfsträhne, die Leinwand, das Wachs u. d. gl. aus der Hand des Aufkäufers zu erwerben; die Hausfrau besorgt ihren Bedarf an Geflügel und Eiern bei der armen Jüdin. Sara oder Chana spricht: „Madame, ich habe Ihnen ein Huhn gebracht, sehen Sie nur, Madame, ein großes, ein fettes, ein junges Hühnchen. Ich hab' der Bäuerin 50 Kreuzer bezahlt, so wahr soll ich gesund sein und meine Kinder unter die Chupe\*) führen — 50 Kreuzer, keinen halben Kreuzer weniger.“

Die Hausfrau glaubt gewöhnlich diesen Betheuerungen und gewährt — je nachdem sie sparsam oder freigebig ist — drei bis fünf Kreuzer Profit.

„Und“ — denkt sie dabei — „hat mich Chana vielleicht doch auf zwei Kreuzer betrogen, dann thut's auch nichts, denn sie ist so arm, hat einen kranken Mann und kleine Kinder.“ — Dasselbe wiederholt sich bei den Eiern, dem Gemüse u. s. w.

\*) Trauhimmel.

Auch die christliche Dame kauft gerne bei Chana; denn außer der Bequemlichkeit, nicht in dem Roth und Schmutz des Marktes waten zu müssen und die Dinge in's Haus gebracht zu bekommen, hat sie auch an der klugen, dienstfertigen Jüdin ein vorzügliches „Laufmädchen“.

Sie besorgt geschickt und zu ihrer Zufriedenheit die verschiedensten Bestellungen und Einkäufe, sie creditirt ihr oft — trotz des geringen Betriebscapitales, das selten die Summe von drei Gulden übersteigt, und steht ihr in tausend Nöthen und Verlegenheiten bei.

Gehen aber dieselben Hausfrauen auf den Markt, dann wollen sie als Entschädigung für ihre Mühe und den Zeitverlust so billig als möglich einkaufen. Sie handeln und feilschen so lange, bis die Bäuerin schließlich mit jedem Preise zufrieden sein muß. Doch will sie das nie einsehen. Und wenn, bei dem unmittelbaren Verkauf an die Consumenten, sie noch so schlecht wekommt, gönnt sie doch nicht — so zu sagen aus Princip, oder Tradition — dem armen jüdischen Aufkäufer den kargen Verdienst und glaubt sich stets von ihm betrogen. Daher auch die seltsame Art, wie dieser Handel vor sich geht. Mit Tagesanbruch gehen die Aufkäufer aus dem Hause und weit vor die Stadt, den Dörflern entgegen. Der eine oder andere erblickt

von ferne eine Bäuerin mit einem Korb in der Hand. Er vermuthet darin eine Henne oder ein paar Eier, oder gar, als besonders erwünschten Zufall, Beides. Sofort beginnt ein wahres Wettrennen. Jeder will zuerst die glückliche Besitzerin dieser Herrlichkeiten mit Beschlag belegen, was stets ein resignirtes Zurücktreten der Uebrigen zur Folge hat. Der Erste, der die Bäuerin erreicht, entreißt ihr den Korb mit der Frage: „Was hast Du da zum Verkaufe?“ Die erzürnte Eigenthümerin läßt sich das nicht ruhig gefallen. Ein kräftiger Faustschlag beantwortet die Gewaltthat des Aufkäufers. Er achtet nicht darauf, er darf es nicht, wenn er die Waare an sich bringen und die paar Kreuzer verdienen will. — „Warum schlägst Du mich, ich will's Dir ja gut bezahlen?“ Und nun beginnt ein Schimpfen, Lärmen, Feilschen; die Bäuerin hat den Korb, doch nicht das Huhn zurückgehalten, die Aufkäuferin hält es fest und läuft voran, der Stadt zu, die Bäuerin hinterher. Beim Mauthaus wird man gewöhnlich handelsreinig, der Kaufpreis wird bezahlt, die bisherige Besitzerin zieht grollend und fluchend weiter — sie hat zwar Geld, aber kein Huhn mehr, und sie möchte so gerne Beides behalten!

Die neue Eigenthümerin eilt hoffnungsfreudig in die Stadt, zu den „Herrschaften“, sie rechnet schon im Voraus auf einen bestimmten Gewinn von — 5 Kreuzern



— denn das Huhn ist fett und zart. Ja, lieber Leser, auf baare 5 Kreuzer — ich übertreibe nicht im Mindesten! aber sie wird vielleicht noch eine Gans oder einen Trutzhahn an- und verkaufen und zehn bis zwanzig Eier, das Alles zusammen kann ihr schon den ansehnlichen Reingewinn von 20 Kreuzern einbringen. Es kann ihn einbringen! doch wer weiß? Chana oder Nisse oder Jzig schweben jeden Tag in Todesangst bei dem Gedanken, heute, just heute oder morgen keinen Abnehmer zu finden. Alsdann werden die Eier verdorben, das Huhn muß gefüttert werden und der Verdienst ist hin, abgesehen davon, daß man mit den Kindern inzwischen hungern mußte, denn Vorrath — an Geld oder Lebensmitteln — ist für diese Aermsten der Armen ein unbekannter Begriff.

Hat aber „Gott geholfen“, daß Alles verkauft und zugleich baar bezahlt wurde, o! dann ist man froh und zufrieden und dankt Gott aus tiefstem Herzen, ohne viel daran zu denken, daß man um der paar Kreuzer willen mit Tagesanbruch aufstehen, weit hinaus vor die Stadt laufen, sich schlagen, beschimpfen lassen und zuletzt in zwanzig Häusern treppauf, treppab steigen mußte und daß man von dem Gewinn nur Brod und Kartoffeln — Alles in hübsch mäßigen Rationen — für sich und die Seinigen erschwingen und die Blöße nur mit geschenkten alten Fellen bedecken kann.

„Ihr solltet Euch schämen, einer armen Wittwe die paar Eier wegzunehmen, vielleicht verdiene ich ein Sechserl auf Brod für meine armen Würmchen“ — — diese Worte, mit heftiger und doch vor verhaltenem Schluchzen zitternder Stimme gesprochen, weckte plötzlich die Passagiere des Leiterwagens aus ihrer dumpfen Apathie.

Zur Seite des Weges steht eine erregte Gruppe. Den Mittelpunkt bildet ein stämmiger Bauer, der die Henkel seines Korbes krampfhaft festhält, während gleichzeitig ein ältlicher Mann und eine Frau — jeder den Korb an sich zu reißen suchen. Mehrere andere verkümmerte Gestalten sind bemüht, die Beiden zu begütigen und Einen oder den Anderen zum Nachgeben und Verzicht zu bewegen.

„Glaubt mir, es is mir bitter und weh genug dazustehen und mit Euch zu streiten.“

Der Mann weint nicht und schluchzt auch nicht bei dieser traurigen Versicherung, aber Ton und Geberde greifen Einem an's Herz.

Eine der Frauen auf dem Leiterwagen zieht rasch ihr Kopftuch tief über das Gesicht und wendet sich ab mit einem schweren Seufzer. Das Fuhrwerk ist bereits weit weg von der Stelle, der Bauer hat längst, einen günstigen Moment benützend, mit seinem Korbe das Weiße gesucht, die beiden Reflectanten überhäufen sich



gegenseitig mit Vorwürfen und fahnden auf andere Bauern und Körbe, aber noch immer seufzt und stöhnt die gute Frau in der zweiten Reihe des Leiterwagens, noch immer wagt sie nicht, sich umzusehen oder ihr Gesicht zu zeigen. Zulezt kann sie nicht mehr an sich halten: „Habet Ihr den Mann gesehen, der die Eier kaufen wollt? ach weh' und traurig is das, so ein frommer Jud', so ein großer Kenner“ — sie meint: ein Schriftgelehrter — so ein baal J'daka\*) und jetzt muß er ein Aufkäufer sein, auf seine alten Tage, weh', weh' geklagt. Ich hab' mich weggekehrt und meine Augen verdeckt, er soll nicht merken, daß ich ihn erkannt hab', er soll nicht beschämt werden.“

„Wer ist er?“ fragen Alle theilnahmsvoll. „Ihr kennt ihn nicht? es ist Reb Simche Pluchower. Zwanzig Jahre lang hat er das Wirthshaus in Pluchow in Pacht gehabt und hat pünktlich den Zins gezahlt und die Geschenke für die gnädige Herrschaft gegeben, war ehrlich wie ein Rabbi und hat nur das Stück Brod verdient; denn der Jud' fürchtet ja, er läßt die Bauern nicht viel trinken, weil man sagt, er beredet sie zum Sausen, um selber reich zu werden. Wie es aber bei uns Mode geworden ist, den Juden Alles wegzunehmen, hat der

\*) Missethätiger.

Herr Graf dem armen Reb Simche das Wirthshaus abgenommen und es einem christlichen Wirth übergeben.“

Reb Simche hat hundert ersparte Gulden gehabt, hat er angefangen mit Getreide zu handeln und bald das ganze Geld verloren. Was hat er nachher thun sollen? er versteht kein anderes Geschäft, er hat sein ganzes Leben im Dorf verbracht. Jetzt is er Aufkäufer und stirbt schier dreimal täglich vor Kälte und Hunger. Haschem Jithbaroch\*), soll das Niemanden erleben lassen.“ Hier bricht die Erzählerin in heiße Thränen aus.

„Versteht denn ein Bauer Gastwirth zu sein?“ fragt unglaublich einer von den Zuhörern.

„Um,“ meint bitter und ironisch die Frau „er darf alles, er betrinkt die Bauern, er berauscht sich selber mit ihnen, dann streiten und raufen sie mit einander, und sie werden sich noch einmal todt schlagen.“

„O, es ist den Juden bitter, bitter und sauer,“ seufzt die zweite Reisende.

„Ja, sonst würden wir ja auch nicht wissen, daß wir im Goluth\*\*) sind“ — meint philosophisch ein hinten Sitzender.

\*) Der Name sei gelobt (der Ewige).

\*\*) Exil.

„Gott soll sich schon erbarmen, Er soll schon Rachmanuth\*) haben mit unser' Leid“ — flüstert die Erste. „Steht denn nicht in der heiligen Thora, wann das Goluth aufhören wird, wann uns Haschem Jithbaroch aufrichten wird in unserem Land? Ihr, Reb Nechemje wisset das sicher,“ wendet sie sich ehrerbietig zu einem in vorderster Reihe sitzenden Manne, dessen durchgeistigtes, blaßes Gesicht mit den tiefliegenden, sanften Augen den Gelehrten verräth.

„In den heiligen Schriften steht viel davon, aber es giebt verschiedene Deoth\*\*), darüber läßt sich mit Weibern nicht sprechen,“ erwidert der Angeredete — aber wir müssen hoffen, daß wenn Er, dessen Namen zu nennen ich nicht werth bin, uns rauf\*\*\*) finden wird, erlöst zu werden, dann wird er uns Muschiäch ben Dawid senden und — die richtige Machschabar†),“ fügte er leise hinzu.

„Amen,“ flüstern fromm die Lippen der Reisenden, und jede Brust hebt ein Seufzer, so tief, so aus Herzensgrund, wie er sonst nirgends, in keinem anderen Lande und bei keinem Volke gehört wird. Ueberhaupt diese

\*) Erbarmen.

\*\*) Ansichten.

\*\*\*) Würdig.

†) Idee.

Seufzer der polnischen Juden! Sie scheinen es darin zur höchsten Vollkommenheit gebracht zu haben. Kein Wunder! Sie hatten und haben noch die beste Schule für diese und alle einschlägigen Künste.

Jeder Seufzer, der aus der Brust dieser gequälten, wie das Wild im Walde gehehten, jüdischen Familienväter, aus dem Munde der schwergeprüften jüdischen Mütter, bei Jung und Alt aufsteigt, bildet das Thema zu einem Klageleide, so ergreifend, so todestraurig, so voll tragischen Jammers und herzbrechenden Schmerzes, wie es noch kein Dichter je geschaffen.

Die schwermüthige, fast andächtige Stimmung der Reisenden stört plötzlich Dmytro's barsche Rede: „Abramkowa,“ wendet er sich zu einer der Frauen im Wagen, „da ist Euer Dorf, hier müßt Ihr absteigen, denn ich biege jetzt rechts ein.“

Mit Hilfe der Anderen gelangt die „Abramkowa“ Genannte von dem hohen Leiterwagen auf den Boden; nachdem sie das stark gefährdete Gleichgewicht wieder gewonnen, wird ihr das Reisegut in Bündeln und Körben herabgereicht. „Geht gesund“ — tönt's von allen Seiten — „fahret gesund, Gott soll Euch helfen, Ihr solltet bald auf eine Parnassa\*) kommen, und Euch soll er bald eine

\*) Erwerb.

r'fua sch'lema\*) senden und Euch soll er bald den rechten Siwug\*\*) für Euer Kind bescheren" — verabschiedet sie sich von jedem Einzelnen.

"Amen, amen, schönsten Dank, Gaißhem Jithbaroch soll auch Euch helfen."

Die Frau eilt den Fußweg ins Dorf entlang, das Bauerngefährt zieht langsam weiter.

Die obige Scene wiederholt sich, so oft vor einem Dorfe oder einer Schänke Halt gemacht wird und ein Mitreisender absteigt.

Inzwischen ist es sieben Uhr Morgens geworden, die Sonne steht schon hoch. Auf dem Wagen, zwischen Bündeln, Körben und Schachteln sitzt nur noch Einer, der letzte von Dmytro's vielen Passagieren — es ist der schöne blasse Jude, den die mitleidige Frau Reb Nechemje genannt hat.

Man ist bei einem Scheidewege angelangt, „Pane Nechemja“ — wendet sich Dmytro in seinem sanftesten Tone zu dem hinter ihm Sitzenden, — indem er seine Mütze auf dem Kopfe hin und her rückt, was Respect bedeuten soll — „Pane Nechemja, Euch führe ich bis vor die Schwelle.“

\*) Volle Genesung.

\*\*) Partie.

„Schön, dafür sollst Du eine Semmel kriegen.“

„Um, wäre es nicht besser, ein Gläschen Brantwein zu geben?“ fragt Dmytro treuherzig.

„Schon gut, es soll Dein Schaden nicht sein,“ lächelt Reb Nechemje.

Noch eine Biegung . . . man erblickt eine schöne Lindenallee . . . schnell durch diese hindurch . . . das Dorf liegt vor den Blicken!

Vor der „Karczma“ — Dorfschenke — bleibt die Fuhre stehen. Hier ist Reb Nechemje's Daheim.

Er ist Propinationspächter in Zamostek; das heißt, er besitzt gegen Erlag des Pachtzinses das alleinige Recht, im Dorfe geistige Getränke zu verschleifen.

Einst war das ein ziemlich lohnendes Geschäft. Denn abgesehen davon, daß der Pachtschilling vor Einführung des Brantwein-Monopols ein niederer war, führte auch der Inhaber des Dorfwirthshauses einen flotten Handel mit den Landleuten. Getreide und die verschiedensten Producte des Landes und der Hausindustrie wurden für Baarzahlung oder gegen Austausch von Bedarfsartikeln vom Wirth angekauft. Das Wirthshaus bedeutete nicht nur einen Auschant geistiger Getränke, — es war für den Bauer eine Zufluchtsstätte in allen Lagen seines Lebens. Dort holte er sich Rath in schwierigen Fragen, dort erhielt der

Kermere Vorschüsse an Geld und Getreide, wenn im Frühjahr harte Noth ihn drückte, der Reiche kaufte dort sein Gewürz, Salz, Zucker, Streichhölzer, Stoffe, Zwirn, Nadeln, Bänder, feines Mehl für Osterkuchen und was sonst die bescheidenen Bedürfnisse des galizischen Bauers ausmacht — ja, manche Arzneimittel — Alles hatte der Dorfwirth in Vorrath. Er borgte, wenn's möglich war, und wartete geduldig, bis die Ernte kam.

Der Bauer, der Wohlthat, die ihm daraus erwuchs, sich wohlbewußt, bezahlte die Schuld aus dem Ertrage seiner Arbeit im Feld und Garten. Beide fanden ihre Rechnung dabei. Die lügenhaft plumpe Behauptung, der Jude habe hier zu Lande die Bauern ruinirt, die trotz und vielleicht gerade wegen ihres Widersinns gläubige Nachbeter findet, ist eine bewußte, wohlüberlegte Verleumdung, darauf berechnet, diese furchtbare Anklage von denen abzuwenden, welche die allein Schuldigen sind. Wer diejenigen waren, welche das jetzt immer mehr im Schwinden begriffene frühere Elend des Bauernstandes verursacht und stets vermehrt hatten — weiß man im Lande wohl. Von „Oben“ wurde ihnen endlich das Handwerk gelegt, und um für den nun erst recht zu Tage tretenden Jammer eine Erklärung zu finden, die den Mohren weiß waschen könnte, mußte der alte Sündenbock für alles Schmäbliche auf Erden —

mußte der Jude herhalten. Jetzt ist das Unternehmen der Propinationspacht ein Geschäft, auf das Jeder, der nicht schon darin ist, mit Dank verzichtet. Seine Vertreter sind auch sozusagen auf dem Aussterbeetat begriffen. Kein jüdischer Vater wünscht, sein Sohn möge einst auch Propinationen übernehmen. Wozu? Um am Hungertuche zu nagen und bei der leisesten Unpünktlichkeit vom ärarischen Generalpächter auf die Straße gesetzt zu werden? So lange der Gutsherr das Propinationsrecht besaß — mochte er noch so streng und hartherzig sein — konnte man im Nothfalle den Zinstermin verschieben, bei unerwartet niedrigem Consum eine Ermäßigung des Pachtschillings erlangen, man konnte zögern, bitten; der „Herr“ wartete und holte sich schon gelegentlich bei dem Juden die Erkenntlichkeit dafür. Jetzt ist strengste Pünktlichkeit in der Einhaltung des Zahlungstermins die Hauptbedingung, ohne Rücksicht auf den Geschäftsgang, auf Gewinn oder Verlust, was schon allein häufig den gänzlichen Ruin eines solchen Pächters herbeizuführen im Stande ist; denn sofortige Ermission und Verlust der Caution drohen ihm im Nichtzuhaltungsfalle.

Außerdem ist dem Juden auf dem Lande jede weitere Erwerbsmöglichkeit abgeschnitten. Der Bauer liefert sein Getreide in die „Spółka rolnicza“\*), wo er,

\*) Landwirthschaftliche Genossenschaft.



wie die Fama berichtet, viel „jüdischer“ behandelt wird, als beim Juden; seinen Bedarf an „städtischen Artikeln“ deckt er in dem Consumvereine oder in dem christlichen Dorfladen — zwar ist er weder dort als Verkäufer noch hier als Käufer ganz befriedigt, aber — was thun? Der Herr Pfarrer hat's erst Sonntag wieder von der Kanzel herab und auch sonst im Privatgespräche Allen zusammen und jedem Einzelnen eingeschärft, doch ja nicht bei Juden zu kaufen oder verkaufen, „denn das wäre,“ sagte der Herr Pfarrer, „eine Sünde vor Gott und allen Heiligen“. Das Salz ist vom Landesauschusse monopolisirt — der geringe Nutzen entging dem Juden. Wie soll er da vom Branntweinverchleiß allein den hohen Pachtzins entrichten, seine Familie ernähren und etwas für Krankheit und Alter zurücklegen können? — Darüber denkt Reb Nechemje oft nach, und es ist sein innigster Wunsch, den Sohn, sein ältestes Kind, nicht im Dorfe zu behalten, nicht mehr Propinationspächter werden zu lassen.

Ja, Reb Nechemje hat trotz seines Aussehens, einen bereits erwachsenen Sohn; der Vater ist kaum 40, der Sohn schon 20 Jahre alt. Der Liebling des Vaters und sein getreues Ebenbild, nur mit dem glühenden, von Muth und Unternehmungsfinn zeugenden Blick der Mutter ist der junge Mann — wie er so vor der alten

morschen Schenke erscheint, um den Vater zu begrüßen, — ein Bild blühendster, wenn auch noch nicht voll entwickelter Manneschönheit, eine Kela schlema\*), wie ihn seine Mutter mit berechtigtem Stolze nennt. Denn Chaiml ist nicht nur schön, sondern auch trotz seiner jungen Jahre ein „scharfer Kenner“, freilich nur des Hebräischen, doch ist das ja eben die Hauptsache. Er kann aber auch gut deutsch lesen, sowie deutsche und polnische Adressen schön und deutlich schreiben. Was jedoch Chaiml besonders auszeichnet und woran seine Mutter am häufigsten denkt, das ist sein heller, durchdringender Verstand, mit dem er nicht nur die spitzfindigen Haarspaltereien im Talmud und den schier unzähligen Commentaren blitzschnell begreift und erfakt, sondern auch Fragen des praktischen Lebens — insoweit er mit diesem in Berührung kommt — klar und richtig in ihrem innersten Wesen erkennt und beurtheilt.

Und nicht nur das, Chaiml weiß auch Vieles, wovon er eigentlich von außen keine Kenntniß erlangt hat. Vor Allem ahnt ihm, fühlt und vermuthet er, daß die Zeit, seine Zeit eine andere sei, als jene, in der sein Vater geboren wurde und jung war.

Raum ein Menschenalter liegt dazwischen, und doch

\*) Vollkommen.



müssen sich gewaltige Umwälzungen in der Gedanken- und Gefühlswelt seiner Stammes- und Glaubensgenossen vollzogen haben — das empfindet instinctiv der jugendliche Talmudgelehrte in dem weltvergeffenen stillen Dorfe Galiziens.

Ja, es ist kaum glaublich, was so ein polnisch-jüdisches Jüngelchen Alles erräth, überdenkt, in seinem Kopfe verarbeitet. Diese intellectuell frühzeitig gereiften Jünglinge erinnern unwillkürlich an den jungen Wein, der — einer aufgestellten Behauptung nach — durch entsprechende Behandlung mit Electricität den Geschmack und die Eigenschaften hundertjährigen Nebensaftes annimmt. Wenn man bedenkt, welche Studien Chaiml bereits durchgemacht, wird man sein Ahnungs- und Denkvermögen zwar bewundern, aber doch auch begreiflich finden.

Als er vier Jahre alt war, las er bereits fließend und mit gehöriger Betonung den Urtext der heiligen Bücher. Mit 5 Jahren schon begann er das Studium der herrlichen bis auf unsere Tage unerreichten Geseßgebung unseres Volkes. Ja, ja, der fünfjährige Chaiml war stud. jur. und zwar mit einem heiligen Eifer, einer Unermüdlichkeit, deren kleinster Bruchtheil einem volljährigen Corpsstudenten zu wünschen wäre.

Nebijim Kthubim folgten. Staatsweisheit und Staatsmoral, die erhabenste Sittenlehre zog an dem kindlichen

Geiste vorüber, und durch das Ganze wand sich, wie ein rother Faden, die Geschichte seiner Nation. Wenn er, überangestrengt und eingeschüchtert von der Gedankentiefe und Erhabenheit des Vernommenen ausruhen wollte, griff sein Lehrer zu chamesch Megiloth und das unschuldsvolle Gemüth des Schülers ergökte sich an dem Buche Ruth, frohlockte über Esther's Sieg, schluchzte und klagte mit Jeremjas über Zions tiefen Fall, schöpfte Trost und Weisheit aus Koheleth und erfreute sich an dem herrlichsten, dem Schir haschirim des weisesten aller Könige.

Dabei hegte und pflegte ihn seine Mutter so, daß er auch körperlich vortrefflich gedieh.

Im zehnten Lebensjahre trat Chaiml an den Talmud heran. Talmud und Commentare! Das ist ein schier unbegrenztes Meer und wie zahllos viele sich auch als kühne Schwimmer darein gestürzt — es hat keiner sein Leben lang das Ufer erreicht.

Die verwickeltesten philosophischen Abhandlungen, die kühnsten, seltsamsten Behauptungen, geistreiche Ansichten und Gegenansichten, die schwersten Probleme menschlichen Denkens, fast alle Gebiete der Forschung beschäftigten jetzt Tag und Nacht das Hirn des Kindes. Anfangs ging's ihm nur so im Kopfe herum; es war drin ein Sammelthurium der verschiedensten Gedanken und Vorstellungen. Doch langsam klärte sich das Alles, es reihte sich an-

einander und wurde zu einem geordneten, übersichtlichen Wissenschaft, den stetig zu mehrten Chaiml's schönster, und wie er noch vorläufig glaubte, einziger Beruf auf Erden sein sollte.

Als er mit dreizehn Jahren bei der Barmizwahfeier eine Drascha hielt — also eine philosophische Dissertation — mußte er bereits, was er sagte. Sein angeborener Verstand war wie ein Diamant an dem Edelsteine der Wissenschaft und Weisheit geschliffen worden. Nun sollte er in hellem, stets zunehmendem Glanze strahlen, zur Ehre Gottes, den Menschen zum Vorbilde und zur Erbauung.

Reb Nechemja's sehnlichster Wunsch war es gewesen, seinen Sohn auf einem Rabinatsitze zu sehen. Er sollte einer Gemeinde mit seinem Wissen, mit seinem Verstande, Lehre und Rath gewähren, ihr in allen moralischen Nöthen eine Stütze sein, ihr voranleuchten durch Frömmigkeit und Heiligkeit, — durch Frömmigkeit und Heiligkeit! Das war es eben, was den Vater mit einer unbestimmten Besorgniß und Unruhe erfüllte!

Sein Sohn war fromm, gewiß; wie konnte es auch anders sein — hatte er nicht das beste Beispiel vor Augen — war er nicht von der unfehlbaren, unantastbaren Richtigkeit, von der Vollkommenheit der Lehre überzeugt? Ja, das war er! Jedoch — diese Erkenntniß

hatte er auf dem profanen Wege des Verstandes, nicht aber auf dem des frommen blinden Glaubens erlangt!

Das hatte der kluge Reb Nechemje erkannt, und — es erfüllte ihn mit Schmerz. Sein Sohn kann kein Rabbi werden — denn ein solcher muß ein heilig gottesfürchtiger Mann sein. Nur wer selber glaubt, ohne zu prüfen und zu forschen, ohne Vorbehalt und Einschränkung, nur der kann die heilige Flamme in den Herzen Anderer entfachen.

Daß Chaiml's „zu scharfer Verstand“ wie Reb Nechemje die Neigung zu logischer Auslegung und praktischer Anwendung der Lehre nennt, ihm, dem Vater Schwierigkeiten oder gar Unannehmlichkeiten bereiten könnte, befürchtet dieser nicht. Auch anderer Leute Kinder sind so gelehrt und wohlgerathen wie Chaiml — es giebt ihrer Viele im Lande und bei Allen wurzelt die Liebe und Ehrfurcht für die Eltern zu tief und fest, als daß sie ihnen je Schmerz bereiten könnten.

Dennoch ist Reb Nechemje vorsichtig. Nie hat er, bei seinen zeitweiligen Geschäftsreisen, den Sohn in die „große“ Stadt mitgenommen. „Es ist dort eine zu gemischte Gesellschaft innerhalb der jüdischen Gemeinde.“ Chaiml würde manches sehen und hören, was er lieber so spät als möglich erfahren mag. Und wenn er schon in die Stadt kommen soll, dann nur unter die Obhut

und Aufsicht eines frommen Schwiegervaters. Ja, Reb Nechemje gedenkt, seinen Sohn zu verheirathen!

Es ist die höchste Zeit! Mit dem 18. Lebensjahre hat die heilige Schrift den Heirathstermin festgesetzt, und Chaiml steht bereits im 20.! Verschiedene Umstände und Begebenheiten hatten sich bis nunzu hindernd in den Weg gestellt, jetzt soll endlich dem Drängen der Gattin und Mutter, sowie Reb Nechemje's eigenem Verlangen nachgegeben und „wenn Haschem Zithbaroch wird heißen“ — das heißt, die Angelegenheit so günstig leiten wird — Chaiml verlobt werden.

Unlängst hat ein renommirter Schachden aus X Reb Nechemje eine sehr anständige, sehr feine Partie vorgeschlagen, und die eben zurückgelegte Reise galt dieser wichtigen Sache. Die eingezogenen Erkundigungen ergaben, daß der Fides von Reb Mendel Steinfeld für Reb Nechemje paßt. Jener hatte nämlich einen berühmten Rabbi zum Urgroßonkel, und ein jetzt lebender Rabbiner irgend einer kleinen Gemeinde ist sogar sein Better. Reb Mendel ist zwar kein großer Charif, aber ein rechtschaffener frommer Jude, der ein Kind wie Chaiml wird zu schätzen wissen.

Uebrigens giebt er baare 1500 Gulden Mitgift und drei Jahre lang „Kost“ — soviel wie den vollständigen Erhalt für den zu gründenden jungen Haus-

stand — bis Chaiml ein Geschäft erlernt haben wird. Die Braut ist eine gute, feine, jüdische Tochter, mit keinem Gebrechen und keiner Krankheit behaftet und — was die Hauptsache für Reb Nechemje ist — sie hat eine tugendhafte, fromme Mutter, eine „Ischa k'shera“.

„Ein guter Stamm bringt gute Frucht,“ sagt sich Reb Nechemje, und der Schiduch wird mit Gottes Hilfe geschlossen werden.

Und Chaiml? Der weiß längst, was ihm unentrinnbar bevorsteht, nur ahnt er in diesem Augenblick noch nicht, daß die Würfel bereits gefallen sind.

„Guten Morgen, Vater,“ begrüßt er den Angekommenen und hilft ihm von der Fuhre. Sein Blick fällt auf eine runde Schachtel. „Was hast Du hier mitgebracht, Vater?“

„Einen Gut für Dich, Chaiml, einen theuren, neuen Gut.“

„Der alte is ja noch gut“ — meint Chaiml. Ihm will das Geschenk nicht gefallen, er vermuthet eine besondere, ihm nicht gar zu sehr erwünschte Veranlassung dazu.

Inzwischen ist Reb Nechemje in's Haus getreten. — Die „Karczma“\*) in Zamoszef gleicht in Bauart

---

\*) Wirthshaus.

und Aussehen den meisten Dorfwirthshäusern Ostgaliziens. Zur Hälfte gemauert, besteht sie im oberen Theile aus Lehm und trägt ein überhängendes Strohdach. Die kleinen Fenster glänzen just nicht in tadelloser Sauberkeit. Eine weite, dunkle Hausflur ist zur Aufnahme von Wagen und verschiedenen landwirthschaftlichen Geräthen bestimmt, rechts, nahe der breiten Einfahrt die Wirthsstube — ein ziemlich großer, niedriger und unfreundlicher Raum, mit Lehm Boden, darin als Einrichtung ein alter, mit längst verwischter grüner Farbe angestrichener Schanktisch, lange Bänke und Tische aus weißem Holz und ein riesiger Ofen, der von der Hausflur aus beheizt wird. Anstoßend befindet sich eine kleinere Stube, die wohnlicher ausgestattet, der Familie, sowie selten hier einkehrenden Reisenden, welche ein Gewitter oder zufällige Beschädigung des Wagens zum Haltmachen zwingt, als Aufenthaltsort dient. Daneben noch ein kleiner Kofen — für die Nacht das Schlafzimmer der Eltern, während des Tages Chaiml's Studirstube, gegenüber eine Küche und eine kleine Milchammer.

Wenn wir noch des Dachbodens, wo große Mengen Heu und Stroh untergebracht sind und der vermitteltst einer, an die Deckenöffnung gelehnten, steilen Leiter zu erreichen ist, sowie des mit Branntwein- und Bierfässern gefüllten Kellers erwähnen, dann sind die Räumlichkeiten

erschöpft, in denen der Herr Propinationspächter „lebt und lacht“, wie es im Sprichwort heißt.

Die engere Umgebung bilden: der Kuhstall, das Hühnerhaus, der kleine Pferdestall, wo eine Schindmähre und zwei Bauerngäule stehen, und mehrere Düngerhaufen.

Wie Neb Nchemje die Schwelle der Schankstube betritt, kommt ihm schon seine Frau entgegen.

Im Gegensatz zu Vatten und Sohn ist sie klein und rundlich. In dem hübschen frischen Gesicht glänzen zwei Augen, deren Blick von Klugheit und Energie zeugt; überhaupt deuten die raschen, bestimmten Bewegungen der kleinen Gestalt auf ungewöhnliche Thatkraft und Zielbewußtsein. Leider konnten sich diese unschätzbaren Eigenschaften weder voll entfalten, noch auch entsprechend bethätigen, weil Bögele — ein Weib war, in Ostgalizien geboren und in Jamostek als Schankwirthin ihr Leben zubringen mußte.

Was man dort leisten konnte, erfüllte sie voll und ganz; ihr Mann wußte, daß er sich auf sie verlassen könne.

Ihr Trost und ihre Genugthuung ist die Ueberzeugung, daß Chaiml seiner Mutter nachgerathen ist, daß er — ein Mann — mit Gottes Hilfe, jene Eigenschaften im Leben auch gehörig benützen und verwerthen werde.



Darum war sie sogar, ganz im Stillen und Geheimen sehr erfreut, als ihr Gatte, den sie hoch verehrt und dessen Wort und Beschluß ihr heilig ist, aus eigener Einsicht auf die Rabbinerlaufbahn für den Sohn verzichtete.

Welchen Wirkungskreis konnte ihm das Rabbinat in einer winzig kleinen armen Gemeinde Galiziens bieten? und daß er trotz aller Gelehrsamkeit auf keinen hervorragenden Rabbinersitz gelangen werde, wußte Bögele, da ihr die einschlägigen Verhältnisse im Lande nur zu wohl bekannt waren.

Aber aus dem Dorfe wollte sie ihn bringen — so bald als thunlich! Daher ihr Drängen zu einer Heirath. Denn daß Chaiml so „ganz von selbst und allein“ in die Stadt ziehen könnte, um eine ihm zusagende, passende Beschäftigung und Erwerb zu suchen — so etwas Ungeheuerliches vermag sie gar nicht auszu denken. Wie Urgroßvater, Großvater, Vater und Sohn, so sollte auch der Enkel „zu rechter Zeit“ heirathen und vom Schwiegervater im Geschäft unterrichtet werden.

Jetzt glaubt sich Bögele am Ziele ihrer heißen Wünsche. Sie brennt vor Neugierde und Ungeduld, das Resultat der Reise zu erfahren, dennoch fragt sie nicht, denn nach einem freundlichen „guten Morgen“ zieht sich Reb Nechemje sofort in die Wohnstube zurück,

um Talis und Thefilin anzulegen und sein Morgen gebet mit Andacht zu verrichten. Darauf verzehrt er ein bescheidenes Frühstück aus dünnem Kaffee in braunglasirtem Topf, ein wenig saurer Sahne und einer kleinen Semmel bestehend. Und jetzt endlich tritt er zu Bögele hinter den Schanktisch, um zu berichten und zu berathen.

In der Stube befinden sich nur zwei Bauern, die einander zutrinken — die beachtet man nicht.

Chaiml dagegen hat sich längst mit ein paar alten Zeitungsblättern, die er als Emballage der vom Vater mitgebrachten Packete gefunden, auf seine Studirstube geflüchtet, wo er den Inhalt der Maculatur gierig verschlingt.

„Hachem Jthbaruch soll helfen, es soll gut sein, was weiß der Mensch?“ erwidert eben Bögele auf die Ausführungen des Gatten — „und jetzt mußt Du mit Chaiml über die Sache reden.“

Reb Nechemje seufzt leise. Offenbar betrachtet er die Mission als keine leichte. Nach kurzem Besinnen betritt er entschlossen den Alkoven.

„Was liest Du da, Chaiml?“ — Chaiml erröthet, wie auf einem Unrecht ertappt.

„Die Zeitungsblätter, Vater,“ murmelt er.

„Mein Kind, was dort gedruckt steht, davon haben wir Juden nichts. Es nützt uns nicht und schadet uns



nicht — oder ja," verbessert er sich — „es schadet uns; aber wozu brauchen wir das zu wissen? wir können uns doch nicht helfen! Aber wenn Du Dich so für die Neuigkeiten in der Welt interessirst, so ist's ja ganz gut, daß Du mit Gottes Hilfe bald in eine große Stadt kommen sollst."

Nun weiß Chaiml, was die Glocke geschlagen. Er ist ganz blaß geworden, gesenkten Hauptes und mit unsicherer Stimme fragt er:

„Du meinst gewiß einen Schiduch, Vater?"

Reb Nechemje ist froh, daß Chaiml das Wort ausgesprochen. Gelle Freude steigt in sein Antlitz, als er nun dem Sohne erzählt, wie fromm und angesehen in der Gemeinde, wie wohlhabend und wohlthätig die Familie sei, zu der er als Schwiegersohn bald gehören werde.

Doch Chaiml hat als einzige Antwort darauf die Frage:

„Vater, wie kann ich heirathen, ich bin ja gar nichts?!"

Reb Nechemje starrt ihn verständnißlos an.

„Du bist gar nichts" — wiederholt er — „wie heißt gar nichts? Du hast so viel gelernt, Du kannst ja sogar ein Rabbi sein, Du bist das Kind eines braven Vaters, der auch kein Amhaarez\*) ist, Deine Mutter ist die

\*) Ignorant.

Urenkelin des Broder Magid, und das kann heißen Du bist gar nichts?! Siehst Du, Kindleben, das kommt von die Zeitungsblätter," fügt Reb Nechemje mit sanftem Vorwurf hinzu.

„Mein Vater, ich fühl' — ich weiß es selber; verzeihe mir, daß ich so red' — Du weißt, ich hab' derech Erez\*) vor Dir und lieb' Dich von ganzer Seele — aber Vater, ich glaub' in unserer Zeit soll man seine Söhne nicht ganz so erziehen, wie Du mich erzogen hast. Ich ehr' und lieb' unsere heilige Thora, aber wenn ich kann jetzt nichts Anderes und muß so heirathen und auf einmal Flachs Händler werden, so . . . so . . . ist das nicht ganz gut und . . . nicht nach meinem Sinn und Verlangen." Chaiml's Lippen beben, und sein Kopf sinkt tief auf die Brust.

Reb Nechemje bleibt lange Zeit wortlos, wie betäubt von der Wucht der Anklage, die er aus den schonend gesprochenen Worten heraushört.

„Mein Kind," beginnt er, und seine Augen schimmern feucht, „ich versteh', was Du meinst und dennoch — wär' ich jetzt wieder jung — und Du das kleine Jüngelchen wie einst, ich würde Dir dieselbe Erziehung geben hier im Dorf, bei Thora und Talmud,

\*) Respect.

denn, mein Kind," hier wird seine Stimme fester und sein Ausdruck entschlossener, „ich würde immer wünschen und streben, daß Du vor Allem ein Jud' bleibst, ein wahrer echter Jud'. Die neumodische Bildung raubt uns das Jüdischkeit, aber jüdisch sein und bleiben, ist al pi Thora und al pi Sechel\*) wichtiger und mehr werth, als gebildet sein und sogar ein Doctor werden.

Du wirst in einer Stadt sein, Du wirst vielleicht viele Städte kennen lernen und Du wirst seh'n, was dort aus den Juden geworden ist, die sich gebildet haben, die in Schulen geh'n, die Doctors und Beamten sind. Was sind sie? nicht Fisch noch Fleisch! Hör' sie reden von ihren Volk', von ihre Brüder, von der heiligen Lehre, von unserem großen Chachamin, die von allen anderen Völkern geehrt und hochgehalten von ihnen aber verspottet werden und verachtet. Sieh' ihr Leben! Die goldenen Worte der Lehre wollen sie nicht hören und lernen von den Fremden nicht das Gute, nur das, was ihr Herz verdirbt und ihre Sitten vergiftet. Und was sie bei den Fremden bewundern, das haben unsere theueren Weisen und Könige vor 3000 Jahr' gesagt und gelehrt — aber sie wissen gar nichts davon, sind keine Juden und heißen doch Juden und sind für uns

\*) Laut Thora und Verstand.

noch ärger und eine größere Schand' wie die, welche sich taufen."

Born und Schmerz tönt aus Reb Nechemje's Stimme, es zuckt wie Wetterleuchten über sein blasses, vornehm edles Gesicht.

„So habe ich es nicht gemeint, Vater," beginnt Chaiml schüchtern seine Vertheidigung: „Ich fühl' in mir nur keine Lust zum Handel, zum Schachern und Feilschen, zum Krämerleben, und ich möcht auch nicht verheirathet sein, solange' ich nicht selber verdienen kann. Ich . . . ich . . . weiß nicht wie, das zu sagen, aber . . . ich fühl' in mir soviel Kraft, Lust und Muth! und ich möcht' eine Beschäftigung haben, die das Alles auch braucht und verlangt."

Chaiml ist bei diesen Worten aufgesprungen, und wie er so hoch aufgerichtet dasteht, den Vater noch um Haupteslänge überragend, mit breiter Brust und stolz gewölbter Stirne, mit sanftgeröthetem Antlitz und blizenden Augen, ist er ein Bild vollster Jugendkraft, veredelt durch Intelligenz und Schönheit.

Reb Nechemje betrachtet ihn trunkenen Blickes.

Er hört die gesprochenen Worte nicht, er lauscht nur auf das, was sein Herz ihm flüstert: Wie schön ist Dein Kind, schöner kann kein Prinz sein. Gott soll ihm Kraft geben und langes Leben, Glück und Segen.

Ein Geräusch und lebhafter Wortwechsel bringt aus der Wirthsstube herüber. Reb Nchemje eilt hinaus.

Chaiml sinkt tief nachdenklich auf seinen Stuhl. Er überlegt lange, lange.

Und er muß wohl einen festen Entschluß gefaßt haben, denn als wenige Tage nach dieser Unterredung der neue Gut hervorgeholt wird und Reb Nchemje mit Gattin und Sohn nach K. reist — zur Verlobung, hat sich Chaiml anscheinend in sein Schicksal ergeben.

Diesmal ist es nicht mehr der Leiterwagen, sondern die Bahn, die wirkliche Eisenbahn, welche die M'chutanim in die Nähe der Braut bringt. Nur eine halbe Meile hinter Zamostek in, der Landstraße entgegengesetzter Richtung befindet sich die Station; dort steigt man ein, und nach mehrstündiger Fahrt — der ersten per Bahn für Chaiml — langen sie auf dem Bahnhofe zu K. an.

Gleichzeitig mit Reb Nchemje's Familie verläßt den Perron ein fein gekleideter, elegant aussehender junger Herr. — Reb Nchemje und sein Sohn sind fesselnde Erscheinungen. Der Fremde betrachtet sie denn auch bewundernd. Er thut es um so ungenirter, als es doch nur „polnische Juden im langen Raftan“ sind, die gewiß keine Ahnung von Anstandsregeln haben. — Aber Chaiml hat dieses Anstarren bemerkt und flüstert eben

seinem Vater zu: „Schau, was für ein Muth Panim\*) der is“. — „Es muß ein Arel\*\*) sein“ entgegnet quasi entschuldigend Reb Nchemja.

Während er mit den Seinigen zu Fuß in die Stadt geht und in einem kleinen Gasthose einkehrt, wo der Wirth fromm und die Küche gewiß recht koscher ist, besteigt der feine Herr eine wackelige Droschke, indem er in unverfälscht sächsischem Dialekt, unablässig über die „haarsträubenden Zustände“ und die „schauderhaften polnischen Juden“ bald laut, bald leise schimpft, und läßt sich in das feinste christliche Hotel der Stadt bringen, wo er sich in's Fremdenbuch wie folgt einschreibt: „Fritz Ettelsberg aus Dresden, Vertreter der Firma: G. B. Ettelsberg, zu zeitweiligem, geschäftlichem Aufenthalte in K.“

\*) Unverschämter.

\*\*) Ein Andersgläubiger.

In der Nähe der alten Synagoge, zwischen dem „Merchaz\*)“ und der Klaus, dem Bohnhause des Rabbiners gegenüber, so recht zwischen „Gott und Teut“ befindet sich das Haus von Reb Mendel Steinfeld. Es ist ein ganz ansehnliches, einstöckiges Gebäude. Reb Mendel hat das Besizthum nur einem glücklichen Zufalle zu verdanken, denn seine Mittel sind nicht gar so groß. Die früheren Eigenthümer — mehrere Geschwister — wollten nämlich nach dem Tode des Vaters und Erblassers um jeden Preis aus dieser hassidischen Umgebung“ hinaus und in die „Herrengasse“ ziehen. So konnte Reb Mendel unter sehr günstigen Bedingungen, mit geringer Anzahlung Realitätsbesitzer werden.

Reb Mendels Heim sieht wohnlich und sauber aus. Dafür sorgt schon Blümele, die sich auf der Promenade von ihren Freundinnen Bella nennen läßt und überhaupt

\*) Badeanstalt.

manche modische Neigung verräth — zur Betrübniß und steten Verlegenheit ihrer sanften, frommen Mutter, die Alles das vor dem streng hassidischen Vater verheimlichen und vertuschen muß. Blümele hat aber auch schon Deutsch und Polnisch gelernt; und fein sticken und kleidet sich nach der neuesten Mode. — Die Einrichtung ist nicht kostspielig — von Eleganz und Comfort ist keine Rede, aber Alles ist hübsch und neu, man merkt, daß das Ehepaar Steinfeld die Sachen erst unlängst angeschafft hat. Und wirklich lebten und wohnten sie viele Jahre ungleich anspruchsloser.

Sie hatten ein kleines Stübchen mit einer winzigen dunklen Küche. Reb Mendel trug noch die Feiertagskleider, die ihm seine Eltern zur Hochzeit angeschafft, und kaufte sich für die Wochentage, regelmäßig alle zwei Jahre einen Kasten. Auch Malkele, seine Frau, hatte noch die Sachen von ihrer Aussteuer, obwohl sie schon lange verheirathet war. Alle drei Jahre kaufte sie sich einen Hut, den sie Sommer und Winter trug, freilich nur am Sabbath, Morgens, wenn sie in die Bettschule ging. Nachmittag blieb sie stets zu Hause, dann las sie die Sedre, die Thinoth, Thilim u. s. w., so daß sie kaum mit hereinkrechender Dämmerung fertig wurde, worauf sie nach kurzer Pause „Gott von Abraham“ her sagte und Licht gemacht wurde. Damit begann die



Woche — mit ihren Arbeiten, ihren tausend kleinen und großen Pflichten, ihren guten und bösen Stunden, wo Malkele nie ausging — ausgenommen auf den Markt. Von Zerstreuungen, Besuchen und Vergnügungen hatte Malkele kaum eine Ahnung. Hätte man sie darüber befragt, sie würde gewiß erstaunt geantwortet haben: „Bei uns Juden? wir haben kein Vergnügen! der Mann doch noch! denn am Sabbath Nachmittags und Abends, in der Synagoge den dort vorgetragenen Erläuterungen aus der heiligen Schrift lauschen, mit Anderen Meinungs austausch pflegen in schwierigen talmudischen Fragen und für „jamim noraim“ nach Czarnohora zum Rabbi fahren, war gewiß für Reb Mendel das größte Vergnügen, wie es kein „Malschuth\*)“ besser haben kann — laut seiner Versicherung. Sonst arbeitete er unablässig und schwer, lief den Bauern nach und zankte, schrie, feilschte und handelte, bis er etwas kaufte; fuhr mit den schlechtesten, billigsten Bauernwägen, die ihn schier zu Tode schüttelten, in die Dörfer, aß kaum dreimal wöchentlich etwas Gekochtes, plagte und rackerte sich ab, um nur etwas für die Kinder zu erübrigen.

Erst als Blümele 17 Jahre alt wurde und man

\*) König.

schon mit Reb Mendel von „Scheduchim\*)“ zu sprechen begann, wurde gelegentlich das Haus gekauft, die bessere Wohnung bezogen und eingerichtet. Das Werthvollste in ihr ist jedenfalls der gutgefüllte Silberschrank in der „großen Stube“.

Blümele ist eben daran, die drei Paar silbernen Leuchter herauszuholen, wie auch die thurmartige Gewürzbüchse, um sie, da heute Freitag ist, „lekabod schabath“ zu putzen. Das thut sie stets mit vielem Vergnügen. Nur heute ist ihr gutmüthiges, wenn auch nicht hübsches Gesicht traurig, und schwere Seufzer entsteigen der Brust. — Die Mutter, noch in der Haube und Wirtschaftsschürze, deckt den Tisch, denn es ist zwölf Uhr — also in einem frommen jüdischen Hause eigentlicher Beginn der Sabbathfeier und der Tisch — ein Altar für die Familie — wird gedeckt und geschmückt. —

Ein, zweimal hört sie die Tochter seufzen. Zum dritten Male wendet sie sich zu ihr. „Kindleben, warum seufzest Du so? Was fehlt Dir?“

Blümele wird feuerroth, und schon ist ihr Gesicht von einem Thränenstrom überfluthet.

Malkele, ihrer Mutter, beginnt eine Ahnung aufzudämmern. Wahrscheinlich hat das Kind irgendwie er-

\*) Partien.

fahren, daß M'chutanin gekommen sind, sie hat vielleicht die zwischen den Eltern und dem Schädchen gepflogenen Besprechungen und Unterhandlungen behorcht und . . . Malkele wagt garnicht in ihren Vermuthungen weiter zu gehen; aber Gewißheit muß sie haben.

„Mein Kind, sag' die Wahrheit, weißt Du etwas von der Sach'?“ fragte sie bangen Tones.

Blümele liegt bereits in ihren Armen, preßt den Kopf an der Mutter Brust und ruft unter Schluchzen, aber sehr energisch: „Mutterleb, ich will nicht, ich will nicht, ich will nicht!“ Malkele ist außer sich: „Blümele, mein Kind, wie kannst Du so etwas sagen? Du weißt ja garnicht, wer der Bräutigam ist! Es ist ein Talmud chacham und ein ben Talmud chacham und schön wie die ganze Welt, und klug wie der Tag. Es ist ein großes Glück und eine große Ehr' für Dich, mein Kind, und für unsere Familie. Ich dank' Gott, daß er beschert mir so einen Schiduch für mein ältest' Kind, denn das is ein gut Fundament für die Jüngeren, und Du willst nicht?“ die Weigerung übersteigt Malkele's Begriffsvermögen. Doch soll sie darüber gleich auf's Schmerzlichste belehrt werden.

„Ich — Mutter — ich — will keinen Chassid heirathen,“ kommt es zögernd und ein wenig ängstlich von Blümele's Lippen.

Entsetzen malt sich in den Zügen der Mutter. Sie stößt die Tochter sanft von sich und greift sich mit beiden Händen so hastig an den Kopf, daß die Haube ganz schief zu sitzen kommt. „Blümchen,“ schreit sie förmlich auf, „Blümchen, was sagst Du — was höre ich von meinem Kind? Weh mir! Das kommt vom Spazieren-gehn und vom schönen Puß und von den Freundinnen! Du willst nicht einen Chassid, ein Mann wie Dein Vater und wie Dein Großvater, olov haschalom — Du, eine jüdische Tochter! Die Welt geht unter, das Mabal\*) muß kommen, wenn ein jüdisch Kind so etwas sagen kann“ — klagt Malkele händeringend.

„Mein Kind,“ beginnt sie einlenkend nach einer dumpfen Pause, während welcher Blümchen schmollend schweigt und mit aufgedunsenen Lippen und zugekniffenen Augen in einem Winkel steht — „weißt Du denn nicht, daß geschrieben steht, wenn man sein Kind einem Am-haarez gibt, is das so, wie wenn man sie den wilden Thieren vorwerfen thät? — Es is ja nur für Dich, zu Dein' Glück. Wir, Deine Eltern müssen uns sehr anstrengen für diese Partie; wir geben Dir einen großen „Naden“ — 1500 Gulden. Wie viel mal 1500 Gulden hat ein Jud' in X.? Ich und Dein Vater wollen nur

\*) Sinitzuth.

die Freud' haben an Euch Beiden und haschem jith-boruch soll uns auch helfen, wir sollen bei Dir Glück und Segen sehen." Malkele hat sich in solche Nührung hineingeredet, daß sie sich schier auflöst in Weinen.

"Bal h'bofte\*)," ertönt in diesem Augenblicke die Stimme der jüdischen Magd, die ihren zerzausten Haarschopf zur Thür hineinsteckt. „Bal h'bofte, Pesie ist da und will Euch etwas sagen.“

Malkele trocknet schnell ihre Thränen, rückt die Haube zurecht und eilt in die Küche.

Nahe der Thüre steht eine kleine, magere, fast kindliche Gestalt. Es läßt sich nichts Aermlicheres, Traurigeres denken als diese Erscheinung.

Kummer, Entbehrungen und stete Sorgen sind in dem abgehärmten Gesichte zu lesen, das trotz Allem noch Spuren einstiger Schönheit aufweist. Die tief eingefunkenen Augen sind vom vielen Weinen matt und die Lider stark geröthet. Die vertrockneten Lippen sind fest zusammengepreßt, als wollten sie den sich stets herausdrängenden Schmerzensschrei, das laute Aufschluchzen zurückhalten. Ein verblichenes altes Kleid, schlechte Schuhe an den Füßen, ein Perkaltüchlein auf dem

\*) Hausfrau, Madame.

Kopfe, das unter dem Kinn zusammengeknötet ist, und ein fadenförmiger, dunkler Shawl machen die Kleidung der jämmerlichen Gestalt aus.

„Guten Morgen, Pesie, warum steht Ihr in der Küche?“ fragt Malkele freundlich.

„Schönsten Dank, ich kann ganz gut in der Küche stehen,“ lautet die schüchterne Erwiderung, und man vernimmt den echt jüdischen Seufzer — es ist wie ein Stöhnen, das sich aus qualvoll bedrücktem Herzen ringt.

„Chas weschalom\*), warum sollt Ihr in der Küche stehen, Pesie, kommt in die Stube, kommt,“ redet ihr die Hausfrau zu.

Pesie folgt der Aufforderung.

„Nun, Pesie, Ihr wollt mir gewiß etwas sagen, ermuthigt Malkele die kleine Frau.

„Malkele —“

In diesen frommen Kreisen herrscht noch der patriarchalische Ton unserer Vordern. Da kennt man keine Titel und ehrerbietigen Anreden. Man nennt einander: „Malke, Pesie u. s. w. oder: Aron, Moses, Jacob,“ erst sobald die Männer verheirathet sind, kommt bei ihnen das „Reb“ hinzu — sonst wird man genannt

\*) Eine Exclamation, etwa wie: Da sei Gott vor.

wie man eben heißt, ohne Rücksicht auf Stand oder Vermögen, in richtiger Consequenz des Satzes: „Kol Jisrael achim“.

„Mallele, —“ sagt Pesie — doch weiter kommt sie nicht. Brennende Thränen rollen über ihre welken Wangen, und ein Zittern durchläuft den kleinen Körper.

„Um Gottes Willen! Pesie, was fehlt Euch, was ist wieder Neues gesch'h'n?“ fragt Mallele erschrocken. Sie fragt nach neuem Unglück, denn das alte, dessen es bei Pesie seit Jahr und Tag übergenug giebt, ist ihr längst wohlbekannt.

Pesie's Mann, Reb Mathes war einst als „Jeschiba bachur“ von ihrem Vater, einem Manufacturwaarenhändler, zum Schwiegersohn auserkoren worden. Pesie war damals ein süßes blutjunges Ding. Und sanft und kindlich, wie ihr Aeußeres, war auch ihr Gemüth. Nie hat sie ihrem Manne den leisesten Verdruß bereitet. Sie war gut und geduldig wie ein Engel, aber sie war keine „Eicheth Chail“<sup>\*)</sup>. Ihr Haus war ihre Welt. Ihr Gatte, die Kinder, die Wirthschaft, füllten ihr Herz und ihren Sinn aus. Darüber hinaus gab es nichts, wofür sie Verständniß besaßen und bekundet hätte. Diese Beschaffenheit ihres Charakters würde ganz gut

<sup>\*)</sup> Hervorragend tüchtige Frau.

genügt haben, wenn Pesie jenes undefinirbare Etwas, — das wir gemeiniglich „Glück“ nennen, zur Seite gestanden wäre. Leider war die kleine Frau unter keinem günstigen Sterne geboren. So lange der Vater lebte, ging es ziemlich gut. Reb Mathes arbeitete im Geschäft des Schwiegervaters, man hatte einen gemeinsamen Hausstand, und bei den allseits so überaus bescheidenen Ansprüchen an's Leben konnten sie auskommen. Jedoch mit dem Tode des Alten und der alleinigen Uebernahme des Geschäfts durch Reb Mathes begann der Niedergang. Fehlte es ihm an Pflichteifer? Gewiß nicht! An Fachkenntniß und Geschäftsgeist? Vielleicht. Aber das war nicht seine Schuld. Er war ein Talmudjünger. Er gab sich alle erdenkliche Mühe und erzielte doch nur einen unbedeutenden Umsatz, mit geringem Nutzen.

Das machte ihn bitter und mürrisch. In seinem Unmuth machte er Pesie dafür verantwortlich. „Wärest Du im Geschäft tüchtig, vielleicht würde es besser geh'n,“ sprach er oft.

Sie war untröstlich über diesen Mangel an Fähigkeiten. Sie betrachtete ihn als ein Verbrechen, und nie — mochte der Gatte noch so ungerecht und hart zu ihr sein — wagte sie, seine Vorwürfe zu widerlegen oder gar zurückzuweisen. Wenn es gar zu arg wurde,



dann flüsterte sie unter Thränen: „Das is auch ein Goluth, aber lang wahren soll's!“

Der Vater hatte nicht viel hinterlassen. Es ist eigenthümlich, daß man bei den Juden allenthalben großes Vermögen, Capitalien vermuthet, und doch stellt sich in der Regel nachher heraus, daß sie viel, viel weniger besaßen, als die öffentliche Meinung annahm. Ihre Rührigkeit, ihr Geschäftssinn und die Unternehmungslust, die sie meist auszeichnet, beeinflussen eben das Urtheil der Menge.

Reb Mathes hatte also ein kleines Betriebscapital geerbt und war hauptsächlich auf den Credit angewiesen. Er reducirte die Geschäftspesen, schränkte sich mit der Familie so viel als thunlich ein, — in Allem, in Wohnung, Kleidung, Nahrung, ja in der Erziehung der Kinder; nur das Lebensnothwendigste durfte ein Bedürfnis sein, und hätte in solcher Weise vielleicht doch bestehen können, wenn nicht ein unseliges Zusammenreffen von Umständen ihm verhängnißvoll geworden wäre, was mittelbar seinen Fall herbeiführte.

Es ereignete sich nämlich just zur Zeit, als Reb Mathes sich in der schwierigsten Geschäftskrise befand, daß zwei große, angesehene Firmen Concurß ansagten. Die auswärtigen Gläubiger, Fabrikanten und Großhändler, beschuldigten sie — ob mit Recht, ist ungewiß, —

der falschen Erida. Die Erregung war auf beiden Seiten groß. Schließlich kam zwar ein Vergleich zu Stande, das Ereignis hatte jedoch ein starkes Mißtrauen zur Ker Kaufmannschaft hervorgerufen, was eine allgemeine Reduction des bis dahin gewährten Creditcs zur Folge hatte.

Wie gewöhnlich traf der Rückschlag die Kleinen.

Sowie Reb Mathes, gleich andern kleinen Krämern, das bißchen Credit, das ihn noch aufrecht erhielt, entzogen wurde, war sein Zusammenbruch unvermeidlich und erfolgte auch bald. Um „doch endlich einmal ein Exempel zu statuiren“, wurde gegen ihn die gerichtliche Verfolgung eingeleitet, und er, der schon zitterte, wenn ihn ein Schutzmann anredete, verhaftet. Nach rasch durchgeführter Untersuchung wurde, „um der von verdächtigen Umtrieben bewegten Geschäftswelt einmal die „volle Macht und Strenge der Gesetze zu zeigen“, der unglückliche Reb Mathes zu einem Jahr Gefängnis verurtheilt.

War schon zur Zeit der Untersuchungshaft Noth und Betrübniß das tägliche Brod der Familie gewesen, so steigerten sich ihre Gefühle vollends zur Verzweiflung, als das Urtheil verkündet wurde. Zu Kummer und größter Armuth gesellte sich als bitterste Empfindung, die Schmach. „Im Gefängnis! ein Verurtheilter!“ das war Einzige, was Pessie aus dem auf sie einströmenden Ungemach heraushörte und begriff, was sie

vollends zu Boden drückte. „Gott hat es so gewollt,“ das stand fest bei ihr. Aber warum?“ Gott will nie das Schlechte, um des Schlechten Willen, er ist ein Baal Harachmim\*). Wahrscheinlich hatte sie, Pesie, sich schwer vor ihm versündigt; sie war nicht fromm, nicht gut und wohlthätig genug gewesen. Vielleicht hatte sie gar einmal gegen ihr Geschick gemurrt?! Nun kam die Strafe! Und ihr Mann, ihre unschuldigen Kinder mußten leiden. „Steht es denn nicht geschrieben: Euere Schuld will ich rächen an Euern Kindern . . .?“ dachte Pesie, und sie, die so unschuldsvoll und rein war, die keine Fliege störte, nie den Armen ohne Trosteswort und Gabe von ihrer Schwelle ziehen ließ, sie zermartete ihr Herz mit Selbstanklagen; sie schwand sichtlich dahin. Ihre kleine, schwächliche Gestalt bewegte sich nur noch wie ein Schatten in dem Hause, wo schwerste Noth und Schande sich eingenistet.

Gewiß wäre Pesie in jenen gräßlichsten Tagen ihres Lebens dem harten Geschick erlegen, wenn ihr nicht ein tröstender, helfender Engel — Mallele, zur Seite gestanden wäre.

Pesie war ihr eigentlich eine Fremde, denn auch nicht die entfernteste Verwandtschaft, die bei polnischen

\*) Herr des Erbarmen.

Juden den spätern Geschlechtern noch heilige Pflichten gegen einander auferlegt, verband sie mit ihr oder ihrem Gatten.

Doch vor Jahr und Tag hatten beide Familien lange Zeit in einem und demselben Hause, in nächster Nachbarschaft gewohnt. Hier zu Lande kennt man die strenge Abschließung und Zurückgezogenheit nicht, wie sie Stagnachbarn in den großen Städten zu beobachten pflegen. Haben sich die verschiedenen Einwohner eines Hauses passend zusammengefunden, d. h. sind sie alle anständige, in Charakter und Lebensführung gleiche Leute, dann entwickelt sich, ohne Rücksicht auf Stand oder Vermögen, ein inniger Verkehr, der oft in trüben und heitern Stunden die aufrichtigste, herzlichste Theilnahme für einander zu Tage fördert, das Fremdsein fast vergessen macht und den alten salomonischen Spruch „tob schachen karob . . .“ stets wieder zu Ehren bringt.

Als das Unglück über Matheß und seine Familie hereinbrach, nahmen sich die Steinfeld's sogleich ihrer an. Zwar vermochte Neb Mendel nicht, große materielle Opfer zu bringen, die erforderlich gewesen wären, um die kaufmännische Stellung des Ruinirten zu retten — dazu war er nicht vermögend genug und hatte doch selber eine Familie, deren Versorgung ihm oblag. Aber was sonst zur Vinderung der Noth der un-

verschuldet in's Elend Gerathenen geschehen konnte, thaten Reb Mendel und besonders seine Frau in vollem Maße und mit größtem Zartgefühl.

Denn in dem Augenblicke, wo das Geschäft behördlich geschlossen und Reb Mathes verhaftet wurde, besaß seine Familie keine Mittel, auch nur eine einzige Woche leben zu können.

Später, als das Urtheil über Reb Mathes gefällt und rechtskräftig geworden, bat Malkele die verzweifelte Pesie, bei ihr ein wöchentliches Darlehen anzunehmen, bis zu dem Tage der Freilassung ihres Gatten.

„Warum thut Ihr das Alles an mir?“ schluchzte Pesie gerührt.

„Warum?“ fragte Malkele verwundert — „sind wir denn nicht Beide jüdische Kinder? Wenn ein Jude dem andern nicht helfen sollt' im Unglück, dann müßt ja die Welt untergehen.“

Wenn Malkele vom Weltuntergange spricht, versteht sie darunter — ihr selber unbewußt, ihre, die jüdische Welt, das heißt Juden und Judenthum. An die übrige weite, große Welt denkt sie nie. Sie weiß nichts von ihr und kümmert sich nicht um dieselbe.

„Warum sollte ich auch?“ würde Malkele gegebenen Falles fragen. „Jene Welt kümmert sich ja auch nicht

um mich und die Meinigen?“ worunter sie wieder alle Juden begreift.

Um die Lage der Familie zu erleichtern, beschloß Pesie unter Zustimmung der Freunde, den dreizehnjährigen Meschulim, für den sie so wie so kein Schulgeld mehr zahlen konnte, zu einem Handwerker in die Lehre zu geben. Er sollte Tischler werden, von seiner Hände Arbeit, seinem Fleiße leben, und nicht wie sein bedauernswerther Vater, erst spät einen unsicheren Beruf nur mangelhaft erlernen und obendrein von Credit-schwankungen abhängen.

Zwar wußte Pesie, daß ihr Gatte mit dem hochbegabten Knaben ganz andere, stolzere Pläne hatte. Ja, in der Klaus wurde sogar gemunkelt, Reb Mathes, den man fortschrittlicher Gesinnungen verdächtigte, wolle den Sohn studiren lassen. Und nun sollte er mit all seinen Talenten nur Tischler werden! Nur ein Baal m'lacha! Zwar würde er kein gewöhnlicher Handwerker sein, wie die Anderen! Meschulim war schon damals ein guter Kenner, und gewiß würden sich sein angeborener Scharfsinn und seine Auffassungskraft auch im Handwerk verwenden lassen — tröstete sich Pesie in ihrem eigenen Schmerz und der Angst vor den Vorwürfen des Gatten. Doch als die traurige Zeit der Strafe für Reb Mathes vorüber war und er in den Kreis seiner Familie zurück-

kehrte, machte die Thatfache keinen Eindruck auf ihn; er war ein gebrochener Mann. Sein Stolz auf den „Jichs“, sein Selbstbewußtsein, die kühnen Hoffnungen für die Zukunft der Kinder waren dahin. Das Bewußtsein der unverschuldeten Schmach hatte ihm allen Lebensmuth geraubt, der Groll darüber sein bestes Herzblut ausgesogen. Jetzt gab es für ihn kein Wünschen und kein Sehnen mehr. Für Weib und Kinder wollte er arbeiten, gewiß, das war eine heilige Pflicht, die er sein Lebenlang ausüben wollte — aber ohne den früheren Eifer, ohne Freudigkeit, wie ein Tagelöhner, der den Feierabend herbeisehnt, aber den letzten langen Feier- und Ruheabend, wo dann es keine Störung und kein Erwachen giebt, erst wenn die Posaune des jüngsten Gerichtes ertönt und Muschiach ben Dawid erscheint, der die Auferstehenden alle gleich gut und glücklich machen wird.

Reb Mathes sah sich nach Verbüßung der Strafe dem Bettelstabe gegenüber.

Keine Geldmittel, keine positiven Kenntnisse, kein Vertrauen, nichts, wodurch er auch nur trockenes Brot für sich und die Seinigen hätte verdienen können!

Wieder war es die Familie Steinfeld, die der „Schuliach tob“ war, wie Peje sich ausdrückte. Reb Mendel kam in's Haus, tröstete, flößte Muth ein und

versprach, nächsten Tag wiederzukommen: mit einer *Bsura toba*\*), wenn Gott wird heißen,“ versicherte er.

Wirklich fand sich ein ungenannter Wohlthäter, der Reb Mathes in einem Engrosgeschäft einen Credit bis zu 100 Gulden verschaffte. Er wurde also Hausirer und zog mit Nürnbergerwaaren in den Städten und Dörfern umher.

Zu der aller Welt genügend bekannten Müh- und Trübsal dieses Erwerbes kommt in Galizien bei der Bedürfnislosigkeit der Bauern und niedern Stände noch der geringe Umsatz und minimale Profit hinzu, so daß Reb Mathes mit seiner Familie sich buchstäblich nie satt essen und im Winter nie erwärmen konnte. Erst als Meschulim die dreijährige Lehrzeit hinter sich hatte und Geselle wurde, kam eine Stütze hinzu. Was er verdiente, wendete er mit geringem Abzug für seine Garderobe dem Haushalte zu. Ueberhaupt verleugnete Meschulim seine Herkunft und Erziehung nicht. Er war nicht nur ein ausgezeichnete Handwerker, „ein Künstler in seinem Fach, und für Galizien viel zu gut“ wie sein Meister versicherte, sondern solid und voller Anstand. Er kleidete sich schön und fein — leider zum stillen Kummer der Eltern war es „deutsche“, d. h. die übliche

\*) Gute Nachricht.



europäische Kleidung und war bei Reb Mendel Steinfeld, dem er in tiefgefühlter Dankbarkeit zugethan blieb, an Sabbath- und Feiertagen ein wohlgelittener Gast. Reb Mendel machte sich bei diesen Besuchen ein besonderes Vergnügen daraus, ihm schwierige Fragen aus Chumesch und Gemarra vorzulegen und Beider Freude war groß, so oft sich herausstellte, daß Meschulim nur wenig verlernt hatte. Mit Blümele, der einstigen Gespielin seiner Kindheit, verband ihn ein tiefes Geheimniß. Meschulim lernte nämlich ganz im Stillen, deutsch lesen und schreiben. Niemand wußte das, außer Blümele, die ihn an jedem Sabbath Vormittag, während Vater und Mutter in der Synagoge waren, examinirte, um sich von seinen Fortschritten zu überzeugen, was sie mit demjenigen Eifer und Vergnügen that, die bei Jugendfreunden vorausgesetzt werden.

Reb Mathes zweitältestes Kind, die nunmehr auch schon erwachsene Perele, eine Elfengestalt mit den sanften Augen der Mutter, war der gute Genius des Hauses.

Sie verschonte die in Folge der Schicksalsschläge häufig fränkende Mutter so viel als möglich.

In den kargen Ruhestunden zauberten ihre Feenhände die schönsten Stickereien auf die Leinwand — den Erlös verschlang der Miethszins.

So ging es zwei Jahre lang, bis plötzlich das unerbittliche Geschick die Braven auf's Neue heimsuchte.

Es war Sonntags, als auf einem Gange durch die nahen Dörfer betrunkene Bauern Reb Mathes auf einem Feldwege überfielen, ihm das Waarenbündel entrißen und den wehrlosen Mann so lange mißhandelten, bis er bewußtlos liegen blieb. Nun erst ließen sie, erschrocken, ihr Opfer fahren und machten sich aus dem Staube, in dem Glauben, ihn erschlagen zu haben. Jüdische Fuhrleute fanden später den Unglücklichen, der sich inzwischen so weit erholt hatte, daß er, am Wegrain aufrecht sitzend, die Hilfe der vorbeifahrenden Glaubensgenossen anzurufen vermochte. Sie brachten den arg Verletzten in die Stadt, nach Hause. Weib und Kinder schrien laut auf bei seinem Anblicke. Der sofort herbeigerufene Arzt fand zwar die Verletzungen glücklicherweise nicht lebensgefährlich, aber ein mehrwöchentliches Krankenlager stand bevor. Die rohen beissenden Kerle hatten den Armen schlimm zugerichtet.

Pesie stand wieder einmal vor der verzweifeltsten Frage: „woher nehmen?“ Zwar war die Noth jetzt nicht so groß wie einst. Die Kinder verdienten. Doch dieser Verdienst war so gering! Einen Sparsfennig hatte der Hausirhandel gewiß nicht abwerfen können, und

jezt galt es noch, einen Kranken zu pflegen! An das in andern Ländern und überhaupt bei Andersgläubigen übliche Auskunftsmittel der Armen, an's Spital, dachte Peſie keinen Augenblick. Ihren kranken Mann aus dem Hause schicken in die Pflege von Fremden, von bezahlten, gefühllosen Leuten? So lange er Weib und Kind hatte, sollte dies nicht geschehen!

Eine ganze Woche hindurch halfen sich Peſie und Perele, so gut sie konnten. Doch schon Freitag waren die letzten Quellen erschöpft, und der Sabbath nahte, ohne daß im Hause das Geringste zu seinem Empfange geschehen konnte.

Die Anspruchslosigkeit des Juden im Osten — sobald die Verhältnisse es gebieten — ist geradezu unglaublich; selbst sein abendländischer Bruder, der trotz Allem und Jedem noch so manche Stammeseigenschaften mit ihm gemein hat, vermag sich keine richtige Vorstellung von seiner Entsagungsfähigkeit zu bilden, — aber eine Grenze kennt diese doch, und die Grenze ist eben der Sabbath! Was die sechs Tage der Woche an dem polnischen Juden gesündigt und gefehlt haben, das macht jener wieder gut. Je grausamer ihn das harte Geschick hernimmt, je mehr seine Menschenwürde mit Füßen getreten, seine heiligsten Gefühle verhöhnt, sein Wollen und Streben verkannt, sein Hoffen und Wünschen ent-

täuscht wird, desto sehnächtiger, ungeduldiger erwartet er den Sabbath, um all seinen Jammer 24 Stunden lang zu vergraben, zu vergessen. Der Sabbath ist seine feste Burg, in die er sich zurückzieht, um nach blutigen Niederlagen frische Kräfte zu sammeln zu erneutem Ringen und Kämpfen. Das Gesetz hat ihn eingeführt, und in den wechselvollen drei Jahrtausenden hat er sich die innigste Liebe und Verehrung zu erhalten gewußt, die ihm noch jetzt von seinen treuen Anhängern im Osten entgegengebracht wird. „Oh! wenn der heilige Sabbath schon käme,“ flucht der moderne Syſiphoſ, unter der stets wiederkehrenden Last der Sorgen und Beschwerden jeglicher Art. Für ihn, den polnischen Juden, ist der Sabbath in Wahrheit der Tag des Herrn. Er bringt ihm nicht nur Trost und Erbauung, — er bringt ihm vor Allem das Köstlichste und Schönste, das ihm sonst nie und nirgends zu Theil wird: Ruhe! . . . Ruhe und Frieden! — Die ihn hassen, verachten und bedrücken, sind seinem Gesichtskreise entrückt, er kommt in keine Berührung mit ihnen, so lange „Sabbath im Lande ist“. Im Gottes- und im Familienhause verbringt er die köstlichen, ach, so karg bemessenen Stunden. Erst nach der Habbalah ist der wohlthätige Bann gebrochen, und Sorge, Kummer und Trübsal halten auf's Neue ihren triumphirenden Einzug in das jüdische Heim,

bis nach langen sechs Tagen Schabath Kodesch sie wieder für eine kleine Weile vertreibt.

Kein Wunder also, daß die gläubige Judenheit diesen theuren, heiß ersehnten Gast so würdig als möglich zu empfangen strebt. „Lefabod Schaboth“ thut der Aermste ein Uebriges. Wie Viele gönnen sich nur damals ein Stückchen Fleisch, überhaupt etwas Gekochtes!

Als tiefste Demüthigung des Schicksals wird es betrachtet, den Sabbath ganz spurlos vorübergehen zu lassen, ihn von den Wochentagen in gar nichts auszuzeichnen. Das ist der Ausdruck äußerster Armuth, Rathlosigkeit und Verzweiflung, und ein so verbrachter Sabbath bildet für das ganze Leben einen Markstein höchster Noth, eine schmerzliche Erinnerung, die nie schwindet, gleichwie ein schweres Unglück und in den fröhlichsten Momenten als dunkler Punkt der Vergangenheit aufsteigt.

Nach dem Gesagten wird man Pesie's Gefühle begreifen, als sie am Freitag Morgen mit leeren Händen dem Herannahen dieses geheiligten Tages entgegensah. Sie selbst, sowie Perele und die jüngeren Kinder hätten es vielleicht doch ertragen — sie mußten — das half am besten über die Schwierigkeit, aber war es nicht heilige Pflicht, dem kranken Vatten und Vater die bittere Empfindung zu ersparen? Diese Reflexion gab den

Ausschlag. Was Pesie nach allem Vorgegangenen um keinen Preis gethan hätte, dazu entschloß sie sich aus liebevoller Sorgfalt und edel aufgefaßtem Pflichtgebote. Sie wollte wieder einmal nach langer Zeit zu denen, die ihr einst in Noth und Drangsal so hilfreich beigestanden und ihr stets in guter Freundschaft zugethan geblieben. Zwar hielt sich Pesie, trotz der wohlwollenden Aufmunterung Malkele's immer in bescheidener Entfernung. Trotzdem war sie eines gütigen Empfanges gewiß, und so sehen wir sie denn thränenden Auges vor ihrer Wohlthäterin stehen. „Malkele, Gashem Zithboruch hat uns wieder schwer heimgesucht.“ Hier erzählte sie, begleitet von Malkele's Händeringen und innigster Theilnahme, den betäubenden Vorfall, „Meschulim ist nicht da, und mein Gewissen läßt nicht zu, ich soll ihm die böse Nachricht senden und noch Geld von ihm verlangen. Und nun ist Grob Schaboth, aber bei mir im Haus ist kein Anzeichen dafür,“ schließt Pesie leise mit bebenden Lippen ihren Bericht.

„Ich bitt' Euch, Pesie, weint nicht, das zerreißt mir mein Herz, Ihr werdet sehen, Gott wird Euch ganz gewiß helfen. Er zürnt nicht ewig. Dann werden wir uns Alle zusammen freuen, und jetzt will ich Euch gerne ein „Smiluth Chesed“) geben; lauft schnell nach Haus

\*) Gefälligkeitssdarlehn.

und machet Schaboth, wie es sich gehört und wie Gott geboten hat. Glaubt mir, Pessie, Jeder hat Sein's. Gott giebt Jedem etwas Bitteres, denn wir sind Alle sündige Menschen, aber zuletzt ist Er doch ein Sar Harachmin und „richtet auf die Gefallenen und erfreut die Betrüben“, wie es geschrieben steht in Koheleth.“ Bei diesen Trostesworten drückt Malkela der armen Pessie einen Geldbetrag in die Hand und begleitet die Dankende bis vor die Hausthür, ihr tausend gute Wünsche auf den Weg gebend.

Als sollten die Worte der braven Frau von der Jedem zugetheilten Bitterniß einen sofortigen Beleg erhalten, erscheint nach wenigen Minuten ihr Gatte, Reb Mendel Steinfeld, mit ungewöhnlich ernster Miene im Wohnzimmer.

„Malkela, ich hab' große Agmath nefesch\*),“ wendet er sich sofort zu seiner Frau, indem er unablässig seine langen Peijos dreht, was bei ihm ein Zeichen großer Erregung ist.

„In dem Schiduch?“ fragt sie ahnungsvoll, eingehend der eigenen Unterredung mit der Tochter.

„Ja. Hör' nur, was der Chosen\*\*) verlangt! Er

\*) Kummer.

\*\*) Bräutigam.

will in der Stadt bleiben nach die Tnaim\*), ein ganzes Jahr und ein Geschäft lernen, dann erst will er heirathen. Hast Du schon so 'was gehört? Es giebt jetzt keine richtige Jeschiba Bachurin. Jeder verdreht sich ein biß den Kopf mit der neuen Mode. Zuerst will man ein Geschäft lernen, man hat kein Vertrauen auf Gott! man will sich nur versichern! Ach, ach,“ fährt Reb Mendel mit einem tiefen Seufzer fort, „die Juden werden alle, alle, apiforim und erzürnen Gott.“

„Was sagst Du dazu, Mendel?“ fragt seine Frau. Sie selbst wagt keine Meinung zu äußern, so neu, so seltsam kommt ihr das Verlangen des Bräutigams vor.

Reb Mendel wiegt gedankenvoll den Kopf, geht in der Stube lange auf und ab: „Es ist ein feiner Schiduch, der M'hitan ist ein Talmud Chacham, ein Jud' wie aus eitel Seide, der Bachur ist ein scharfer Kopf; Reb Hirsch hat ihn gestern verhört und hat mir dann gesagt: „Mendel,“ hat er gesagt, „das ist ein Fluß Sch'ch'ilujim\*\*).“ Und er ist kein Hergelaufener, kein Bettler, sondern von lauter Rabiim. So ein' Schiduch find' ich für Blümele nicht jeden Tag.“

\*) Verlobung.

\*\*) Der Vortrefflichkeit von Allen.



„Blümele is noch so kindisch,“ beginnt Mallele in diplomatischer Weise, die Widerseßlichkeit der Tochter zu melden. „Sie versteht noch nicht, was das heißt, so einen Schibuch thun. Denk Dir, Mendel,“ dabei lächelt die Mutter begütigend, wie um den voraussichtlichen Sturm zu beschwören, „denk Dir, sie hat mir gar gesagt, sie will den Bräutigam nicht.“

„Was hör' ich?“ Reb Mendel streckt wie abwehrend die Hände aus, um sich aber sofort wieder zu beruhigen. „Sie ist ein närrisch Kind, sobald sie den Bräutigam unter der Chupe\*) sieht, wird er ihr gewiß gut gefallen. Er is schön wie die Sonne. Und sie is mein Kind und Dein Kind, Mallele, und sie wird gehorsam sein. Du sollst ihr sagen, sie soll mich, ihren Vater, nicht kränken. Ich will nur, sie soll glücklich sein.“

Mallele schweigt bei dieser Rede, doch das liebevolle Herz der jüdischen Mutter kommt nicht zur Ruhe. Blümele's Ausruf: „ich will nicht“ klingt ihr noch immer in den Ohren. Wie, wenn das Kind wirklich wider Willen verlobt und verheirathet würde? Wie etwa, daß Mallele befürchtete, es könne eine unerlaubte, geheime Neigung den Sinn der Tochter umfassen halten und ihren Willen beeinflussen! „Eine jüdische Tochter

\*) Trauhimmel.

liebt keinen fremden Mann, außer ihrem Vater und Bruder eigentlich keinen Mann. Sie ehrt und schätzt den Gatten, den ihr die Eltern zuführen. Sie ist ihm die treueste, aufopferndste Freundin und Begleiterin durch's Leben, auf die er sich jederzeit verlassen kann, wie auf sich selbst, die ihn nie verräth und nie verläßt, bis zum letzten Athemzuge, aber lieben — liebt ein jüdisches Weib, nur ihre Kinder.“ Gewiß ist ihre Tochter nicht aus der Art geschlagen und nicht Liebe zu einem Anderen ist der Grund ihres Sträubens.

Aber wäre es auch nur ungerechtfertigte, instinctive Abneigung gegen die geplante Verbindung, so ist es Pflicht der Mutter, diese Empfindung ihres Kindes bei dem wichtigsten Lebensschritte, nicht ganz unbeachtet zu lassen — so dachte Mallele und beschloß einen Versuch zu Blümele's Gunsten zu machen.

„Mendel,“ sprach sie schüchternen Tones — „wär es nicht gut, wenn Du über die ganze Sach' mit Reb Hirsch Dich berathen thätst? Ueber das, was der Bräutigam will und was Blümchen gesagt hat?“

Er rathet fremden Menschen gut, wird er Dir, seinem Verwandten, gewiß mit seiner großen Weisheit helfen, das Richtige treffen.“

„Du hast Recht Mallele,“ erwiderte Reb Mendel, „ich will gleich jetzt zu ihm gehen, was er mir anrathen

wird, das will ich thun, und im Uebrigen soll sein wie Gott will. Du weißt, Malkele, in ein' Schiduch läßt sich nichts thun.

Vierzig Tag bevor Mann und Weib geboren werden, wird im Himmel ausgerufen:

„Bas ploni l'ploni“ — und gegen Gottes Bestimmung darf der sündige Mensch nicht murren.“

Fritz Ettelsberg hatte sich bei seiner Ankunft, wie erinnerlich, in einem christlichen Hotel einlogirt. Der Bedienstete führte ihn auf Verlangen bald einen jüdischen Getreide-Makler zu, der ihn mit den Kaufleuten, wie auch Kaufgelegenheiten in K. und Umgegend bekannt machen sollte, denn der junge Vertreter der väterlichen Firma sollte große Abschlüsse machen und mußte vor Allem Platzkenntniß erlangen.

So ein jüdischer Makler in Galizien ist doch ein Unicum! obwohl er meist, besonders wenn er der älteren Generation angehört, ein einfacher Jud im langen Raftan und von der Cultur nur wenig angefränkelt ist, auch außer dem Hebräischen bloß seinen Namen zu deutsch schreiben kann, ist er doch ganz gut im Stande, sich nicht nur mit aller Welt zu verständigen, sondern auch dem Fremden alle erforderlichen Rathschläge und Fingerzeige in den verschiedensten, dem eigentlichen Geschäfte durchaus fernliegenden Dingen zu gewähren; sämtliche

Beforgungen zugereister Kaufleute exact auszuführen, ihnen in gesellschaftlicher Beziehung, in Fragen ihres leiblichen und geistigen Wohles mit Rath und That zur Seite zu stehen, — mit einem Worte, um Fritz Ettelsberg's scherzhaften Ausdruck zu gebrauchen, „sie zu bemuttern“. Einst hatte auch die Zunft der Getreide-Makler bessere Tage gesehen. Galizien hatte — vor der amerikanischen Concurrrenz — eine starke Ausfuhr an Getreide, Hülsenfrüchten, Delsamen u. s. w.

Jetzt beschränkt sich der geschäftliche Verkehr auf einige wenige Punkte an der russischen Grenze, der Rest ist still, öde, als lebten die Menschen in dem ganzen Lande von Manna. Kommt hie und da ein auswärtiger Einkäufer für die kurze Hochsaison, dann freut sich auch der Makler. Denn die „von Oben“ — so wird Alles genannt, was außerhalb Galiziens liegt — sind honette Leute, sie geizen nicht so sehr mit dem Gulden und Kreuzer. Ja, sie haben es auch, sie verdienen viel und geben viel aus.

Hier ist es anders! Fritz Ettelsberg fühlte sich vom Anblicke seines Maklers, der, wie ihn sein Vater vor der Abreise belehrt hatte, für die Zeit des hiesigen Aufenthaltes sozusagen sein Factotum sein sollte, nicht eben angenehm berührt. Der lange Rock des polnischen Juden, die nicht ganz sauberen, großen Stiefel, der alte

Hut, die seltsam lebhafteste Gesticulation beim Sprechen und vollends sein Name! man höre nur: „Schmil Schlome“ heißt der Mensch, machten einen ungewohnten peinlichen Eindruck auf den Großstädter.

Doch bald mußte sich Ettelsberg sagen, daß „der wilde Mann“, wie er ihn im Stillen benannt hatte, ein kluger Kopf und nicht gering zu schätzen sei. „Merkwürdig“, dachte er, „diese polnischen Juden! Sie sehen so — so uncivilisirt aus, sie wissen so wenig von Europens übertünchter Höflichkeit und wahrem Fortschritt, dabei besitzen sie so viel Verstand, eine Menschenkenntniß, Gewandtheit und Nüchternheit, die es nur tief beklagen läßt, daß die Zustände und Verhältnisse des Landes kein genügendes Feld für erspießliche Entfaltung dieser Gaben bieten. Schade um das vortreffliche Menschenmaterial, das hier unbenützt verkümmert und untergeht.“

Was Ettelsberg am meisten wunderte, war, daß sein Makler in ihm, trotz unverfälschter deutscher Rede und Manier, trotz vornehmster Eleganz und durchaus nicht jüdischen Auftretens, sofort den Glaubensgenossen erkannte.

Ettelsberg sprach gleich in den nächsten Tagen seiner Ankunft den Wunsch aus, in einem Privathause bei anständiger Familie, für die Dauer des Aufent-

haltes in A. Wohnung zu nehmen. Er ertheilte seinem Makler den Auftrag, für ihn ein passendes Logis zu suchen. Der Mann sah ihn mit schlauem Augenblinzeln an und sagte fein lächelnd: „Herr Ettelsberg meinen gewiß eine jüdische Familie, denn am ungenirtesten fühlt man sich doch unter Seinigen.“

Herr Ettelsberg erröthete ein wenig, sah ein wenig verlegen drein und gab schließlich etwas unsicher zur Antwort, daß eigentlich Bekenntniß mit Wohnungsfrage nichts gemein habe, und daß „wir Deutschen mit den polnischen Juden lieber so wenig als möglich in Berührung zu kommen wünschen“.

„Ja,“ meinte darauf der Makler lebhaft, „Sie müssen aber bedenken, daß die feinen polnischen Familien, keinen Juden, auch nicht einen deutschen, bei sich beherbergen, und die minder feinen sind ungebildet und würden sich mit Ihnen nicht verständigen können, da sie kein Deutsch verstehen.“

„Das stimmt,“ bestätigte der Urdeutsche froh, mit Anstand den Rückzug antreten zu können, „es mag also,“ meinte er herablassend, „eine jüdische Familie sein, aber wenn irgend möglich, bessere Leute, nicht so echt jüdische wie es hier die meisten sind,“ schärfte er seinem Makler ein. —

Sie standen Beide in der Straße, die zum Getreidemarkte führt. In diesem Augenblicke schritt ein alter Mann an ihnen vorüber.

Ein Jude, das erkannte man an dem langen Raftan, an den Beos, an seiner ganzen Kleidung. Ein Greis, das bezeugte die gebückte, vornübergeneigte Gestalt, der silberweiße, langherabwallende Bart, kein Dugendmensch, das begriff Fritz Ettelsberg sofort, als er, frappirt von der Erscheinung des Mannes, ihm in's Antlitz sah, und ein durchdringender Blick aus zwei tiefen, fragenden Augen ihn traf. Diese Augen bildeten einen merkwürdigen Contrast zu dem gefurchten Gesicht und der altersschwachen Haltung.

Der Makler rief ehrerbietig: „Gut Morgen, Reb Hirsch,“ und der Alte erwiderte mit einem freundlichen „Gut Jahr.“

„Wer ist der Mann?“ fragte Ettelsberg. —

„Das ist Reb Hirsch Beliner,“ lautete die Antwort.

„Reb Hirsch Beliner,“ wiederholte mechanisch der Deutsche; er fühlte, daß ihm dieses ausdrucksvolle Angesicht mit dem seltsamen Zug um den Mund unvergeßlich bleiben werde.

Eine Stunde später erschien Schmil Schlome vor dem elegantesten Kaffeehaus der Stadt, in welchem der junge Kaufmann Zeitung lesend, rauchend, Bekannt-



schaften schließend saß. — Hinein wagte sich der arme jüdische Makler in das feine Local nicht; er winkte dem Kellner durch die große Spiegelscheibe und bat ihn, den „fremden Deutsch“ zu rufen.

„Herr Ettelsberg, ein Glück für Sie,“ rief er athemlos, „rathet einmal, was für Wohnung ich für Euch gefunden hab! Das Kunststück kann nur der Schmil Schlome —“ sprudelte es in der hastigen, überstürzten Weise des polnischen Juden von den Lippen des Maklers.

„Nee, das kann ich doch nich' wissen,“ erwiderte im gemüthlichen Sächsisch der Fremde.

„Also hört, was ich für Euch gewirkt hab,“ erzählte Schmil Schlome, bemüht, sein Verdienst gehörig herauszustreichen. „Ihr soll't bei Herr Moses Thalberg wohnen. Ihr wißt nicht, wer das is, aber ich weiß,“ fügt er mit wichtiger Miene hinzu.

„Na, das genügt mir aber nicht,“ meinte Ettelsberg lachend. „Was sind das denn für Leute?“

„Feine Leute, feine, gebildet und dabei Juden, wie Gott geboten hat, wohlthätig und gut; wenn ich sag Euch, Herr, fein, dann is es fein.“ Diese Versicherung unterstützt Schmil Schlome mit der ganzen Mimik, die ihm zu Gebote steht. „Herr,“ erinnert er sich plötzlich, „wißt Ihr, wer die Thalberg's sind? Das ist der Eidam

von Reb Hirsch, dem ich heut früh ‚gut Morgen‘ gewünscht hab, der Eidam und seine Familie, Frau, Söhne und Tochter.“

Ettelsberg war seltsam berührt. Er fragte: „Die Familie ist also nicht streng orthodox?“

„Gott behüt,“ versicherte Schmil Schlome. „Gott behüt!! Reb Hirsch hat gemußt die Klaus' verlassen, weil seine Enkel studiren und Clavier spielen. Ihr werdet mir danken, Herr.“

In den nächsten Stunden hatte Ettelsberg Gelegenheit, einen achtbaren, älteren Kaufmann, mit dem er bereits in geschäftlichem Verkehr war, zu befragen. „Wer ist Reb Hirsch Weliner?“ Er hatte sich den Namen gemerkt.

„Ein fast achtzigjähriger Greis, in X. seit vielen Jahren ansässig und wohlbekannt.“

„Und wie ist er?“

„O! das wissen genau nur die Wenigsten,“ gab Jener geheimnißvoll lächelnd zurück. „Er ist eine Persönlichkeit, deren Bild durch der Parteien Gunst und Haß entstellt in der Vorstellung der Meisten schwankt; derjenigen, die ihn rein und fest, wie in Erz gegossen vor sich sehen, giebt es eine kleine Schaar. Alle kennen, nur Jene verstehen ihn.“

So zog denn Fritz Ettelsberg folgenden Tages zur Familie Thalberg, die sich ausnahmsweise, über Schmil Schlome's Zureden, und weil die Firma Ettelsberg aus Dresden — der X . . . er Kaufmannschaft bekannt war, entschlossen hatte, von ihrer geräumigen Wohnung ein Zimmer abzugeben.

Der „Sachse“, wie sich Ettelsberg mit Vorliebe nannte, empfand ein neugieriges Interesse, seine Miethgeber kennen zu lernen.

Ihm schwebte Reb Hirsch's Bild vor! was für Menschen waren wohl die Seinigen?! In der Hauptsache: „polnische Juden“ sagte er sich geringschätzend, „aber doch vielleicht nicht ganz so, wie wir Deutsche sie uns vorzustellen gewohnt sind?“ Ohne daß er eigentlich in den wenigen Tagen seines Hierseins sich seinen Glaubensgenossen stark genähert hätte, begann ihm die Ahnung aufzudämmern, daß der Popanz der Völker Der polnische Jud', nicht nur ein Wesen sei, dessen Studium eine fesselnde und dankbare Aufgabe für den Psychologen wäre, sondern daß er ein sehr beachtenswerthes Glied der großen jüdischen Gesamtfamilie ist, das vielleicht an innerem Werthe erseht, was ihm an äußerem Firniß fehlt.

Obwohl Schmil Schlome es war, der ihm das Zimmer vollkommen hergerichtet übergeben hatte, so daß er

mit den Vermiethern in keinerlei Berührung kam, beschloß Ettelsberg doch, vor Allem als gebildeter Mann von guter Erziehung, der Familie Thalberg seine Aufwartung zu machen.

Die Hausfrau empfing ihn mit zuvorkommender Höflichkeit. Sie war weder verlegen noch linksch in ihrem Benehmen — wie er es vielleicht erwartet hatte. Auch ihre Rede war tadellos; sie sprach ein correctes, schönes Deutsch mit unmerklich slavischem Accent. Ettelsberg hatte von Jugend auf in seiner Heimat so viel von polnischer Wirthschaft und polnisch-jüdischem Schmutz erzählen gehört, daß er jetzt in der Behausung eines polnischen Juden von der seinen Blicken sich zeigenden Ordnung und Sauberkeit auf's Angenehmste überrascht wurde. Was er sah und hörte, veranlaßte ihn sofort, den anmaßenden, überlegenen Ton, den er hier zu Lande in Anwendung brachte, fahren zu lassen.

Er holte seine besten Manieren hervor und entschuldigte sein Eindringen als Fremder. „Ein Jude ist für den zweiten kein Fremder,“ gab die stattliche Frau mit ernster Miene zurück.

„Es thut mir leid,“ fuhr sie fort, „daß Sie nicht auch mit meinem Gatten und meinen Kindern gleich Bekanntschaft machen können, aber mein Mann ist im Geschäfte draußen in der Stadt, und meine Kinder

haben just heute einen Ausflug unternommen. „Doch hoffe ich,“ fügte sie freundlich hinzu, „daß sich das Versäumte noch wird nachholen lassen.“

Bei diesen Worten erhob sich die Dame leicht, der Gast that ein Gleiches und zog sich nach bestem Danke „für das liebenswürdige Entgegenkommen“ zurück — mit ganz anderen Gefühlen, als er gekommen war.

„Diese polnischen Juden,“ mußte er sich immer wieder sagen, „sie sind doch ganz, ganz anders, als wir sie uns vorstellen.“

Auch diejenigen, die wir als häßliche Schnorrer und Landstreicher bei uns sehen, machen hier einen anderen Eindruck. Er wartete gespannt auf die passende Gelegenheit, um „das Versäumte nachzuholen“.

Die Familie Thalberg bewohnt die erste Etage eines zweistöckigen Hauses im „Ring“. Das Grundstück gehört dem Vater resp. Schwiegervater: Reb Hirsch Weliner, der seit vielen Jahren Wittwer ist und bei seiner Tochter wohnt, wo er von den Kindern und Enkeln mit ehrerbietigster Liebe umgeben wird. Reb Hirsch — seine Glaubensgenossen nennen ihn nur beim Rufnamen — ist ein Greis — gebeugt nicht nur von der Last der achtundsiebzig Jahre, sondern — wie er selbst mit wehmüthigem Lächeln zu sagen pflegt, „von dem schweren Beruf, all' die Zeit ein polnischer Jude zu sein“. Je hinfälliger aber sein Körper ist, desto wunderbarer bewahrt sein Geist die ganze Frische und Klarheit, die Verstandesschärfe und höchstes Fassungsvermögen, die ihn seit jeher zum hervorragendsten Gliede der Gemeinde gemacht. Zu diesen Gaben der Vorsehung gesellt sich bei Reb Hirsch eine umfassende Kenntniß der gesammten hebräischen Litteratur — ja in gewissem Sinne auch modernes Wissen, soweit solches durch zeit-

genössische hebräische Schriftsteller dem orthodoxen Leserkreise vermittelt wird.

Welche Bedeutung eine Persönlichkeit wie die eben geschilderte für die Judenschaft polnischer Städte hat, vermag man in anderen Ländern, bei Andersgläubigen kaum zu begreifen. Ueberall würde man ihr ungetheilte Anerkennung, Werthschätzung entgegenbringen, sie gesellschaftlich auszeichnen, und dabei hätte es voraussichtlich kein Bewenden, sofern sie nicht maßgebende Factoren in das öffentliche Leben, in den Dienst der Allgemeinheit berufen sollten.

Diese letztere Auszeichnung oder Aufgabe ist selbstverständlich für den Juden, für den orthodoxen Juden Galiziens ausgeschlossen. Doch er begnügt sich nicht damit, sich von seinen Glaubensgenossen achten und ehren zu lassen, nein, er dient ihnen bis zum letzten Athemzuge, bis zur letzten Geistesregung mit seinem Wissen, seiner Erfahrung, seiner Klugheit und nicht zuletzt, mit seinem Gelde, sobald der Himmel ihm Reichthum verliehen hat. Er ist der Rathgeber, der Protector, der Schiedsrichter in den wichtigsten wie unbedeutendsten Angelegenheiten, Almosenspender und Almosensammler für die ganze Gemeinde. Ist eine Kihile so glücklich, mehrere solcher Männer in ihrer Mitte zu besitzen, dann entsteht nicht etwa Mißgunst, Neid, das Gefühl ver-

leten Ehrgeizes bei dem einen oder andern von ihnen — im Gegentheile, sie erkennen den gegenseitigen Werth an und freuen sich dessen, eingedenk der Worte des unvergleichlichen Moses: *mi jithen kol am jisrael Nebijim*\*)

Neb Hirsch hat sich seit Jahr und Tag vom Geschäfte zurückgezogen, aber ausruhen kann er nicht. Tag aus Tag ein, von früh bis Abends ist bei ihm ein Kommen und Gehen, sogar am Sonnabend: Denn wenn man auch an diesem Tage von Geschäften nicht reden darf, gestattet doch das Gesetz z. B. ausdrücklich, am Sabbath von einem „Schibud“ zu sprechen und darüber zu berathschlagen. Es giebt also auch am Sabbath einen Gegenstand, in dem Reb Hirsch seinen nahen und fernen Bekannten mit klugem Rathe nützen kann.

Wenn ihn seine um die Gesundheit des Vaters liebevoll besorgte Tochter dringend um Schonung seines Alters bittet, dann antwortet der Greis:

„Laß mich gewähren, Kindleben, wie lang noch werde ich rathen, helfen, Frieden stiften können unter den Meinigen?“

Diese Anspielung auf das unvermeidliche Loos alles Irdischen berührt die Tochter zu schmerzlich, als

\*) Bestände doch das ganze Volk Israel aus Propheten.



daß sie oft darauf zurückkommen oder gar bei ihrem Wunsche beharren sollte.

Verhältnismäßig am wenigsten Besucher kommen zu Reb Hirsch am Freitag. „Ebed melech, k'melech“\*\*) so umgiebt eine gewisse Weihe auch den Freitag als Vorläufer des Sabbath, ein Abglanz der Heiligkeit des Ruhetages. Der polnische Jude unternimmt gewöhnlich kein Geschäft, keine längere Arbeit, keine Reise am Freitag, er geht damals zu keinem Dinthora und besorgt nur die laufenden Angelegenheiten.

Um so befremdlicher erscheint es Frau Lea Thalberg, daß Reb Mendel Steinfeld just am Freitag in ihrer Wohnung erscheint.

„Gott helf, Reb Mendel,“ begrüßt sie ihn, „Ihr wollt den Vater sprechen?“

„Ja.“

„Es ist gewiß eine wichtige Sache, da Ihr am Freitag kommt, Reb Mendel?“ fragt sie ein wenig neugierig.

„Sehr wichtig und nicht zu verschieben;“ mit diesen Worten öffnet Reb Mendel ohne Weiteres die Thüre zu Reb Hirsch's Zimmer. Lea duldet es mit einem Seufzer.

In dem nach Reb Hirsch's Verlangen einfach und schmucklos eingerichteten Zimmer zieht eine dunkle Ecke

\*) Der Diener des Königs ist wie ein König.

die Aufmerksamkeit des Eintretenden auf sich. Die Wand ist dort schwarz bemalt. Die Trauer über den Fall Jerusalems, das Andenken an die Ueberreste des Tempels und die Verheißung der Wiederaufrichtung soll durch diesen Anblick stets wach erhalten werden.

Die ganze Wand einnehmend, steht ein großer Bücher-schrank. Die Weisheit dreier Jahrtausende ruht dort in den großen Folianten.

Diese Sammlung ist Reb Hirsch's größter Stolz, weit und breit findet man nicht ihresgleichen, ausgenommen bei dem berühmten Wunderrabbi in Czarnohora.

Vor dem Tische sitzt der Alte, in den Inhalt eines solch' ehrwürdig aussehenden hebräischen Buches vertieft.

„Baruch haba,“ begrüßt er den Angekommenen.

„Setz' Dich Mendel,“ Reb Hirsch duzt ihn — nicht nur weil er ein Verwandter, sondern weil es überhaupt Brauch ist, daß Greise viel jüngere Leute, die sozusagen unter ihren Augen in der Gemeinde aufgewachsen sind, mit „Du“ anreden.

Mendel Steinfeld hat bald sein Herz ausgeschüttet. „Und jetzt,“ schließt er seine Rede, „jetzt Reb Hirsch bitt' ich Euch als Karob und als Chacham gudol mir zu rathen, denn morgen Abends soll eigentlich schon Enaim geschrieben werden. Ich halt' die M'chutanim schon eine ganze Woche auf.“

Reb Hirsch schweigt lange und überlegt, während Steinfeld ihn mit gespannter Erwartung betrachtet.

„Mendel,“ läßt sich jetzt endlich Reb Hirsch vernehmen, „willst Du mir folgen, Mendel?“

„Gewiß,“ lautet die rasche Erwiderung. „Du sollst den Schiduch schließen. Enaim ist keine Hochzeit.“

Indessen wirst Du sehn, ob Dein Kind nicht andern Sinnes wird, und wirst auch erfahren, warum sie den Chosen nicht will. Der Bachur ist ein gerathener Mensch. Er gefällt mir sehr stark, Mendel.“ Mendel ist glücklich über solches Lob aus Reb Hirsch's Munde, seine Augen glänzen vor Freude, daß Gott ihm, ja! ihm diesen Sidam bescheren will. „Jetzt kommt eine andere Zeit,“ fährt der Greis in feierlichem Tone fort, „eine Zeit, in der auch die Juden anders sein müssen. Versteh mich gut, Mendel. Als meine Großeltern lebten, war es genug, das zu können und zu wissen,“ sein Arm streckt sich nach dem großen Schranke hin, und der Finger deutet auf die hebräischen Folianten; — „Als ich jung war, ist es ein Glück gewesen, ‚das Andere‘ auch zu können.“ Reb Hirsch meint die profane Bildung, das moderne Wissen — „jetzt aber ist es ein großes Unglück für die Juden, wenn sie das Eine ohne das Andere können. Versteh mich gut, Mendel, unsere Kinder leben in einer Zeit, wo man das da nicht mehr

lernt —“ seine Hand fällt schwer auf die Bibel, die vor ihm aufgeschlagen liegt, — „und sich von Jüdischkeit abwendet, wenn man ‚jenes‘ zuerst gelernt hat. Darum ist es gut, wenn Du in Dein Haus ein Kind bekommst, das unsere heilige, weise Lehre kennt, er ist ein scharfer Kopf und er ist noch jung, er wird auch das Andere versteh'n und erlernen. Darum nimm ihn, Mendel, nimm ihn, und mach aus ihm einen Menschen, wie wir jetzt ihn brauchen. Sein Verlangen hier zu bleiben und zu lernen, gefällt mir. Mir gefällt der Muth, aus dem chassischen dereh herauszugehen. Ich glaub', er wird kein Apikores\*) werden, erstens, weil er versteht den Geist unserer Thora, zweitens, weil er gerade jetzt jung ist, in dieser Zeit, die uns vielleicht viel bringen kann, viel Gutes und Großes, wenn . . .“ Reb Hirsch schweigt plötzlich, sein Auge ist in die Ferne gerichtet, als schwebte eine holde Vision ihm vor, unwillkürlich erfaßt er die Bibel und drückt sie fest an die Brust.

Still, fast andächtig hat Reb Mendel den Worten gelauscht. Nicht Alles ist ihm verständlich, manches klingt so geheimnißvoll, doch die Hauptsache hat er wohl begriffen: Reb Hirsch stimmt dem Schiduch bei — mit allen Bedingungen. Und so ladet er ihn denn zur Ver-

\*) Ungläubiger.

lobung, die „mit Gottes Hilfe“ morgen, d. h. Samstag Abends stattfinden wird. Schon will sich Mendel Steinfeld mit dem üblichen guten Sabbath-Wunsch entfernen, als Reb Hirsch ihn mit der Frage zurückhält:

„Was habe ich im Merchaz gehört? daß Mathes krank ist? Bist Du bei ihm gewesen, mebafer cholu sein?“ —

„Nein,“ erwidert Reb Mendel verlegen. „Ich hab' mit dem Schiduch viel agmath nefesch gehabt, ich hab' nicht Zeit gehabt.“

Reb Hirsch schüttelt mißbilligend sein Haupt. „Das ist nicht Recht von Dir, Mendel. Wenn Hashem jithbaruch ihn erniedrigt, kann er ihn auch erhöh'n, Du aber sollst ihn nicht gering schätzen, denn Du kannst ihn nicht groß machen.“

„Chas weschalom,“ vertheidigte sich Reb Mendel, „ich will jeden Tag zu ihm geh'n, aber —“ seine Stimme wird gedämpft und zögernd, „vor Euch, Reb Hirsch, is kein Sod\*), mit leere Händ' kann ich nicht geh'n und jetzt gerade hab' ich sehr schlechte Verdienste, ich bin nicht im Stand' zu geben, außer ein' kleine Nedaba\*\*).“

\*) Geheimniß.

\*\*) Mimosen.

Reb Mendel seufzt bei dieser Erklärung.

„So, so, der arme Mathes!“ Der Alte wiegt traurig sein silberweißes Haupt: „Die Juden haben kein Mazol,\*) denn sie sind noch immer im Golith, er aber hat Unglück im Golith — das ist sehr bitter. Es wäre ein Joscher, er soll schon kein Hausirer mehr sein und nit mehr in Gofims Hände fallen. Man muß nach jamai noraim etwas für ihn thun. Jetzt geh zu ihm, Mendel, und gieb ihm das,“ bei diesen Worten öffnet Reb Hirsch die Tischlade, entnimmt ihr eine größere Banknote und reicht sie dem Besucher.

„Der Ewige wird Euch lohnen,“ sagt Reb Mendel, erfreut, der Bote sein zu dürfen. „Ihr sollt erleben die Geila\*).“

„Amen! meine Kinder sollen Sie erleben, meine Kinder, Ribono szel Olom,“ ruft der Greis mit Ekstase, den Blick nach oben gerichtet, beide Hände an seine Schläfen pressend.

Die Conferenz ist zu Ende.

Reb Mendel eilt vor Allem zu Mathes und Pesie, überbringt ihnen in schonender Weise die Unterstützung und ladet zur Verlobung ein. Dann erst eilt er nach Hause.

\*) Glück.

\*\*) Erlösung.

Makkele wird mit dem endgiltigen Beschlusse ein Stein vom Herzen genommen. Sie erblickt in Reb Hirsch's Rath eine höhere Fügung, und leichtern Herzens werden nun die letzten Vorbereitungen für die Tnaim getroffen.

Chaiml hat seinen heimlich gefassten Vorsatz ausgeführt. Er ließ sich nur unter der Bedingung verloben, in der Stadt bleiben, Geschäft und Menschen „früher“ d. h. als Bachur, kennen lernen zu dürfen.

Tags über sollte er mit seinem spätern Schwiegervater „in der Stadt“ beim Geschäft sein, die Abende in einem Beth hamidrosch, oder in der Klaus beim „Lernen“ zubringen, und damit die Zeit bis zur Hochzeit, die auf Schabath Chanukah über's Jahr festgesetzt wurde, ausfüllen.

Reb Nechemje hatte sich schweren Herzens in das ungewohnte Verlangen des Sohnes gefügt.

Um so freudiger begrüßte Bögele diese energische Willensäußerung ihres Kindes.

„O, er wird nicht verkümmern und untergeh'n wie die Andern! Mit Gottes Hilfe wird er groß und geehrt sein, weil er ein Chacham is,“ sagte sie sich in überschwänglichem Mutterstolz.

Am demselben Freitag sitzt Frits Ettelsberg in seinem Zimmer Briefe und Rechnungen schreibend, als es plötzlich an die Thür klopft und auf sein Herein! ein Mann erscheint, der — zwar auch ein polnischer Jude — doch in seinem äußeren Wesen bereits die Merkmale europäischer Cultur verräth.

Er trägt den Raftan, aber so kurz als möglich geschnitten, so auf der Grenze zwischen Rock und Raftan. Seine Wäsche ist fein, blendend weiß und steif geplättet; Kragen, Manschetten und Cravatte sind tadellos, auch die Gestalt und Haltung des etwa 45jährigen Mannes ist schön und frei, nur das unmerkliche Neigen des ausdrucksvollen Kopfes gemahnt an den Bachur.

„Guten Tag,“ sagt der Eintretende mit außerordentlich wohlklingender Stimme, und sich Ettelsberg nähernd, stellt er sich vor: „Moses Thalberg.“

„Ach, Herr Thalberg!“ Der Deutsche ist enttäuscht — nicht so hatte er sich den Gatten der hübschen und



intelligenten Frau gedacht. Aber im Laufe der sich jetzt entspinnenden Unterhaltung hat Ettelsberg vollauf Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß der Kastranjude da vor ihm eine ganz gute Bildung, ja, sogar ein sehr respectables Wissen besitzt, mindestens ebenso scharfsinnig wie seine Biercollegen in Dresden über Tagespolitik und „brennende Fragen“ zu sprechen weiß und sich überhaupt „sehr civilisirt“ geberdet. Der Besuch gipfelt in der Einladung zum Abendbrod, als am Vorabende des Sabbath.

Mit Freuden nimmt der Fremde diese Aufmerksamkeit an, und voll gespannter Erwartung betritt er am Abend die sabbathlich hell erleuchteten Räume seiner Miethgeber. In dem geschmackvoll eingerichteten, kleinen Salon empfängt ihn Frau Lea, umgeben von ihren Kindern.

„Mein ältester Sohn Josef, akademischer Bürger,“ fügt sie lächelnd hinzu, „meine Tochter Marie und da unser Jüngster Joël,“ stellt sie sämmtliche dem Gaste vor. —

Doch dieser sieht nur eine: die schönheitsstrahlende Jungfrau, die mit anmuthiger Verbeugung ihm die Hand hinhält.

„Wir sind ja Alle Juden,“ kommt es als erster Gruß von den jugendfrischen Lippen.

„Gnädige Frau, ich bin beglückt durch Ihre Güte,“ wendet sich Ettelsberg der Hausfrau zu.

Mariechen, vom Großvater stets Mirjam genannt, denkt währenddem: „Wo habe ich nur schon solche Augen gesehen? Sie kommen mir so bekannt vor —!“ das stimmt! Nur fällt es Mariechen nicht ein, daß es eben ihre eigenen Augen sind, die sie ja täglich, vielleicht sogar mehrmals täglich im Spiegel betrachtet und die denen des fremden Gastes so auffallend gleichen, daß es auch Frau Lea sofort bemerkt, welche aber die Wahrnehmung für sich behält.

„Du, Josef, ist denn der auch wirklich ein Jude wie wir?“ flüstert Joël, Schüler der II. Realklasse seinem älteren Bruder zu.

„Das werden wir schon herausbekommen,“ lautet die eben so leise Antwort, wobei Josef einen mißtrauischen Blick dem „Deutschen“ zuwirft.

Nach einer kurzen Weile wird die Ankunft des Hausherrn gemeldet, der mit dem „alten Herrn“ im Speisezimmer die Familie erwarte.

Ettelsberg fühlt sich seltsam angemuthet von dem Bilde: In dem behaglichen Speisezimmer auf dem zierlich gedeckten Tisch prangen zwei Armleuchter mit acht brennenden Kerzen, an dem oberen Ende bemerkt der Gast ein gesticktes Deckchen, darunter, wie sich später

zeigt, die zwei kunstvoll gebackenen Sabbathbrode; zwei silberne Becher stehen daneben.

Moses Thalberg begrüßt seine Familie mit einem fröhlichen „gut Schaboth“ und den Gast bei der Hand fassend, führt er denselben dem alten Manne zu, der unverwandt die Blicke auf ihn gerichtet hält.

„Vater, ein fremder Gast, Herr Ettelsberg aus Dresden, macht uns das Vergnügen, den Sabbathabend an unserem Tische zu sitzen.“

„Ein Fremder! Salem aleichum.“

Der Greis reicht ihm die zitternde Rechte, die Fritz Ettelsberg mit ungewohnter Bewegung ergreift. Er kennt die Bedeutung des Grußes — „so viel Jude ist man doch,“ aber er hat ihn nie gebraucht und nie empfangen. Jetzt in dieser Umgebung, unter fremden, ihm bis heute unbekannten Menschen, aus dem Munde des wie ein Patriarch aussehenden Mannes, ergreift ihn tiefe Rührung bei diesen Worten, und zum ersten Mal findet er etwas schön und poesievoll bei den Juden.

Der Alte erhebt sich, und nachdem ihm die Tochter den gefüllten Becher gereicht, spricht er unter feierlicher Stille den Segen über Wein und Brod, worauf der Becher herumgereicht und von Allen an die Lippen gesetzt wird. Dem Beispiele des Vaters folgen Sohn und Enkel.

Ettelsberg findet Alles sinnig und schön, nur für die dreizehnspitzige Sabbathmütze, die Reb Hirsch zu seinem Festalare aus schwarzem Atlas aufgesetzt hat, kann er sich nicht begeistern. Er nimmt sich auch fest vor, sobald sich im Laufe der späteren Unterhaltung nur irgendwie Gelegenheit darbieten sollte, seinem Unmuth über diese monstruöse Kopfbedeckung unverhohlen Luft zu machen.

Nach eingenommenem Mahle sagt Frau Lea lächelnd zu ihrem Gast: „Jetzt folgt sabbathliches Hausconcert.“

Ettelsberg erwartet beklommen die Dissonanz in der Harmonie des Abends.

Aber da schlägt ein Ton an sein Ohr, so innig, so klangvoll, eine zweite und dritte jugendlich glockenreine Stimme fällt ein, und jetzt, schwach und zitternd, doch um so ergreifender, der Gesang des greisen Vaters. Ein hebräisches Loblied ist es, das Moses Thalberg anstimmt, begleitet von seinen Söhnen und Reb Hirsch, zur Ehre Gottes und der Prinzessin Sabbath.

Fritz Ettelsberg glaubt sich in eine Märchenwelt versetzt. Er lauscht mit verhaltenem Athem. „Es tönet himmlisch helle des Jünglings Stimme vor, des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor,“ wiederholt er innerlich die Worte Ahlands. Und weiter: „Sie singen von Lenz und Liebe . . . von Treu und Heilig-

keit.“ Bald jubelnd, bald klagend, schwungvoll und demüthig, jezt wie ein Schrei des Jornes, des trotigen Auflehns gegen unerbittliche Gewalten, dann wieder wie eine flehende Bitte . . . Solcher Gesang müßte doch den König rühren, umsomehr, als er nicht grausam — nein — nur erzürnt ist.

„Ich werde ja ganz poetisch,“ denkt Ettelsberg, „aber weiß Gott, ich habe mich sonst nie, nicht einmal an hohen Feiertagen im Tempel zu Dresden so sehr als Jude gefühlt, wie jezt, hier, in dem kleinen Familienzimmer.“

Den weiteren Gedankengang unterbricht Joël's Stimme:

„Mariechen warum singst Du denn heute nicht? Du singst doch immer und so schön,“ fragt der Kleine seine reizende Schwester.

Sie erröthet und wirft dem Großvater einen scheuen, fragenden Blick zu. Reb Hirsch schüttelt unmerklich das Haupt, worauf Mariechen ihre Zurückhaltung mit Kopfschmerz motivirt. Später holt sich Ettelsberg die Erklärung dafür bei Schmil Schlome: „Eine jüdische Tochter darf nicht vor einem fremden Manne singen“

Jezt sprechen Alle das Nachtschgebet — Alle — ausgenommen Ettelsberg. Er kommt sich eigentlich ein bißchen dumm vor, und denkt fast mit Neid, daß keiner

der Anwesenden je in ähnliche Verlegenheit kommen könnte! Denn gegebenen Falles ein Gebet nicht sprechen — das vermag Jeder leicht, aber es, wie diesmal ja sprechen wollen — anstands- oder pietätshalber und nicht können, das ist fatal! . . .

Nun, da auch das Gebet vorüber ist, wendet sich Reb Hirsch an den Gast mit der Frage:

„Es gefällt Ihnen gewiß nicht in Galizien?“

„Woraus folgern Sie das?“ lautet die Gegenfrage.

„Um, wir sind hier ganz anders.“

„Bin ich denn nicht auch Jude?“ fragt Ettelsberg mit mehr Herablassung als Selbstbewußtsein.

„Ich sag' nit ‚nein‘, Gott behüt, Gott behüt,“ beeilt sich Reb Hirsch zu versichern, als ob dies für jenen die tiefste Beleidigung sein könnte, „aber,“ kommt es zögernd von seinen Lippen „hm . . . wir Juden im Goluth sind wie Kinder, die einen Stiefvater haben. Der Stiefvater der östlichen, der russischen und rumänischen Juden ist hart und grausam, er mißhandelt sie, er entzieht ihnen das Brot, er sezt sie tief hinter die eigenen Kinder zurück; er sagt ihnen stets das Schlechteste nach, ja, er jagt sie hinaus in Wind und Wetter; darum können sie auch den eigenen Vater keinen Augenblick vergessen. Sie denken mit doppelter Wehmuth und Sehnsucht an die glücklichen Tage des Zusammenseins,

an seine einstige Macht und Größe zurück, deren Schimmer auch sie umstrahlte. Zeit und Ewigkeit vermögen die Erinnerung daran in ihrem Herzen und Sinn nicht auszulöschen. Je kälter und fremder, je feindseliger der Stiefvater ist, mit desto innigerer Liebe und Treue bewahren und befolgen sie die Lehren und Gebote des wirklichen Vaters und nennen sich jederzeit laut seine Kinder.

Die deutschen Juden haben einen Stiefvater, der sich nicht viel um sie bekümmert. Er thut ihnen nichts Gutes, aber auch nicht viel Schlechtes. Sie, bescheiden und dankbar wie Waisen eben sind, legen ihm für die geringe Gabe ihr Herz zu Füßen. Und um beileibe kein Mißtrauen in ihre Gefühle zu wecken, verleugnen sie das Andenken des eigenen Vaters, seine Lehre, Art und Sitte, nennen den Fremden, Gleichgiltigen ihren Vater," schließt Reb Hirsch seine — nach Art der Talmudisten symbolische Erklärung. „Aber ich habe gehört," fügt er mit seinem Lächeln hinzu, „daß der Stiefvater diese Würde nicht annehmen will, die Vaterrechte möchte er wohl, aber die Vaterpflichten passen ihm nicht."

„Ihr Beispiel ist sehr treffend und schön," versetzt Ettelsberg höflich, „aber," sein vielsagender Blick gleitet über die Tischgesellschaft, „ich glaube nicht, daß die

hiesigen Juden, Lehre, Art und Sitte ihres Vaters noch lange streng bewahren werden."

Der kluge Alte begreift die Anspielung.

„Versteht mich gut, Herr, und urtheilt nicht nach dem Scheine. Hätten wir Alle das Glück gehabt, beim Vater stets zu bleiben, wir hätten auch dort mit der Zeit viel Neues gelernt. Er hätte uns weiter gebildet und erzogen. Wir wären nicht steh'n geblieben.

„Wie alle Völker der Erde," hier verläßt der Greis den Boden der Symbolik und spricht mit Feuer und Verstandesschärfe von seiner Nation — „würde auch uns der Weltgeist, mit mächtigen Schwingen dem Fortschritte, der stets wachsenden Entwicklung und Reise zugeführt haben. Die äußeren Sitten und Gebräuche wären wahrscheinlich im Contact mit anderen Völkern modificirt worden, der wechselseitigen Anforderung und Bequemlichkeit Concessionen machend, — aber der Kern, das innerste Wesen, das unsere Eigenart ausmacht, hätte sich unberührt und rein erhalten.

Doch wir verließen die Heimat — der Vater erzürnt ob unserer Fehler und Untugenden, die wir uns in letzter Zeit angeeignet hatten — schickte uns in die Besserungsanstalt Goluth genannt. Die lange Weile von zwei Jahrtausenden stecken wir da, und groß müssen



unsere Vergehen gewesen sein, wenn die Pein unserer Seele sie noch nicht gesühnt hat.“

Reb Hirsch preßt die Hände auf die Brust, als tobte der ganze Schmerz der Judenheit in seinem Busen. „Aber ein Vaterherz hegt auch im Zorn Erbarmen. Und so gab er uns als Stütze und Trost einen wunderbaren Talisman mit auf den Dornenweg: Die Verheißung, daß wir einst geläutert und gebessert in die theure Heimat, an seine Brust zurückkehren werden. Jeschuath hadauschem k'heres ajin\*) — jeden Augenblick können wir die Hilfe, die Erlösung erwarten. Darum müssen wir uns würdig darauf vorbereiten. An unsere alte, erhabene Lehre anknüpfend, sollen wir die ganze Civilisation, alle Errungenschaften der Zeiten, in denen wir abseits standen, leidend und büßend — uns aneignen, um gleichwerthig mit den Anderen den alten Platz im Rathe der Völker wieder einzunehmen, sobald es Gott gefällt. Doch nur diejenigen können und werden zurückkehren, die den Talisman nicht von sich geworfen, die den Vater nicht verleugnen, die ihm treu geblieben, seiner stets in Sehnsucht gedacht, seine Gebote als Quelle der Weisheit und Güte verehrt und in sich aufgenommen haben. Die Anderen, die Abtrünni-

\*) Die Hilfe Gottes kommt in einem Augenblicke.

gen und fahnenflüchtigen Verräther, werden von hier und dort verstoßen, vaterlos und elend verderben, vergehn wie Spreu im Sturmwind, wie Staub in den Lüften!“ Des Alten ruhig überlegener Ton ist am Schluß seiner Rede heftig und leidenschaftlich geworden, die Faust ballt sich und die Augen glühen.

Fritz Ettelsberg sitzt da, voll staunender Bewunderung. Welch' complicirtes, interessantes Räthsel ist doch dieser polnische Jude da vor ihm! Ein edles Herz, ein klarer Blick, Poesie und Prosa, ein Gläubiger und ein Denker, ein überlegener, dem Fortschritte huldigender Geist und doch wieder ein Conservatist, ja ein Fanatiker. Und als Grundaccord all' dieser widersprechenden, verworrenen Regungen seiner Seele, der sie stets wieder eint und zu vollendeter Harmonie gestaltet, der unlöslich verbundene, in Reb Hirsch's Gemüth und Vorstellung ineinanderfließende, sich identificirende Dreiklang: Gott, Volk und Vaterland.

Der „Sachse“ kommt sich, dem alten Manne, mit der konischen Kopfbedeckung gegenüber, ziemlich unbedeutend vor. Seine Eitelkeit will das nicht ruhig hinnehmen, aber vergebens sucht er nach einer logischen, treffenden Abwehr des Gesagten, besonders des letzten, auf ihn und alle „Deutschen“ gemünzten Passus.

Aus der unbehaglichen Stimmung reißt ihn Moses Thalberg's ablenkende Bemerkung:

„Nächstens werden wir in K. das Schauspiel eines heftigen Wahlkampfes genießen können. Es ist ein seltsames Zusammentreffen: in den Cultus-, in den Gemeinde- und in den Reichsrath sollen wir wählen.“

„Du scherzest wohl, Vater, da Du von einem Kampfe sprichst,“ mengt sich hier zum ersten Male der stud. jur. Josef in's Gespräch.

„Also besitzt die hiesige Bevölkerung so viel kaltes Blut, daß sie diese schwierige Campagne ohne Aufregungen durchzumachen im Stande ist?“ fragt Ettelsberg zweifelnd.

„Das nicht, kaltes Blut nicht, aber eine unglaubliche Indifferenz und Gedankenlosigkeit, ein unbegreifliches Sichgehenlassen, ohne Rücksicht auf die ureigensten, vitalsten Interessen,“ bricht der Hochschüler heftig los.

„Mein Sohn ist noch sehr jung,“ meint Moses Thalberg, „ihm sind die tieferen Ursachen für das seltsame Verhalten der breiten, jüdischen Bevölkerungsschichten hier zu Lande noch nicht genügend bekannt. Der Hauptgrund ist in der über alle Maßen erbärmlichen ökonomischen Lage der galizischen Judenthümlichkeit zu suchen. Wie kann man erwarten oder verlangen, daß ein Familienvater, der im beständigen Kampfe um das — wörtlich ge-

nommen — tägliche Brot steht, auch noch Geduld, Zeit und Verständniß besitze für politische Kämpfe, mögen dieselben nun localer oder allgemeiner Natur sein.“

„Mit Verlaub,“ unterbricht ihn da der deutsche Gast, „es sind denn doch nicht ausnahmslos alle polnischen Juden so arm und unwissend. Es wäre also die Pflicht der Bessergestellten, das wahlberechtigte Gros der Glaubensgenossen aufzuklären, zu leiten, zu führen.“

„Diese schöne Theorie wird leider bei uns in die häßlichste, selbstsüchtigste und für die Judenheit verderblichste Praxis umgesetzt,“ erwiderte Thalberg in bitterem Tone, — „und zwar ist es in jeder Stadt eine verschwindend kleine Gruppe, welche, durch beklagenswerthe Umstände begünstigt, die Geschicke der jüdischen Bevölkerung in ihren Händen hat, und nach Belieben und eigenem Nutzen die Gesamtheit mißbraucht und verräth. Mit tiefer Beschämung muß zugestanden werden, daß es die sogenannte „Intelligenz“ ist, das heißt Aerzte, Advocaten und die wenigen Beamten, die wir unter Juden haben, welche jene verächtliche Clique bilden, und so nassführen oft, wie beispielsweise hier in K. etwa 20 Leute mit Einem als Führer, eine Gemeinde von über 14000 Menschen. Diese „Führer“ der Juden, die sonst nie und nirgends gern von ihrer Zugehörigkeit zum Judenthum sprechen, deren Lebensführung, sobald sie

einmal den Doctorgrad erreicht haben, nichts Jüdisches aufweist, deren Devise: „Nur nicht jüdisch“ heißt, sind dennoch bestrebt, die Leitung der inneren und äußeren Angelegenheiten der Cultusgemeinde in Händen zu behalten, und kein Mittel ist ihnen zu schlecht, um dies zu erreichen. Selbstverständlich hüten sie sich vor Allem, die Masse politisch zu erziehen.“

„Wie ich wahrzunehmen Gelegenheit habe, giebt es doch außer den angeführten Standespersonen auch sonst noch gebildete und tüchtige Männer in dieser Stadt, warum greifen die nicht ein?“ bemerkt Ettelsberg.

„Warum? Das ließe sich kaum in kurzen Worten sagen,“ lautet Thalberg's Erklärung. „Vor Allem muß bedacht werden, daß, obwohl der polnische Jude nie ganz roh und unwissend war — dafür sorgte immer und überall das Cheder — und jetzt ein mächtiger Bildungsdrang fast alle Schichten erfaßt hat, doch auch heute noch 99 Procent der Bevölkerung vom öffentlichen Leben so viel weiß und versteht, wie etwa die Hottentotten. Wir besitzen in der Gegenwart noch keinen gebildeten Kaufmanns-, keinen intelligenten Handwerkerstand. Die einigen wenigen politisch Verständigern aus diesen Kreisen müssen vor dem „Doctor“ zurück treten, denn der polnische Jude sieht in einem solchen ein Wesen höherer Gattung, einen überlegenen Geistesheroen, dem

er blinde Gefolgschaft leistet, wenn er auch zuweilen noch so klar das Unheilvolle seines Gebahrens erkennt. Dem „Doctor“ darf und kann man nicht widersprechen, seine Anträge abändern, oder gar, sie laut und offen einer Kritik unterziehend, verwerfen! So kommt es, daß die wenigen Bessergesinnten in Anbetracht ihrer Minderheit sich nicht fruchtlosem Kampf und Verdruß aussetzen wollen. Nebenbei bemerkt, ist es jenen Herren gelungen, im Laufe der Jahre sich auf verschiedenen Gebieten genügende Macht und Einfluß zu sichern — freilich nur durch Preisgabe der Interessen ihrer Mitbrüder und Verleugnung jedes persönlichen Ehr- und Selbstbewußtseins, — um alle Gegner empfindlich schädigen zu können, was just auch nicht darnach angethan ist, um einen Handwerker oder Kaufmann zum Eingreifen zu ermutigen. Wie gesagt, Herr Ettelsberg, es lassen sich diese Zustände nicht mit flüchtigen Strichen zeichnen; sobald Sie länger bei uns bleiben, und nur die mindeste Beobachtungsgabe besitzen, dann werden Sie Vieles erfahren, was meine Worte weit hinter sich läßt. Ich sollte eigentlich vor einem Auswärtigen meiner jüdischen Mitbürger nicht in ihrem häßlichen Thun erwähnen, aber —“ fügt der Sprecher entschuldigend hinzu, — „weß' das Herz voll ist, deß' geht der Mund über.“

„Das sind ja garstige Zustände,“ meint Ettelsberg, „sie rechtfertigen vollauf den instinctiven Widerwillen, der den polnischen Juden draußen in der Welt entgegengebracht wird —“

„Den polnischen Juden!“ fällt hier Reb Hirsch ein, und um seine Mundwinkel vertieft sich der Zug, der Ettelsberg bei der ersten Begegnung aufgefallen. „Warum den Juden entgelten lassen, was der Pole an ihm verbrochen? Was kann der Baum dafür, daß ihn ein schlechter und böswilliger Gärtner schief wachsen und verkrüppeln ließ? Daß er ihn vernachlässigte und unrichtig behandelte, so daß seine Frucht herbe ward?“ Sind denn die Juden des Westens, die Juden Hollands, Frankreichs, Deutschlands anderen Stammes und Charakters als wir? Vertrieb uns nicht Alle Tytus harasza\*) aus dem heiligen Zion, beklagte und beweinte nicht Alle Jeremias' Harfe? Zogen wir nicht Alle aus Spanien in die Länder Europas? Warum ward der polnisch-russische Jude zum Abschaum seines Volkes? Warum wird, was man an uns verbrochen, an uns selber gerächt? Warum? warum?“

Die Arme des greisen Mannes strecken sich nach oben, sein Körper zittert, und die Lippe zuckt. Nicht

\*) Der Bösewicht.

an die Anwesenden denkt er, nicht an sie richtet sich seine verzweifelte Frage — nein — an all' die Widersacher, Schmähler und Hühner, an die ganze Welt, die den Paria der menschlichen Gesellschaft verbannt und verstößt, ohne ihn zu hören, ohne seine Leidensgeschichte, seine Leidensstellung zu kennen. „Oh, wie ich sie hasse,“ kommt es keuchend aus seiner Brust, „wie ich sie hasse, die uns zu dem gemacht, was wir geworden, die uns den Strahl mißgönnen, den höhere Guld uns schenkte, und der die Geistesnacht, das Elend verschleichen will, darein sie uns gestürzt hatten und ewig zu erhalten suchten; die uns jezt noch den Fuß auf den Nacken setzen, die uns verachten, mißbrauchen, bedrücken und jeden Versuch der Selbsthilfe und Selbstaufrichtung mit feindseligen Augen betrachten und im Reime zu ersticken suchen.“

„Großvater —“ eine liebliche, zärtlich schmeichelnde Stimme ruft es wie beschwörend und beruhigend. Marie ist leise hinter des Alten Sitz getreten und schmiegt ihr Köpfchen an seine Schulter.

Reb Hirsch seufzt tief auf und blickt seiner Enkelin lange in's blühende Angesicht. „Gott segne Dich, Kind-leben, Er segne Dich und lasse den Erlöser Deinem Schooße entspringen,“ murmelt der Greis, Mirjam's Locken küssend. Eine Weile bleibt er noch in Gedanken



versunken, erhebt sich dann und verläßt mit ‚Gute-Nacht-Gruß‘ den Raum.

Ettelsberg sitzt da, schweigend und unmuthig. Es ärgert ihn — ihm selber unbewußt — daß der polnische Jude wirklich nicht Unrecht hat mit seinen Klagen, daß er sich mit gar stichhaltigen Gründen zu rechtfertigen weiß, ein, nun eben . . . ein . . . polnischer Jud' zu sein. Es ist doch viel bequemer, ihn nach dem traditionellen, stillschweigenden Uebereinkommen der verschiedenen Patrioten mosaischer Confession, als „unmöglich“, als „den ungerathenen Sohn“ zu betrachten, und seinem „wohlverdienten“ Schicksal zu überlassen. Als strammen Deutschen drängt es ihn auch, für die „gastfreundliche“ slavische Nation eine Lanze zu brechen.

„Eigentlich,“ beginnt er, das Gespräch wieder aufnehmend, „eigentlich schulden die hiesigen Juden dem polnischen Volke großen Dank.“

„Ach, Sie denken an die bis zum Ueberdruß stets wieder hervorgeholte und betonte Aufnahme durch Casimir den Großen,“ sagt Moses Thalberg. „Nun, ich wundere mich nicht, daß Sie, wie die Meisten, über den Widerspruch, ja, Widersinn, der darin liegt, wohl kaum tiefer nachgedacht. Sind Sie doch ein Deutscher!“

Ettelsberg glaubt ein spöttisches Lächeln auf Mariechen's Lippen zu sehen.

In diesem Moment möchte er doch lieber kein Deutscher sein!

„Aber bedenken Sie doch!“ fährt Moses Thalberg fort, „ganz abgesehen davon, daß der genannte Monarch mit der Aufnahme der damals aus allen andern (weil zufällig in geordneten finanziellen Verhältnissen bleibenden) Ländern vertriebenen Juden, vor Allem einen pecuniären Vortheil verband und somit der vielgepriesenen Großmuth einen sehr geschäftsmäßigen Anstrich gab, sollte auch die schon idealere Nebenabsicht, aus dem begabten, ruhigen Volksstamm einen intelligenten und tüchtigen Mittelstand zu schaffen, mehr dem Lande als den Einwanderern dienen. Doch ich abstrahire davon. Ich will gut und gerne annehmen, was die Polen mit so viel Phrasenaufwand und gewohnter Ueberschwänglichkeit bei jeder Gelegenheit wiederholen: „daß nur selbstlose Großmuth, edelster Hochsinn und wahrhaft christliches Erbarmen den verstoßenen, umherirrenden Juden die Pforten des gastlichen Polenreichs öffnete.“ Wie vermag es also diese Nation vor sich selber, vor Gott und Menschen zu erklären und zu verantworten, daß sie die Wünsche und Thaten des edelsten, besten ihrer Fürsten hohnvoll mit Füßen trat; Diejenigen, die sein königliches Machtwort beglücken wollte, in tiefstes Elend, in namenlose Schmach und Erniedrigung stürzte, sie an Seele

und Körper schier völlig zu Grunde richtete, nachdem ihr hoher Beschützer kaum die Augen zu ewigem Schlummer schloß?!

In jedem Falle sind Schuld und Dank längst ausgeglichen, und die Polen bekunden mit ihrer unausgesetzten Berufung auf jenes historische Factum eben so wenig logisches Denken, wie mit der gleichwerthigen Fabel vom „polnischen Brodesser“, wofür wieder die unglücklichen Juden in ewiger Unterthänigkeit „gehorsame Diener“ sein müßten. Welch' ein Blödsinn! Kein Mensch ist polnisches, englisches oder türkisches Brod; Jedermann ist das Brod seiner Arbeit. Und daß diese Arbeit und dieses Brod dem polnischen Juden genug bitter gemacht werden, zeigt zur Genüge ein Blick auf seine Jammergestalt.“

Die drückende Pause, die nach diesen Worten eintritt, unterbricht Frau Lea: „Wir haben den Sabbath heut schlecht gefeiert. Es ist verboten, an diesem Tag und Abend traurige oder auch nur verdrießliche Gespräche zu führen.“

„Ach, Mutter, so müßten die Juden sich hüten, am Sabbath von sich selber zu reden, weil sie dann nichts Tröstliches oder Fröhliches besprechen können.“ meint Josef.

Als sich Fritz Ettelsberg mit herzlichem Dank für die so herrlich verbrachten Stunden und der Bitte, oft wiederkommen zu dürfen, zurückzieht, kann er, in seinem Zimmer angelangt, noch lange die ungewohnte Stimmung in der er sich den ganzen Abend über befunden, nicht abschütteln. Immer wieder kehren seine Gedanken zu dem silberhaarigen Greise mit der leidenschaftlichen, glühenden Seele, zu dem kühl verständigen Schwiegersohne und der liebreizenden Enkelin zurück. Und als er endlich einschläft, sieht er sich im Traum vor dem sabbathlich gedeckten Tische stehen. Mirjam schmiegt sich an den Großvater, er, Ettelsberg reicht ihm die Hand, Reb Hirsch sagt: „Friede mit Euch“ und legt sie in die Hand seiner Enkelin.

„Wo Friede, da Liebe,“ ruft der kleine Joël mit dem Finger auf den Hausfegen an der Wand deutend.

Mariechen neigt erröthend das Haupt, sein Herz durchströmt ein ungeahntes Wohlgefühl . . . und jetzt verwirren sich die Bilder . . . ein Jude in zerfetztem, blutigem Raftan liegt auf dem Boden hingestreckt, über ihn neigt sich höhnisch grinsend, ein schnurrbärtiger Schlachtc. Da naht Reb Hirsch mit einer Thorarolle im Arm. Der Ohnmächtige schlägt die Augen auf; erhebt sich . . . gleichzeitig hat der junge Hochschüler mit unglaublicher Kraft den Polen hinterrücks gepackt und

von seinem Opfer gerissen . . . immer bunter, verschwommener werden die Erscheinungen, bis schließlich fester, traumloser Schlaf den Müden umfängt.

„Vater,“ fragt nächsten Tages Frau Lea, „wer hatte denn nur in unserer Familie solche Augen wie meine Mirjam?“

„Deine Großmutter, Lea, Deine Großmutter — und noch Jemand —“ diesen Zusatz verschlingt ein tiefer Seufzer, der sich Reb Hirsch's Brust entringt.

Schmil Schlome ist Realitätenbesitzer. Hinter der alten Badeanstalt in einer Gegend, die meistens wie ein bodenloser Sumpf aussieht und eigentlich nur bei 25 Grad Frost oder Hitze trocken zu passiren ist, steht eine ganze Anzahl niedriger, baufälliger Hütten, die man, weil sie anstatt der Strohdächer alte, verfaulte und löchrige Schindeldächer tragen, im Grundbuche und im Steueramte „Häuser“ betitelt. Die kaum eine halbe Elle über dem Erdboden befindlichen kleinen Fenster lassen weder genügend Licht noch Luft in's Innere gelangen, und bei starken Regengüssen im Frühling und Herbst stehen die Wohnräume unter Wasser. Eines dieser „Häuser“ gehört Schmil Schlome. Er hat es vom Vater geerbt, und das ist gut, „denn in heutiger Zeit kann man von den Verdiensten keine Häuser kaufen,“ wie Schmil Schlome seufzend versichert.

Zwei Stuben umfaßt das Gebäude. In der einen wohnt der Eigenthümer mit seinem Weibe und acht

Kindern, in der anderen ein Schuster mit seiner kranken Mutter und einem kleinen Kinde. Seine noch sehr junge Frau ist an der Schwindsucht gestorben. Da er die ganze Miethe nicht erschwingen kann, hat er auch noch eine Altermietherin in seiner Wohnung: eine Aufkäuferin mit zwei kleinen Knaben.

Schmil Schlome ist, wie dem Leser bereits bekannt, Getreidemakler. Wenn man seine Lebensweise, das Aussehen seiner Kinder, seiner Frau und auch sein eigenes, wie sein Heim beobachtet, gelangt man zu dem Schlusse, daß sein Erwerb kein lucrativer sein könne. Und wirklich verdient er höchstens drei Gulden wöchentlich, während der Saison im Herbst sogar 5—6 Gulden, dafür aber im Hochsommer und strengen Winter wochenlang garnichts. Wieso Riffe, seine Frau, es zu Stande bringt, daß nicht längst Alle vor Hunger und Kälte umgekommen sind, oder daß die Kinder nicht ganz nackt herumlaufen, halbnackt sind sie schon — dieses Meisterstück begreift nur eine zweite polnische Jüdin. Man spricht in der Welt von der „Kunst zu leben“ die galizische Judenheit versteht die Kunst des „Nicht-Sterbens“.

Schmil Schlome verläßt täglich um 6 Uhr früh seine Wohnung. Nachdem er im nächsten Bethamidrasch — nur am Sabbath geht er in die Klaus — das Morgengebet verrichtet, und meist nachher ein Gläschen Bramt-

wein getrunken hat, der von den Mitbetenden aus Anlaß der Todtenfeier zum Gedächtniß von Vater oder Mutter gespendet wird, was fast täglich vorkommt, begiebt er sich in die Stadt, d. h. auf den Getreidemarkt. Vor drei Uhr Nachmittags kehrt er nicht heim.

Ist es ihm geglückt, einen kleinen Kauf zu vermitteln und hat er dabei eine Krone oder gar einen ganzen Gulden verdient, oh, dann schreitet er stolz erhobenen Hauptes durch die Gasse, betritt mit lautem „Gotthelf“ die Stube und überreicht Riffe triumphirend den Betrag. Er ist dann so fröhlich und wohlgemuth, daß wenn selbst die wässerige Kartoffelsuppe, das gewöhnliche und einzige Gericht zur Hauptmahlzeit — versalzen ist, dies seine gute Laune nicht zu stören vermag.

Ist aber ein schlechter, d. i. ohne Verdienst verstrichener Tag gewesen, dann kommt Schmil Schlome erst spät Abends nach Hause. Er schleicht trübselig herein, der Kopf ist gebeugt, der Rücken gekrümmt, mit einem herzbrechenden Seufzer läßt er sich auf die Bank neben dem Ofen nieder und hört lautlos Riffe's Klagen zu. Demüthig, ohne aufzublicken, empfängt er aus ihrer Hand das Abendessen, ein Stückchen Schwarzbrot mit einem Topf Sichorie. Riffe erkennt also für gewöhnlich an Gang, Haltung und Aussehen, sowie an der Stunde



der Heimkehr, wie es ihrem Manne draußen ergangen, womit er nach Hause kommt.

Heute aber steht sie ganz erstaunt und rathlos da, als sie den Gatten plötzlich und unerwartet heinstürmen sieht. Sie schaut nach der altmodischen Wanduhr: der Zeiger steht kaum auf Zwölf.

Auch von seinem Aussehen kann sie heute auf nichts schließen. Er ist weder traurig noch fröhlich — was doch abwechselnd seine gewöhnliche Stimmung ist. Tief nachdenklich, dann wieder aufgeregter schreitet er in der kleinen Stube auf und ab, fährt jedesmal mit dem Finger durch die buschigen Patjes, drückt den Hut bald tief in die Stirne, bald schiebt er ihn weit in den Nacken zurück.

Riffe wird neugierig.

„Was is mit Dir geschehn, Schmil Schlome?“ fragt sie endlich.

„Das kannst Du nicht verstehen,“ antwortet der Gatte.

„So, ich kann nicht verstehen?“ ruft Riffe beleidigt und empört. „Ich kann nicht verstehen und Du ja? Ich versteh Gottlob Alles besser als Du. Man sieht ja, was Du für ein großer Mann bist geworden mit Dein Chochmu,“ sagt sie höhnisch.

„Wenn haszemjisborach wird heißen, werd' ich gewiß groß sein,“ entgegnet Schmil Schlome zuversichtlich.

„Gott mischt sich nit in jüdische Sachen, er hört uns gar nit, wenn wir auch bitten und weinen und schreien. Er hilft allen Menschen auf der Welt, nur uns Juden nicht!“ Trotzige Verzweiflung klingt aus ihren Worten.

Aber den Gatten ergreift Entsetzen ob solcher Blasphemie. Mit beiden Händen hält er sich die Ohren zu. „Riffe, was redst Du. Riffe, Du bist kein jüdische Tochter, Du . . . Du . . .“ um sich selbst Einhalt zu thun, steckt Schmil Schlome die geballte Faust zwischen die Zähne, und es kommt wie ein Röcheln aus seinem Munde. Der „wilde Mann“ hat in diesem Moment sein wildestes Aussehen.

Doch Riffe macht er keine Angst, auch läßt die kleine Abschweifung sie durchaus nicht ihre erste Frage vergessen.

„Nu, willst mir sagen, was geschehn is?“ kommt sie wieder darauf zurück.

„Man muß einen Deputirten wählen,“ befriedigt Schmil Schlome ihre Neugierde.

„Wer hat heißen wählen?“

„Wie heißt wer? Der Kaiser hat heißen!“

„Ein Deputirten? Wozu?“

„Um ihn zu schicken nach Wien.“

„Was thut er in Wien?“

„Was fragst Du mich so kindisch? Ich bin hier, und er is in Wien, soll ich wissen, was er thut?“

Risfe merkt, daß es wirklich eine dumme Frage war. Sie will also nur noch wissen, in wie fern dieses Ereigniß mit der sonderbaren Stimmung ihres Mannes zusammenhängt.

„Komm, ich will Dir erzählen. Denn ich bin eigentlich gekommen mit Dir berathen, Risfe, aber Du sollst nit darüber reden mit Keinem,“ ermahnt Schmil Schlome, der, wie fast jeder polnische Jude, nichts thut oder unternimmt, ohne mit seiner besseren Hälfte zu berathschlagen.

„Chas veszolem,“ betheuert Risfe.

„Du weißt,“ beginnt der Mann in geheimnißvoll gedämpftem Tone, „daß ich mich niemals in die Wahlsachen mengen thu! Was geht einen armen Jud' an, was die großen Leut' vorhaben und was sie thun? Es is wahr, jeder Steuerzahler kann sein' Stimmzettel geben, aber das is Alles doch nur lepunim\*). Wir haben nix dreinzureden und haben nix von dem Ganzen. Nun bin ich aber heut zu dem Herrn Doctor Silberfeld gegangen, ihn schön zu bitten, er soll in der Sparkasse ein gutes Wort für mich reden, denn — erschreck' nit Risfe — die Kasse will uns das Haus verkaufen, weil wir haben schon nit gezahlt 3 Raten. Da sagt er

\*) Zum Scheine.

mir, ich soll mich ein bisl in die Wahl mischen, weil ich das bis heut' nicht gethan hab', is noch besser, weil man den „Machern“ nicht mehr glaubt, ich soll meine Stimme geben und meine Bekannte und Freund' im Bethamidrasch und in der Klaus' bereben, sie sollen auch ihre Stimmen geben für einen großen, reichen Mann, der ein Deputirter sein will, ein Herr Steinig, ein Jud'. Dafür wird der Doctor Silberfeld, welcher is Vicepräsident im Cultusrath und ein Censor in der Sparkasse wirken, man soll mir die Schuld prolongiren und das Haus nicht verkaufen, und wird mir zwanzig Gulden schenken und jeder von die Leut' wird auch bekommen zwei Gulden für seine Stimme.

Ich habe mir gedacht, wenn das is ein guter und großer Mann und noch dazu ein Jud', warum soll ich nit thun, wie der Doctor Silberfeld verlangt? Und ein towu kann ich auch dabei haben.

Ich hab' ihm auch Alles versprochen. Aber wie ich komm auf den Markt, da steh'n die Leut' vor ein groß' Plakat und lesen, daß der Herr Steinig das is ein Meschumed, der von seinen Brüdern sich hat abgewendet, er hat eine christliche Frau genommen und is ein Pol' geworden.

Er hat kein jüdisch Herz und es wird nur umsonst heißen, daß die Juden ein Deputirten haben,

aber er wird nix thun für sie und kein Wort für sie reden. Das Plakat is von der „Chewra Zion“. Dort sind gute Juden, und die Sach' mit dem Herrn Steinig is gewiß kein bilbul\*).

Jetzt Riffe, was soll ich thun? Soll ich einen Meschumed wählen helfen? Ich bin ja ein bal Jisrael!“ Mit diesem Ausruf schließt Schmil Schlome seinen Bericht.

„Du fragst mich, ob Du sollst einen Meschumed wählen? Sogar drei, wenn man verlangt, und man will Dir dafür zwanzig Gulden geben und Dein' Nachlu nicht verkaufen bei der Licitation!“ sagt Riffe im Tone der Ueberzeugung.

„Du hast nicht gut überlegt die Sach',“ ermahnt sie der Gatte, „er wird nichts thun für Juden, Riffe!“

„Was redst Du mir von die Juden,“ ruft diese ungeduldig. „Du hast vergessen, daß, wenn man Dein Haus verkauft, mußt Du mit Deinen Kindern auf der Gass' liegen, denn Du hast kein Geld auf Miethe, Du weißt nicht, daß Chane seit Schebuoth barfuß geht, und Mirele is ein Jahr krank an den Augen und soll Fisch-Del trinken, und ich hab' keine paar Gulden dazu. Ich geht nicht in die Schul', denn seine Hosen und der Rock sind ganz zerrissen, Du hast kein' Raftan für den Winter,

\*) Verleumdung.

und von mir will ich schon nit reden, ich brauch' gar nichts! Ich bin nur dazu auf der Welt, um zu arbeiten und mein Gehirn vom Sorgen austrocknen zu lassen. Red'st Du noch von die Juden und von die Meschumadim! Wenn Gott Dir wird helfen, Du wirst jede Woch' auf Szabath haben, Deine Kinder werden satt und bekleidet sein, wirst Du trachten, man soll wählen einen bessern Deputirten“ — überredet Riffe ihren Mann. Doch der kann sich trotz aller angeführten, wenn auch sehr wahren, sehr gewichtigen Gründe, nicht zu der Ungeheuerlichkeit entschließen. „Er is ein Meschumed und wird nichts thun für Juden,“ murmelt er kopfschüttelnd.

„Du bist ein Tipesch, Schmil Schlome, hörst Du?“ bricht Riffe erzürnt los. „Sag' mir, wie können wir Juden ein' guten Deputirten haben? Einen Jud' im Raftan und Peos wählt man nicht, und ein Doctor oder ein anderer großer Mann redet auch nicht für Juden und is kein Jud', wenn er sogar kein Meschumed is.“

„In der Welt sagt man, giebt es große Leut', die Juden geblieben sind,“ beharrt Schmil Schlome eigensinnig.

„In der Welt, in der Welt,“ großt Riffe verdrießlich, „wir sind ja gar nicht in der Welt, nur in Galizien.“

„Und wo soll ich noch Stimmen hernehmen?“ bemüht sich Schmil Schlome, neue Hindernisse zu schaffen.

„Noch Stimmen?“ fragt seine Frau. „Eine schwere Sach', ein Kunststück! Tausend Stimmen kannst Du haben! Unser Einwohner, der Schuster wird Dir die Hand küssen für zwei Gulden.“

Schmil Schlome drückt den Hut tief, fast bis auf die Nase und geht. Er will versuchen — wenn auch schweren Herzens — für Doctor Silberfeld Stimmen zu sammeln.

„Sei kein Schote\*) Schmil Schlome, die Leut' sagen, Du hast Verstand, zeig's jetzt und verdien' ein paar Gulden, und man soll Dein Häufel nicht verkaufen,“ ruft ihm noch Riske nach. — — —

---

\*) Dummkopf.

Herr Rechtsanwalt Doctor Alexander Silberfeld ist ein feuriger Pole — wenn auch mosaischer Confession. Sind die Gefühle seiner katholischen Compatrioten heiß, dann erreichen die seinigen den Siedepunkt. Selbstverständlich ist er Mitglied des „Sokol“ der bekannten, dem Scheine nach turnerischen, dem Wesen nach aber politischen Vereinigung aller Polen. Ebenso selbstverständlich ist, oder sollte es mindestens sein, daß er bei festlichen Veranstaltungen des Sokol in Nationaltracht — nicht in jüdischer — in polnischer Nationaltracht — erscheint. Seine hohe, breitschultrige Gestalt nimmt sich prächtig darin aus, nur die Nase, fatal typisch geformt, will nicht so recht mit dem Ganzen harmoniren. Trotz aller äußeren Höflichkeiten sieht ihn keiner der katholischen „Sokol“-Genossen gern. Er ist ihnen zu gebildet, ein zu guter Redner — mit einem Worte ein Jude, den, will man nicht sich selber ein gesellschaftliches Armuthszeugniß ausstellen — man wie



jeinesgleichen behandeln muß, trotzdem er sich erkühnt, die wirklichen Polen bei jeder Gelegenheit durch sein Wissen und oratorisches Talent in den Schatten zu stellen. Ja, frech und aufdringlich, wie Juden eben sind, erdreistet er sich sogar, besser und schöner polnisch zu sprechen, als mancher wirkliche Pole! Doch nimmt man Alles das in den Kauf, um — seiner Frau willen.

Das ist wieder ein Verdruß, den nur die Juden den andern Menschenkindern zu bereiten im Stande sind. Es ist, als ob sie ein geheimes Zaubermittel besäßen, alle Talente und Fähigkeiten, alle schönen Gaben an sich zu reißen — denn aus Liebe bedenkt sie Vorsehung oder Natur wohl schwerlich. Wer liebt Juden?

Frau Doctorin Bronislawa Silberfeld präsentiert sich als ein Ausbund aller liebenswürdigen Eigenschaften und somit als ein unentbehrliches Requisit des „Comité“.

Schön ist sie — das muß der Neid — in Gestalt stolzer Polinnen — ihr lassen. Benehmen und Sprache sind irreprochable. Dabei besitzt sie eine prächtige, gut geschulte Stimme, verbunden mit ganz hervorragender schauspielerischer Begabung — „eine Frucht der allen Juden angeborenen Heuchelei“ — wie die ebenso hochmüthige als unschöne und prätentiose Frau Bürger-

meisterin Zakrajka, nach jeder Dilettanten-Vorstellung im Sokol-Gebäude zu bemerken nicht unterläßt.

Frau Bronislawa stellt diese ihre Talente freudig in den Dienst des Sokol.

Und wie bescheiden und anspruchslos ist sie dabei! Keine langen Bitten, kein sich Wichtigmachen!

Ein leiser Wink genügt, und sie ist froh und glücklich, dem nimmerfatten Sokol-Säckel reichliche Einnahmen verschaffen zu können.

Bei Theater-Vorstellungen begnügt sie sich jedesmal — ob mit innerer Befriedigung, bleibt dahingestellt — mit der Rolle der Kammerfrau, Kräutlerin u. dergl. m., trotzdem sie dabei wie eine verkappte Prinzessin aussieht.

Man muß eben einsichtsvoll sein, und im Interesse des Ganzen persönliche Eitelkeit, oder Ehrgeiz zurücktreten lassen. Dieses „Interesse des Ganzen“ stellen auch die Polen sehr hoch, so hoch, daß sie jedes Opfer als selbstverständlich als eine That betrachten, die keine besondere Anerkennung noch weniger Lohn verdient.

Und in richtiger Folgerung dieser Ansicht schließen sie Herrn und Frau Doctor Silberfeld von allen geselligen Zusammenkünften und Vergnügungen der polnischen Elite außerhalb des Sokol-Vereines ebenso consequent aus, wie den „schmutzigen“, das ist in Galizien

ein beschönigender Ausdruck für „armen“ Juden mit Peos und Raftan.

Silberfeld's müssen sich wohl oder übel in das harte Geschick ergeben: „man bleibt nicht ungestraft Jude,“ seufzt Frau Bronislawa, und in dem verzeihlichen Verlangen, sich auch amüsieren, tanzen zu können, gründet Doctor Silberfeld mit Gleichgesinnten und Gleichgeprüften ein „aristokratisches“, von den Christen „jüdisch“ genanntes Casino. Das Local desselben ist ganz den Traditionen der sich hier Versammelnden gemäß, geschmückt. Schlechte Copien der bekannten Bilder: „Kosciuszko bei Racławice,“ der „Reitan-Szene“ u. s. w. bedecken die Wände. Den Ehrenplatz aber nimmt die Büste des polnischen Dichters Mickiewicz ein.

Es könnte unsagbar lächerlich sein, wenn es nicht gar so traurig wäre, zu beobachten, wie sich die aus dem Paradiese der Ressource“, des „Offizierscasino“, des „adeligen Club“, vertriebenen Juden hier in dem selbstgeschaffenen Asyl als Polen geriren. Die „Mickiewicz-Feier“ mit hyperpatriotischem Programm bildet alljährlich den Glanzpunkt der Veranstaltungen des „Casino“.

Das Wort „Jude“ oder „jüdisch“ ist stillschweigend verpönt als nicht „salonfähig“, besonders mit Rücksicht auf die dort tonangebende Frau Doctorin Silberfeld,

in der es stets unliebsame Gefühle erweckt. Auch die heutige Erregung dieser Dame hängt mit ihrer Antipathie gegen die ominöse Bezeichnung zusammen. Man höre nur! Der Gymnasialprofessor K. hat, obwohl er doch Herrn Alexander und Frau Bronislawa Silberfeld kennt — ihr Söhnchen in der Klasse „ty zydku“ geschimpft. Die edle Polin zittert vor Zorn und Empörung, als der Junge weinend, über die ihm widerfahrene Beleidigung berichtet.

„Was!“ „zydku“ hat er Dich genannt! der ungezogene Mensch! Weine nicht, mein Kind, ich will zum Herrn Director gehen und mich darüber beschweren; ich will ihn fragen, wie Herr K. dazu kommt, meinen Sohn,“ das besitzanzeigende Fürwort betont hier die Dame besonders stark, „zydek zu nennen.“

„Aber Broncia,“ beschwichtigt sie der Gemahl, „Du kannst ja gar nicht darüber Beschwerde führen, denn“ — — der Herr Doctor scheut sich den Satz in der einzig möglichen Weise zu vollenden.

Er müßte sagen: „denn unser Sohn ist wirklich ein zydek.“ Doch ist er ein zärtlicher Gatte und mag seine Frau nicht noch mehr aufregen.

„Komm her, mein Junge, und erzähle, wie's in der Schule war. Spricht der Herr Professor immer so zu Dir?“

„Nein, Papa, der Herr Professor sagt stets zu den Anderen: „zydku, zydku, willst Doctor werden? Verkauf lieber Schnaps oder ruf handeln, handeln.“

Nun hat er heute auch mich „zydku“ geschimpft. Papa, bin ich denn wirklich ein zydek und warum?“ fragt schluchzend der kleine Mann.

„Wenn Du erst groß bist, so groß wie ich, dann wird Dich der Professor nicht mehr so nennen,“ erwidert Herr Alexander ausweichend und tröstend dem Sohne, indem er ihn zur Thüre hinauschiebt.

„Broncia,“ wendet er sich hierauf an seine Frau, ich kann Dir nur Günstiges über die Wahlcampagne berichten. Denn der bloße Umstand, daß die Polen, um den ruthenischen Candidaten aus dem Felde zu schlagen, die Wahl des Juden-Christen Steinig, der selbstverständlich dem Polen-Club beitrifft, nicht verhindern wollen, genügt noch nicht, auch daß er mich als den Vicepräsidenten des Cultusrathes, und auch sonst den Juden gegenüber beachtenswerthe Persönlichkeit zu seinem —“ der Herr Doctor sucht nach einem passenden Ausdruck — „nun, sagen wir, zu seinem Vertrauensmann erwählt und die für den Wahlkampf nothwendige Summe in meine Hände gelegt hat — genügt noch lange nicht. Die Hauptsache ist und bleibt für mich, daß er thatsächlich gewählt werde, und kann ich Dir berichten, daß meine diesbezüglichen

Bemühungen allem Anscheine nach von Erfolg gekrönt sein werden. Es ist kaum glaublich, welche Armuth unter der hiesigen Judenschaft herrscht! Für zwei Gulden wählen die Leute Jeden, der es wünscht.“

„So wenig zahlst Du für eine Stimme?“ fragt seine Frau verwundert.

„Was denkst Du wohl, die Leute haben selten einen Verdienst von 2 Gulden auf einmal und sind also ganz zufrieden,“ beruhigt sie der Gatte. „Uebrigens lassen sich nicht alle damit abspeisen, die einflußreichen Werber erhalten mehr, viel mehr.“

„Am Ende lohnt es garnicht die Mühe,“ sagt die Frau Doctorin enttäuscht.

„Das nicht,“ lautet die beruhigende Antwort, „es kommt mir nämlich sehr zu statten, daß ich jetzt so viele Ehrenämter in der Stadt bekleide.“

„Das hast Du mir zu verdanken,“ bemerkte Frau Bronislawa mit stolzer Genugthuung. „Hätte ich nicht den Verkehr mit der polnischen Gesellschaft stets erhalten und gepflegt, es wären vielleicht einem Anderen diese Auszeichnungen zu Theil geworden.“

„Unter uns gesagt, der Verkehr beschränkt sich lediglich auf die Ausnützung Deiner gesellschaftlichen und künstlerischen Talente,“ murmelt der eifersüchtige Gatte

zwischen den Zähnen, „und sie gaben mir nur dasjenige, was einem der jüdischen Bürger gewährt werden muß.“

Die Dame erröthet und preßt die Lippen aufeinander.

„Also, wie gesagt, die Macht, die ich in Händen habe und welche die Leute in vielen Dingen von meiner Befürwortung und Empfehlung abhängig macht, erleichtert mir das sonst ziemlich schwierige Unternehmen, einen, wenn auch getauften Juden durchzubringen. Ich werde nicht viel vertheilen müssen, dennoch —“ fügt er nachdenklich, gleichsam sich vor sich selber entschuldigend hinzu, „dennoch hätte ich das Ganze lieber nicht unternommen, wenn meine Einkünfte in den letzten Jahren nicht so überaus zurückgegangen wären. Jedes neue Jahr bringt neue jüdische Advocaten. Wo das enden soll, ist garnicht vorauszusehen. Schließlich werden sie sich, um doch Beschäftigung zu haben, gegenseitig Proceßse austragen.“

Das eintretende Stubenmädchen unterbricht diesen Monolog:

„Es warten in dem ersten Bureau mehrere Leute, die Herrn Doctor zu sprechen wünschen,“ meldet sie.

„Schon gut, — sage den Leuten, daß ich komme. — Am meisten Verdruß bereitet mir der Moses Thalberg,“ wendet er sich wieder seiner Frau zu. „Zum Glück ist sein Zionverein noch jung und wenig zahlreich.

Wenn jedoch die Mitglieder dem Rath des Präsidenten folgen und sich in Ermangelung „eines wahrhaft jüdischen Abgeordneten,“ wie der Thalberg sagt, von der Wahl gänzlich fernhalten, alsdann droht uns den ruthenischen Wählern gegenüber ein Stimmendeficit.

Na, Adieu, liebes Kind, ich muß die Leute drüben anhören und noch in einer Wählerversammlung erscheinen, um für Steinig zu sprechen. Er selber will sich nicht einmal die Mühe nehmen, öffentlich sein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen.

„Ganz recht, er bezahlt ja dafür,“ meint sarkastisch die Frau Doctorin.

Von dem Wohnzimmer begiebt sich Herr Doctor Silberfeld in sein Bureau, wo die Harrenden einzeln zur Audienz erscheinen.

„Guten Tag, Herr Doctor,“ der in einen schäbigen Raftan gekleidete Mann, seines Zeichens ein Bäcker, macht eine tiefe, linkische Verbeugung und bleibt, den Hut in der Hand, ehrfurchtsvoll bei der Thüre stehen.

„Na, was wünschen Sie?“ fragt der Gewaltige hochmüthig.

„Herr Doctor, ich bin gekommen, sehr bitten, ich — bin ein Bäcker —“ stottert der Mann verlegen. „Der Magistrat hat den Ramin in meiner Werkstätte versiegelt und hat mir aufgetragen, ihn umzubauen



Ich hab' das noch vor drei Wochen gemacht, und gebeten, man soll mir erlauben, weiter zu backen; — ich bin ja ein armer Mensch mit Weib und Kinder, ich hab ja nicht wovon zu leben — aber der Herr Stadtbaumeister will nicht erlauben. Ich hab ihn schon gebeten und geweint vor ihm und er sagt mir jedesmal was Anders. Hat man mir gesagt in der Stadt, nur der gnädige Herr Doctor kann mir hier helfen und mit dem Stadtbaumeister ein Wort reden.

Jetzt bin ich gekommen, sehr bitten, mir zu helfen. Denn ich komm um vor Noth. Ich hab schon die paar Gulden aufgegessen, was ich erspart gehabt."

Der Aermste zeigt ein vergrämtes Gesicht, und flehende Bitte spricht aus seinen Augen.

"Ja, das ist nicht so leicht, mein Lieber," meint der allmächtige Doctor Silberfeld. "Hm, ich will versuchen, ob ich etwas für Sie erwirken kann."

"Herr Doctor, Gott wird Ihnen gewiß dafür lohnen. Er wird Sie und Ihre Kinder behüten vor Noth," ruft der Bittende erfreut über dieses, wenn auch sehr vage Versprechen.

"Wie heißen Sie denn?"

"Izig Gerber, Herr Doctor."

"Und Sie sind concessionirter Bäcker und zahlen Erwerbs- und Einkommensteuer?"

"Gewiß, Herr Doctor, und wie viel!"

"Da haben Sie ja das Stimmrecht."

"Ja, aber ich stimm' niemals. Ich bin ein geplagter Mann, ich arbeit' wie bei Pharao in Mizrajim und hab kaum auf Szaboth. Ich hab keine Zeit und keine Lust zu wählen. Was kümmert mich das? Unseren wird nicht besser und nicht ärger davon. Wenn uns Gott nicht helfen will, kann uns ein Deputirter gewiß nicht helfen." Dumpfe Resignation klingt aus diesen Worten, prägt sich in der zusammengesunkenen Haltung, dem tief gebeugten Kopfe des Mannes aus.

"Uebermorgen ist Wahl eines Reichsrathsabgeordneten, sagt Doctor Silberfeld.

"So, ich hab nicht gewußt," kommt es gleichgiltig aus Izig's Munde.

"Wenn Sie mir einen Gefallen erweisen wollen," spricht der Rechtsanwalt, Cultusvicepräsident, Gemeinderath, Censor u. s. w., schon viel freundlicher, als zu Beginn der Unterredung, dann gehen Sie diesmal ja zur Wahlurne und wählen Sie meinen Freund, Herrn Fabrikbesitzer Steinig. Ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein."

"Wenn Herr Doctor das verlangen, werd ich gewiß so thun," beeilt sich Izig zu versichern, eingedenk der bereueten Fürsprache.

„Schön, und bewegen Sie auch Ihre Verwandten und Bekannten dazu,“ scharft ihm Doctor Silberfeld ein.

Hig Gerber eilt fort und beschwört Alle, die ihm nahe stehen, doch ja für den Herrn Steinig zu stimmen, da die Erlaubniß zur weiteren Benützung der Bäckerwerkstätte, somit sein und seiner Familie Existenz davon abhängt. Selbstverständlich ist es Jedem von ihnen wichtig, einem Glaubensgenossen ein „Towu\*)“ zu erweisen, und dem Candidaten ist eine Anzahl Stimmen gesichert.

Die obige Unterhaltung, mit geringen Varianten, wiederholt sich bei den Nachstfolgenden.

Da ist ein Schneider, welcher dreimal in der Städtischen Sparkasse um ein kleines Darlehn ansuchte — jedesmal ohne Erfolg, da einer der Beamten, der dem armen Handwerker für gelieferte Garderobe, seit längerem einen größeren Betrag schuldig war und auf gerichtlichem Wege zur Zahlung gezwungen wurde, aus Rache die Bewilligung des Darlehns zu verhindern mußte. Der Herr Doctor müsse nun als Censor der Sparkasse die „große Gnade“ haben, den Creditbedürftigen zu empfehlen.

A propos der Sparkasse in K. Sie ist überhaupt

\*) Gefälligkeit.

der stille Verdruß aller billig und vernünftig Denkenden. Mit städtischen Fonds gegründet, ist sie Gemeingut und sollte Allen ohne Unterschied der Nation und Confession dienen. Und zwar nicht nur durch Creditgewährung! In Galizien, dem industrie- und folglich auch handelsarmen, hat eine feste, wenn auch noch so bescheidene Anstellung ungleich höheren Werth als sonst wo in der Welt. Das Institut verfügt über einen großen Beamtenstab. Gerechterweise sollte und müßte derselbe in gleichem Verhältnisse aus Polen, Ruthenen und Juden bestehen. Umso mehr als den Letzteren, vorwiegend Kaufleuten und Geldspeculanten, in erster Linie das Emporblühen und Wachsen der Anstalt zu danken ist.

Doch wie sieht es dort in Wahrheit aus?

In dem großen, vielzweigigen Geldinstitute sind, dank besonderer Protektion und glücklichen Zufällen, zwei Juden angestellt, welche nach vieljähriger Thätigkeit als Praktikanten endlich „nach Erfüllung einer kleinen Formalität,“ nämlich der Taufe, stabilisirt wurden. Noch schlimmer verhält es sich in der städtischen Kasse für Handwerker, im Magistrate und allen anderen der autonomen Verwaltung unterstehenden Institutionen, wo kein einziger Jude zugelassen ist, obwohl die Stadt, wie überwiegend in Galizien, eine bedeutende Majorität der jüdischen Bevölkerung aufweist und diese am meisten,

fast könnte man behaupten, ausschließlich die Communalsteuern leistet.

Die Sparkasse untersteht der Aufsicht des Gemeinderaths, der hierfür eine besondere Commission bestimmt. Um denn doch nicht die Dinge auf die Spitze zu treiben, wird auch ein Jude in diesen Aufsichtsrath gewählt, der nun je nach Möglichkeit und gutem Willen seine credit-suchenden Glaubensgenossen empfehlen kann. Doctor Silberfeld weiß diesen Einfluß zu persönlichen Zwecken zu benützen. —

Einer der Petenten wendet sich nicht an den Censor und Gemeinderath, sondern an den Cultus-Vizepräsidenten Doctor Silberfeld. Er hat eine früh verwittwete Schwester, die mit vier unmündigen Waisen ganz mittellos hinterblieb. Selber zu arm, um die Familie zu unterstützen, geht seine Bitte dahin, der Frau aus dem israelitischen Gemeindefädel eine wöchentliche Gabe zu bestimmen, so lange, bis sie irgend welchen Erwerb finden werde, — „sonst müssen sie alle elend umkommen, Herr Doctor, denn der Winter ist vor der Thür,“ legt er dem Rechtsanwalt an's Herz.

„Guten Tag!“ der Herr Doctor blickt überrascht auf, so energisch, so ganz aus einem anderen Ton klingt der Gruß. Es ist wie das Grollen eines nahenden Donners. — Ein stämmiger Gefelle — ausgelernter

Schlosser — ist so sans façon in das elegante Bureau hereingestürzt.

„Herr Doctor,“ bricht er unvermittelt los, als wäre ihm nun die Geduld ausgegangen:

„Herr Doctor, sagt mir nur, wozu wählen wir Juden Euch immer in den Cultus-, in den Gemeinderath, in alle Commissionen! Doch, damit Ihr Euch unser annehmt vor den Leuten —“ er meint die polnischen Machthaber — „damit Ihr für uns redet, weil wir es nicht gut können, damit Ihr uns schützt, und nicht zulasset, daß uns Unrecht geschehe. —

Zwei Jahre lang wart' ich schon auf die Bestätigung des Gesellenzeugnisses vom Zunftmeister, damit ich mir endlich eine Werkstätte eröffnen könne, und jedes Mal hicanirt mich der schlechte Goj auf andere Weise und verursacht mir Kosten und zieht mir die Seel' aus dem Leib! Wozu seid Ihr einer von unsere Große? Thu doch etwas für uns! Sonst könnt' ich ja auch alle diese Ehren verlangen!“ ruft der kühne Bursche.

Doctor Silberfeld wird nachdenklich. Mit dem Kerl da darf er es jetzt, gerade jetzt nicht verderben. Glücklicherweise hat er dem Zunftmeister so manche Flasche Wein bezahlt.

Nach einigen Schwierigkeiten seitens des Schlossers und bündigen Zusagen des Advocaten hat der, Letztere

einen vorzüglichen Agitator für die morgige Wahl angeworben.

Ein zaghaftes, leises Pochen an der Thür — auf das Herein erscheint ein Mensch in beklagenswerthestem Zustand. Abgesehen von der armseligen Kleidung, zeigt das wachsbliche Gesicht, mit einem schwarzen Tuch umhunden, Spuren einer überstandenen Krankheit. Die Gestalt, der ganze Körperbau zeugt von ursprünglicher Kraft und Stärke, aber langwierige Entbehrungen und Sorgen haben das Mark aus diesen Knochen gesogen und die Gesundheit des Mannes erschüttert. Der Beruf, den er erwählt hat, in Ermangelung eines bessern, erwählen mußte, hat seine Gesundheit vollends untergraben und ihm fast das Leben gekostet.

Er ist oder eigentlich er war Wächter bei der städtischen Propination; d. h. er hatte die Pflicht, auf der Stadtgrenze das Einschmuggeln von Spirituosen und Bier aus den Nachbarorten zu verhindern, nach Thunlichkeit die Erzeugnisse mit Beschlagnahme zu belegen, und die Schmuggler dingfest zu machen. Wer die Brutalität der Branntweinschmuggler, die sich gewöhnlich „Wuth antrinken“, kennt, wird das Gefährliche des Postens zu ermessen im Stande sein. Während der eifigen Nächte Galiziens, bei glühendem Sonnenbrande im Sommer, muß der Wächter in freiem Felde stehen und unablässig Anschau halten.

Die elende Bretterbude, einem Hunde- oder Schweinestall ähnlich, darf er nicht betreten, sie ist nur zum Aufheben der confiscirten Getränke bestimmt. Für diesen Dienst erhält der Propinationswächter ein Salair von 2 Fl., sage und schreibe zwei Gulden wöchentlich! Passirt es, daß ihm ein Schmuggler entwischt, dann droht ihm Entlassung, mindestens eine Geldstrafe, die durch Gehaltsabzüge eingebracht wird! Und doch findet auch dieser Beruf seine Vertreter, hauptsächlich unter Juden. Sehr natürlich!

Jede andere, bessere Erwerbsart, die weder Capitalsanlage noch irgend welche höhere Studien voraussetzt, ruht in den Händen der christlichen Bevölkerung. Was bleibt dem armen Juden übrig, der stets Familie hat und die heilige, tief empfundene Pflicht, sie zu erhalten? Er hat die Wahl, entweder Wasserträger zu werden, und für 60 große Doppelfannen Wassers, die er am Brunnen vollpumpen und eine oder zwei Straßen weit in die hochgelegenen Wohnungen schaffen muß, — 50 Kr. monatlichen Lohns zu erhalten, oder — Propinationswächter und damit die Zielscheibe des wüthendsten Hasses seitens der Schmuggler zu werden. Diesen Haß mußte der arme Mann, der jetzt als Bittender vor Doctor Silberfeld steht, an sich erfahren. Eine Schmugglerbande, die seiner strengen Wachsamkeit wegen ihm längst



den Tod geschworen, hatte ihn überfallen, an Händen und Füßen gebunden und so grausam mißhandelt, bis er anscheinend leblos liegen blieb. Die Propinationspatrouille fand ihn am Morgen blutüberströmt, jedoch noch schwach athmend, im freien Felde. Glücklicherweise war es Sommer, sonst hätte ihn die grimmige Kälte unfehlbar getödtet.

Wochenlang mußte er im Spital auf dem Schmerzenslager die treue Pflichterfüllung büßen. Und als er endlich einigermaßen hergestellt seinen alten Posten wieder antreten wollte, — ward ihm bedeutet, daß man Wächter, die sich überrumpeln lassen, nicht brauchen könne. Wo könnte der Aermste 2 Fl. wöchentlich verdienen? Was wird nun aus Weib und Kindern werden, sobald er wirklich nicht wieder aufgenommen werden sollte? Die Propination ist in städtischer Regie. Es ist aus der Mitte des Gemeinderaths eine eigene Commission, ein Director, ein Inspector u. s. w. hierfür eingesetzt.

Der Einzige, der vielleicht helfen könnte, ist der Herr Doctor Silberfeld. Ihn fleht nun der Unglückliche um seine Protection an. Und der „gute, gnädige Herr Doctor“ ist diesmal gnädiger als je, und verspricht „sich stark zu verwenden“. Inzwischen übernimmt der Petent die Pflicht, bei der übermorgigen Wahl vor dem Ge-

meinbeamt Posto zu fassen und genau nach den erhaltenen Instructionen zu verfahren.

Eben will sich Doctor Silberfeld in die Wählerversammlung begeben, als noch ein verspäteter Besuch nach kurzem Anklopfen sein Bureau betritt. Das kluge, jedoch durch einen verschmitzten Zug entstellte Gesicht charakterisirt jenen Schlag polnischer Juden, die, mit Verstand, Strebbarkeit und Ehrgeiz ausgestattet, in einem anderen Lande, unter günstigen Verhältnissen vielleicht gar zu eifrige „Vermögensmacher“, sonst aber ziemlich anständige Menschen gewesen wären. — Hier aber ergiebt die Erziehung und eigenthümliche Stellung des Juden ein Zerrbild des ursprünglichen Charakters. Der Verstand wird zur Verschlagenheit, Strebbarkeit und Ehrgeiz zur häßlichsten Gier nach Geld und bürgerlichen Ehrenämtern. Derselbe Mann, der bei normalen Zuständen ein tüchtiger, arbeitssamer Industrieller, Kaufmann oder Beamter geworden wäre, ist hier ein Schacherer, ein Speichellecker „nach oben“, ein abscheulicher, gewissenloser Verräther „nach unten“. Die angeborenen starken Charaktereigenschaften müssen sich eben Bahn brechen, kann es nicht im Guten geschehen, dann arten sie aus im Bösen.

„Guten Tag, Herr Doctor,“ sagt der Eintretende, dessen Rede im Jargon mit rein deutschen Ausdrücken

untermischt, wie sein Aeußeres, die kurzen, halbverborgenen Beos, der steife Hut, die, wenn auch nicht schlechte, doch nach Art der Chassidin nachlässige Kleidung etwas Unbestimmtes, Schwankendes, so gar nichts Positives oder Vertrauenerweckendes zeigen.

Mit vertraulichem Kopfnicken begrüßen sich die beiden, äußerlich so grundverschiedenen Menschen.

„Ich habe Sie den ganzen Vormittag erwartet, Rothberg, wo haben Sie denn gesteckt?“ fragt Doctor Silberfeld vorwurfsvoll.

Der Angeredete zieht einen Stuhl an den Schreibtisch und läßt sich gemächlich nieder, ohne direct zu antworten.

„Herr Doctor,“ beginnt er nach einer kurzen Weile „haben Sie vergessen, daß Ende nächster Woche Gemeinderathswahl stattfindet?“

„Ich weiß es und hoffe, daß der Handwerkerverein mit seinen 500 Stimmen mich als seinen Präsidenten nicht im Stich lassen wird.“

„Nun, der schickt Sie ja auch deshalb in den Cultus- und Gemeinderath, oder — Sie sind ja eben deshalb Präsident, damit man Sie schicke, hi, hi, hi,“ lächelt Rothberg verschmigt.

„Sie sind ein böshafter Mensch, Rothberg,“ erwidert Doctor Silberfeld piquirt.

„Nein, nur ein Chassid aus der Klaus’, und der läßt sich nicht foppen, Herr Doctor.“

„Uebrigens strebten Sie, Rothberg, aus denselben Gründen nach der Würde des Vicepräses. Mir verhalf dazu mein Doctortitel, Ihnen der Ruf eines Schriftgelehrten und Ihre rabbinische Abstammung, was Beides den unwissenden Handwerkern imponirt,“ rächt sich Doctor Silberfeld für den Wespenstich seines Gegenüber.

„Wozu brauchen wir darüber reden,“ meint einlenkend Rothberg, „wir kennen und versteh’n uns doch. Aber jetzt is eine andere Sache! Die Handwerker wollen nicht stimmen für den Steinig. Sie haben sich anders besonnen.“

„Was sagen Sie mir da?“ Doctor Silberfeld springt auf vor Erregung. „Es muß Jemand die Leute in den letzten Tagen und Stunden beeinflusst haben,“ sagt er mit einem durchbohrenden Blick auf Rothberg.

„Ich nicht,“ betheuert dieser.

„Hoffentlich nicht Sie,“ versetzt der Advocat zitternd vor Zorn, „wofür hätte ich Ihnen sonst tausend Gulden gegeben.“

„Nu, Herr Doctor, seien Sie nur nicht so aufgeregert,“ replicirt ironisch der Chassid, „ich kenn’ einen feinen Herrn, der zehntausend Gulden verdienen wird bei der Wahl.“

Die Augen des Rechtsanwaltes sprühen Blitze.

„Nehmen Sie sich in Acht, Sie Rothberg,“ murmelte er mit heiserer Stimme, „ich könnte sonst den Leuten, den vielen leichtgläubigen Wählern aus dem kleinen Krämer- und Handwerkerstande, und auch den biedern, anders wie Sie gearteten Klausleuten, die Augen öffnen über den frommen Aron Rothberg, der mit demüthiger Miene und Haltung, stets klagend und seufzend um ihre Stimmen bittet, damit er als Cultusrath das kleine Gehalt, bestimmt für die Ueberwachung der rituellen Institutionen, bekommen und damit seine Familie erhalten könne. Ich will den guten Leuten erzählen, wie es Aron Rothberg versteht, dieses geringe Gehalt künstlich zu vergrößern. Wie er den Umstand auszunützen weiß, daß der Cultuspräsident sich um die Angelegenheiten seiner Gemeinde so viel kümmert, wie um die Politik des Kaisers von China. Und auch wie geschickt er den Rechenschaftsbericht des Schächterhauses, des Spitals u. s. w. nicht für die Wähler, die bekommen ihn nie zu Gesicht, nur für den Cultusrath herzustellen weiß. Nehmen Sie sich in Acht,“ droht er noch einmal dem wortlos und erschreckt Dastehenden.

„Herr Doctor, wozu regen Sie sich so auf? Was hab' ich eigentlich so gar Schlimmes gesagt? Nichts! garnichts! Freu' ich mich denn nicht, wenn Sie groß'

Geld verdienen? Warum nicht! Gott soll Ihnen jedesmal bescheren! Ich will die Leut' heute in der Versammlung zusammenrufen und alles Mögliche thun. Aber . . . aber es ist eine ganze Geschichte dabei. Sie, Herr Doctor, müssen mir auch helfen.“

„Nun heraus mit der Sprache, ich dachte es mir gleich, daß Sie etwas im Hinterhalte haben,“ sagt der Advocat in verächtlichem Tone.

„Hn, hm, Herr Doctor,“ beginnt Rothberg ziemlich verlegen, „Sie wissen ja, daß ich kein Glück zu Barnase hab'. Ich hab eine große Familie und kein Geschäft und kein Geld. Die Sachen mit der Gemeinde sind nicht sicher. Was thu ich, wenn ein anderer Cultuspräsident kommt, oder die Juden werden mehr in die Cultusangelegenheiten hineinschauen? Ich muß trachten, etwas Sicheres zu haben, etwas für das ganze Leben.“

„Wozu das weite Ausholen? Kommen Sie doch lieber gleich zur Sache. Was wollen Sie?“ fragt Doctor Silberfeld mürrisch.

„Ja, ja, gleich, Herr Doctor, ich will Ihnen gleich sagen. Es ist so: der Herr Bürgermeister hat mich gestern lassen rufen und hat so zu mir gesagt. Panie Rothberg, hat er gesagt, ich weiß, Sie haben Einfluß auf die Juden und sind ein geschickter Mann,“ der Sprecher lächelt selbstgefällig, das seiner Person gezollte

Lob wiederholend, „ich will Ihnen also einen Vorschlag machen und seine Annahme und Durchführung soll Ihr Schaden nicht sein. Sie sind ein kluger Kopf, Sie werden mich verstehen, und Sie sind ja auch unser Freund.“ Ja, ja, Herr Doctor, „Freund“ hat der Herr Bürgermeister gesagt, ich geb’ Ihnen mein Ehrenwort Panie Rothberg, Sie wissen, hat er weiter gesagt, daß der Gemeinderath aus 36 Mitgliebern, d. h. aus 18 von der christlichen und 18 von der jüdischen Bevölkerung gewählt besteht. Diese jüdischen Gemeinderäthe sind zum Theil orthodoxe Juden, die der Landessprache nicht mächtig, kaum etwas von den gepflogenen Verhandlungen verstehen und nur Ja-Sager sind, anderntheils Eure Intelligenz, die — hier machte der Herr Bürgermeister so mit der Hand. Wozu also 18 jüdische Gemeinderäthe, was die Abstimmung nur erschwert?

Darum wäre es gut, wenn von nun an nur zwölf Juden in den Gemeinderath gewählt würden. Das kann geschehen, wenn die dritte Curie in ihre Stimmzettel nur Christen aufnimmt.

Sie, Kochany Panie Rothberg, sind der Einzige, der solches durchzuführen vermag. Die orthodoxen Kreise, wie auch die Handwerker haben Vertrauen zu Ihrem Rath und werden Ihnen auch diesmal folgen. Für Ihre Mühe aber verspreche ich Ihnen und ver-

pfände hierauf mein Ehrenwort als Schlichter, mich maßgebenden Ortes zu verwenden, daß Sie das eben erledigte Amt des Matrikel-Führers erhalten. Hoffentlich sind Sie mit dieser Vergütung zufrieden? fragt er mich. —

Ob ich zufrieden bin! Wenn ich sie nur schon hätte!“

„Wissen Sie auch, Herr Rothberg, was man von Ihnen verlangt?“ fragt Doctor Silberfeld mit finsterner Miene.

„Ach, Herr Doctor,“ erwidert Jener mit geringschägendem Achselzucken, „machen Sie nur nicht eine so wichtige und böse Miene. Sie wissen am besten, daß die jüdischen Gemeinderäthe auch jetzt Alles thun, was die Golem wollen. Welcher Unterschied wird dabei sein, wenn anstatt 18 nur 12 sein werden? Oder gönnt Ihr mir die gute Parnase nicht? Ich thu’ ja auch sehr viel für Euch bei jeder Gelegenheit. Ihr solltet mir jetzt an die Hand gehen!“

„Rothberg, wissen Sie, was der Bürgermeister von Ihnen verlangt?“ fragt Doctor Silberfeld noch einmal, ohne die gesprochenen Worte zu beachten. „Er will, daß Sie die ganze große, jüdische Gemeinde, soweit die städtische Selbstverwaltung in Betracht kommt, den Christen auf Gnade und Ungnade überliefern, und dazu kann ich denn doch nicht meine Hand bieten.“



„Nu,“ lautet die schlaue Entgegnung Rothberg's, „nu, dann muß ich dem Herrn Bürgermeister mittheilen, daß ich nichts ausrichten kann, da Sie, Herr Doctor, dagegen sind. Was kann er Ihnen dafür thun? Gar nichts!“ sagt mit heuchlerischer Geberde der Chassid. O, er weiß sehr wohl, wie viel dem Herrn Doctor Silberfeld an dem guten Einvernehmen mit dem polnischen Bürgermeister gelegen ist. Nicht nur sein Ansehen und überhaupt der Verkehr im Sokol würde unter der unausbleiblichen Feindschaft der polnischen Honoratioren leiden, sondern, was mindestens eben so wichtig ist, er würde auch die bislang innegehabte Würde des ersten Gemeinderaths-Mitglieds, sammt dem damit verbundenen Gehalt von 800 Fl. jährlich, die sonstigen Vortheile dieser Stellung abgerechnet, unfehlbar verlieren, was von unberechenbaren Folgen für ihn sein könnte!

Doctor Silberfeld ringt lange mit sich.

Es ist nicht so leicht, die ganze Gemeinde zu verathen, mag man sich noch so sehr äußerlich von ihr losgesagt haben! Doch wer bürgt ihm dafür, daß die einmal angestrebte Machterweiterung zum Nachtheile der Juden, nicht trotz seines Widerstandes erreicht und er selber nur den Schaden aus der polenfeindlichen Haltung davontragen würde. Der Advocat kann zu keinem Entschlusse kommen. Soll er die ganze K. er Judenheit

alarmiren, sie auf die drohende Gefahr aufmerksam machen und zu einmüthiger Abwehr vereinen? oder den Dingen ihren Lauf lassen, unbekümmert um das Wohl und Wehe seiner Glaubensgenossen? „Das Erstere ist Pflicht eines Juden und Ehrenmannes,“ sagt eine leise, stets unbeachtete Stimme in seinem Innern. „Was würde Deine Frau dazu sagen, wenn Du um dieser Juden willen einen vollständigen Bruch mit der feinen Gesellschaft herbeiführtest? Und denke daran, daß Du die gesammte einflußreiche Sippe, die stets und überall zuerst Pole und dann erst noch etwas ist, gegen Dich haben würdest! Du wärest ein verllorener Mann, gerade weil Du bisher ihr treuergebener Vasalle gewesen!“ Die so spricht, die Stimme klingt siegesgewiß in seinen Ohren. Er kennt sie gut, und sie kennt ihn. Wie so oft, giebt er auch jetzt ihr nach.

„Wohin gehen Sie?“ fragt der Advocat den sich erhebenden Rothberg.

„Ich muß zum Bürgermeister, ihm Bescheid sagen.“ Sein Auge blinzelt listig indem er den Doctor ansieht.

„Sie wollten doch in die Wählerversammlung!“ sagt Doctor Silberfeld bitter.

„Was hab' ich jetzt dort zu thun,“ meint unschuldsvoll der Chassid.

„O, Sie sind der abgefeimteste Heuchler, den es

je gegeben. Gott sei Dank, daß wir keinen ähnlichen mehr in der ganzen Gemeinde haben," flößt der Advocat hervor.

"Ha, ha, Herr Doctor," ruft höhniſch der Rothberg, "Sie ſind ja auf einmal voller Sorgfalt für die Gemeinde, es iſt aber ſchade um Ihre Müß', es glaubt Ihnen Keiner. Wenn ich dazu helfen will, den Juden ein Recht zu rauben, von dem ſie längſt keinen Gewinn haben, ſo thu ich das wenigſtens um das Stück Brod, das jeder Menſch haben muß, überhaupt wenn er Weib und Kinder hat. Sie aber, Sie feiner, gelehrter Herr, Sie Doctor, verleugnen, verhöhnen, verachten und verrathen Ihre Brüder jeden Tag auf's Neue, nur weil Sie die Leute vergeſſen machen möchten, daß Sie ſelber ein Jud' ſind, der Sohn eines Raſtan-Juden. Nur um den echten Pol zu ſpielen und ſich an die Chriſten zu drängen, die Sie hinterher auslachen! Warum und wozu werfen Sie den Juden von ſich und üben Ihren Glaubensgenossen gegenüber nicht Pflichten, nur Gnade?

Wenn ich ſie einmal „verrathe," wie Sie es nennen, ſo bin ich doch der ihrige mit Leib und Seel! Ich wein' mit ihnen und lach' mit ihnen, ich leid' und freu' mich in ihrer Mitte, und hätt' Gott ein Wunder an mir gethan, und mir Parnase gegeben, nie könnt' man mich zu Verrath bereben. Ihr ſeid ein großer

Herr, Euch hat Gott geholfen, Ihr ſeid ein Doctor, ein Advocat. Was kann ein Jud' mehr ſein?! Ihr habt eben ja Parnase, und nur von Juden, denn Chriſten gehen zu chriſtlichen Advocaten, — warum verrathet Ihr jeden Tag dieſe armen Juden? Ihr nehmet ihr Geld, in der Kanzlei und außer der Kanzlei, aber Ihr woll't ſie nicht kennen, nichts von ihnen wiſſen, außer damals, wenn Ihr gewählt ſein woll't. Und mir werft Ihr Verrath vor?! Ich verſteh' mich auf die Dinge, ein Chaffid iſt nicht dumm!"

"Ich merke, Sie wollen gar einen Streit vom Zaun brechen," lenkt Doctor Silberfeld ein.

Es wird ihm zwar ſchwer, unendlich ſchwer, an ſich zu halten, aber jezt darf er ſich um keinen Preis mit dem „raffinirten Juden" entzweien. „Das ſchickt ſich nicht für zwei Männer wie wir," fährt er mit ſauerfüßigem Lächeln fort, „für Männer, die ſo lange ſchon in der Gemeinde zuſammen arbeiten.

Gehen Sie nur in die Verſammlung, wie Sie zu Beginn unſerer Unterredung beabſichtigten, ich will über dieſe Angelegenheit mit dem Bürgermeiſter ſelber ſprechen."

"Thu'n Sie das, Herr Doctor," erwidert Rothberg in einem Tone, als ob nichts das freundschaftliche Verhältniß geſtört hätte. „Thun Sie es und trachten Sie bei der Gelegenheit, daß der Pol' etwas für Sie auch

thu! Er könnt' Ihnen ein Towa thun bei dem Oberfinanzrath, der sein Onkel is. Ihr Schwager practicirt ja bereits fünf Jahre im Steueramt und hat die Prüfung bestanden. Vielleicht könnten sie' ihn endlich zum Steueramts-Adjuncten machen!"

"Sie haben Recht, Rothberg, ich will's versuchen. Jetzt müssen wir uns noch schnell über die Wahl in den Cultusrath verständigen."

"Ach, das is nicht der Rede werth," meint Rothberg geringschätzend. "Raum dreißig Leute in der Stadt wissen, daß die Wahl stattfinden soll. Wer kümmert sich darum? Von den paar Wählern, die wir zur Urne schleppen, wird man einige gegen die Chassidim und einige gegen die „Deutschen“ hegen, die bekanntlich einander in einem Löffel Wasser ersäufen möchten, so wird ein gemischter Cultusrath gewählt werden, mit dem wir machen können, was uns beliebt."

Die beiden „Führer“ der jüdischen Gemeinde in K. sind zu Ende mit ihren Berathungen. Getrennt, auf verschiedenen Wegen begeben sie sich in die Wählerversammlung, um dort vereint zu schlagen.

In dem geräumigen Locale des Handwerkervereins harren beinahe zweihundert Leute der kommenden Dinge — eine Versammlung, wie sie so zahlreich in K. kaum je gesehen worden, und auch diesmal nur dank der

Bemühungen des Doctors Silberfeld zusammengetrommelt werden konnte. Außer den „Machern“ der verschiedenen Parteien, von denen Jeder seinen Candidaten anpreisen und empfehlen will, sind einige wenige ältere Handwerker erschienen, eine Anzahl Gesellen und Lehrburschen, ein paar ältere und jüngere Studenten, sowie eine ganze Menge Straßenjungen, die beim Eingang stehend, die Hände in den zerrissenen Hosentaschen, verwundert und neugierig dreinschauen, von dem „Ordnern“ hinausgeworfen, durch die zweite Thür prompt wieder hereinkommen und eine komische Staffage zu dem Bilde abgeben. Wie gesagt, älterer, gesetzter Männer, eigentlicher Wähler sieht man wenige. Es sind ihrer Viele in der Stadt, wie denn überhaupt im ganzen Lande, Lemberg und Krakau ausgenommen, die städtische Bevölkerung eine überwiegend jüdische ist. Aber von hundert Wählern, welche die Einladung zur Volksversammlung aus den Placaten lasen, starrten 99 die gedruckten Buchstaben an, während ihre Gedanken wo anders weilten. „Woher soll ich den nächstens fälligen Miethszins bezahlen?“ „Wo werde ich morgen ein paar Sechserl für den Hausbedarf meiner Familie hernehmen?“ . . . „Wie werde ich im Stande sein, den übermorgen fälligen Wechsel zu decken?“ „Auf welche Weise könnte ich mir ein paar Stiefel anschaffen, um nicht bald ganz

barfuß zu laufen?“ u. s. w. u. s. f. ad infinitum. Solche und ähnliche traurige Fragen beschäftigen das Hirn der Lesenden, während ihr Auge den Aufruf entziffert. Sie fassen den Sinn kaum auf, wenn schon, dann vergessen sie ihn bald wieder unter dem Ansturm ihrer tausend großen und kleinen Sorgen, von denen eine immer wichtiger und dringender ist als die andere. Nur wer in irgend welchem Verhältniß zu den Agitatoren steht, oder gar so glücklich ist, einen „freien“ d. h. sorgenlosen Kopf zu haben, erscheint in der Volksversammlung. Eben werden die Gassenbuben unter Lärmen, Schimpfen und Stoßen zum so und sovielten Male hinausgejagt, die Anwesenden beginnen bereits ungeduldig zu werden und machen Miene sich zu entfernen, da betritt Aron Rothberg mit einer Schaar anständiger Bürger den Saal. Das sind durchwegs seine getreuen Anhänger aus der Klaus', Verwandte und Freunde, die ihm blinde Gefolgschaft leisten, nur aus dem Grunde, weil er „nebiß kein masol zu Barnase hat, und die paar Gulden braucht.“ —

Mit Reb Mendel Steinfeld ist auch Chaimil in die Versammlung gekommen. Er drückt sich in eine Ecke, und seine klugen Augen zeigen gespannteste Erwartung. Ganz zuletzt erscheint Reb Hirsch mit seinem Schwiegersohn und Enkel, denen sich „aus purer Neugierde, zu

beobachten, wie sich die Ker Juden politisch geberden“, Friß Ettelsberg angeschlossen hat.

Doctor Silberfeld ist bereits seit einer Weile unbemerkt durch eine kleine Seitenthür eingetreten und giebt nun Aron Rothberg verstohlen das Zeichen zum Beginn.

„Rabojaj, —“ mit dieser im Stentortone gehaltenen Anrede besteigt Rothberg die kleine Rednertribüne am oberen Ende des Saales. „Rabojaj“ ruft er noch einmal mit seinem Stöß auf das Pult schlagend, um sich Ruhe und Gehör zu verschaffen.

Bis auf ein leises Flüstern in den Ecken und Winkeln des weiten Raumes tritt Stille ein. „Wißt Ihr, wozu wir uns hier versammelt haben? Um über den Abgeordneten zu reden, den wir wählen sollen!“ beantwortet er selber die Frage. „Ja, wir Juden dürfen, Gott sei Dank und Dank dem Kaiser, auch wählen, grad' wie die Anderen. Und darum, meine Herren, wollen wir wählen einen gebildeten, reichen Mann, den Herr Steinig, welcher auch bei der hohen Regierung is hoch angesehen. Denn ein reicher Mann is überall angesehen und kann viel thun, das wissen alle gescheide Menschen.“

„Nicht wahr! nieder mit dem Capital!“ unterbricht den Redner eine jugendliche Stimme.



Es ist der „Socialistenführer“ Hermann Bär, ein sehr schneidiger Herr von 19 Jahren, der vor ungefähr zwei Monaten mit Auszeichnung maturirt hat, Alles, was Marx, Engels, sowie die andern Apostel gesagt und geschrieben, kunterbunt im Kopfe trägt und augenblicklich als seine Lebensaufgabe betrachtet, einen Krafauer Schildermaler ruthenischer Nationalität durch die Macht seiner Rede als Reichrathsabgeordneten durchzubringen.

„Hoch die Arbeiter,“ ruft der junge Held, und „bravo, hoch Bär,“ antworten mehrere Collegen sowie ein Duzend Gesellen und Lehrbuben, die um den „Führer“ gruppirt sind.

„Still sein,“ donnert Rothberg, „hier reden ältere baal batim\*). Meine Herren, was junge Leute sagen ist kein hochma. Hört mich und befolgt mein' Rath, wählt den Fabrikant Steinig, ich werd' ihn auch wählen, und alle kluge, anständige Leut' werd'n ihn wählen.“ —

Damit ist Aron Rothberg's Agitationsrede zu Ende, alle näheren Ausführungen überläßt er dem Doctor Silberfeld, dem großen Redner. Seine Thätigkeit entfaltet Rothberg am intensivsten „hinter den Coulissen“

„Soll sein Steiner,“ flüstert Einer dem Andern aus dem Auditorium zu.

\*) Bürger.

„Nicht Steiner, sondern Steinig, glaub' ich, heißt er,“ belehrt ihn der Nachbar.

„Meinetwegen, soll sein Steinig oder Steiner, was für ein Unterschied is das,“ meint kopfschüttelnd der Erstere.

„Können wir jetzt schon nach Hause gehen,“ fragt ungeduldig ein Dritter.

„Wann muß man denn wählen?“ erkundigt sich ein Anderer.

„Ich glaub' übermorgen; aber wenn man nicht geht wählen, is auch kein Unglück. Was haben wir denn davon? Der Jud' bleibt im Golith, so wie so.“

„Is er ein Jud'?“ wendet sich ein alter Mann angelegentlich an Schmil Schlome.

Der stöhnt laut auf: „Ob er ein Jud' is? . . . Wahrscheinlich! . . . Ja . . . gewiß wird er ein Jud' sein . . . was denn soll er sein?“ spricht Schmil Schlome hastig und unsicher, worauf er schnell den Saal verläßt.

„Moi Panowie!“ — Alle werden aufmerksam.

Sobald polnisch gesprochen wird überkommt den Juden eine Ehrfurcht und Scheu, die ihn zu höchster Aufmerksamkeit zwingt. Der heillose Respect, um nicht zu sagen Angst vor dem Polenthum, kommt darin unbewußt zum Ausdruck.

Der Socialistenführer hat die Tribüne erstürmt, und sich mit kühner Handbewegung durch das blonde Haar fahrend, wiederholt er im reinsten Polnisch seine Anrede: „Meine Herren! Es wäre schon an der Zeit, daß Ihr Euch ermannet, daß Ihr die hohen heils- und glückbringenden Wahrheiten, die ein Lassalle, ein Marx der ganzen Menschheit verkündet haben, erkennet und darnach lebet und strebet. Es soll, wie Engels lehrt, keine Armuth mehr geben, denn es soll sich kein Reichthum mehr anhäufen. Nicht nur den Juden, sondern der ganzen Menschheit soll geholfen werden, man muß nicht nur für sich sorgen. Die Capitalisten sollen uns nicht mehr ausbeuten, der Arbeiter soll sich nicht viel plagen und abmühen müssen und doch gut bezahlt werden. Das wäre schön! nicht wahr? Und das könnet Ihr erreichen, wenn Ihr in den Reichsrath nicht den Geldsack, den Ausbeuter Steinig, sondern unsern tapfern arbeiterfreundlichen Volksmann Koncewicz entsendet. Der kämpft nur für die Armen und Besitzlosen. Der wird die Interessen des kleinen Mannes vertreten allen Gegnern zum Trotz und auch der Regierung zum Trotz!“ ruft der Redner pathetisch mit hoherhobenen Armen.

„Was sagt er? er will der Regierung trogen? Gott soll behüten! Solche Reden darf man gar nicht anhören!“ murmeln ängstlich die Leute. „Ich lauf

lieber aus dem Saal!“ . . . Es kann ein schlechtes Ende nehmen . . . Der Herr Bezirkshauptmann wird erfahren, daß wir dabei gewesen sind, wie man hat gesprochen von der Regierung!“ . . .

„Von der Regierung darf Keiner 'was reden,“ . . . so tönt's von allen Seiten und Viele eilen zum Ausgange!

„Was hat er geredet? Ich hab nicht gut verstanden, es is so tief polnisch gewesen!“ fragt ein Wißbegieriger. „Ich glaub', zuerst hat er gesagt, man soll einen Maß wählen, der ein sehr kluger Mann is und wenn man den nicht will, soll man einen anderen wählen, der Engel heißt, gewiß auch ein Jud' und wenn man den auch nicht will, soll man einen Goy wählen, der Koncewitz heißt,“ informirt ihn der Gefragte.

„Nu, und welchen von die drei wollt Ihr wählen, Reb Jekel?“

„Ich weiß gar selber nicht; Gott soll sich erbarmen ich hab ein verschlagenen Kopf. Am dreiundzwanzigsten soll die Licitation sein auf mein Stübchen, und das Geschäft geht auch sehr schlecht. Kann ich denken an die Wahlen? Reb Aron hat mir geheißen kommen in die Versammlung, bin ich gekommen,“ erwidert Reb Jekel.

„Es is am besten, wir mischen uns nit in die

Sach und gehen nach Haus," entscheidet der Andere. Schon wollen die Beiden und noch manche mit ihnen den Voratz ausführen, als die Worte im Jargon: „Hört mich, meine lieben Juden," in so warmem Herzenston gesprochen, an ihr Ohr schlagen, daß alle unwillkürlich stehen bleiben und aufhorchen. „Meine liebe Juden," das hört sich doch ganz anders an als: „moi panowie", oder „meine Herrn," das greift an's Gemüth! Da weiß der Jude, daß wirklich sein Bruder, sein eigen Blut zu ihm spricht: wer würde ihn sonst „mein lieber Jude" nennen?!

Der Redner, der jetzt oben steht, hat den schwächtigen Menschheitsbeglucker mit kräftigem Arm von der Tribüne heruntergedrückt und seine nervige Faust klopft auf das Pult.

„Meine liebe Juden, hört mich nur ein paar Wörter. Ich bin kein Talmud Chacham, wie Reb Aron Rothberg und nicht gebildet wie der kleine Herr Bär. Wie Ihr Alle wißt, bin ich nur ein baal m'laCha\*) aber ich erfahr' doch auch, was in der Welt vorgeht, und ich will Euch sagen, was mein Verstand mir dictirt. Es is traurig, daß wir 14 000 Juden in A. keinen unter uns haben, um ihn in den Reichsrath zu schicken.

\*) Handwerker.

Der Eine, welcher ja ein Abgeordneter sein könnte, der Bildung besitzt und ein Redner is, läuft nach den Polen und macht sich närrisch und verkleidet sich wie ein Komödiant in der Confedratta und hält kein einzigen jüdischen Feiertag, sondern putzt auf den Christbaum, seine Kinder schämen sich und weinen, wenn man ihnen sagt, daß sie Juden sind, und er tauft sich darum nicht, weil er doch nur durch die Juden lebt. Wär er, wie er sein sollt', ihn müßten und ihn würden wir gern wählen. Aber er is nicht werth, daß er den Namen Jud trägt, von ihm is also keine Red'; noch weniger aber sollen wir den fremden Meschumed\*) wählen. Dem, der seinen Gott und sein armes Volk ganz offen hat verlassen und verrathen, soll dieses Volk selber die höchste Ehr anthun?!

Menschen, Juden, habt Ihr denn schon im Unglück Euren ganzen Verstand verloren?

Der Herr Bär rathet uns einen Socialdemokraten zu wählen. Es is genug schlimm, wenn unsere junge gebildete Leut' Socialisten sind!

Daß ein Jud den ganzen Socialismus geschaffen hat, können wir Alle gut verstehen. Die Welt und die Menschen haben immer so lang auf alle großen, guten

\*) Menegat.

und schönen Gedanken gewartet, bis ein Jüd sie ihnen gebracht hat. So hat nach dreitausend Jahr der Jüd Lassalle ein klein bißchen von dem Socialismus unseres Mosche rabeinu genommen und den armen Goim gegeben. Das ist sehr schön und recht von ihm gewesen. Und wir Juden dürfen den so erstandenen Socialisten gar kein Hinderniß in den Weg legen, ihnen ihren Kampf nicht erschweren. Aber helfen brauchen wir ihnen auch nicht, aus tausend Ursachen nicht, überhaupt wir polnischen Juden. Ich will Euch, liebe Juden, nur einige wichtige Gründe anführen.

Der Herr Bär und seine Genossen sagen: Der Fabrikant, der Brodherr soll den Arbeiter nicht mehr ausbeuten, man soll nicht mehr schwer arbeiten und schlecht bezahlt werden. Wir polnische Juden sagen aber: bezahlt uns schlecht, heutet uns aus, nur gebt uns Arbeit! Erst möchten wir Fabriken und Arbeitgeber haben, die uns Brod geben, dann werden wir schauen, ob wir auch Butter dazu kriegen können. Wozu verdreht Ihr Anführer unseren jungen Leuten die Köpfe und verdreht Euch selber den Verstand! Wir sterben schier Hungers aus Mangel an Beschäftigung und Ihr redet von Uebervorthellen! Wie viele Handwerker führen seit 25 Jahr Werkstätten und sind keine Faulenzer und gewiß keine Säufer und Spieler, sie leben, wie Gott

geboten hat, aber keiner von allen hat auch nur ein eigen Stübchen, wo er könnt auf die alten Tage seinen Kopf niederlegen. Unsere Kaufleute zehren ihre Einlagen auf und müssen bankrott werden. Sind das die reichen Ausbeuter? Wozu redet Ihr mit uns über Sachen, die wir garnicht kennen und nicht haben?

Die jüdischen Arbeiter in Boryslav und Drohobycz werden ausgebeutet? Wie glücklich wären die Juden in hundert anderen galizischen Städten, wenn auch dort Wachs- und Petroleumgruben mit bösen Eigenthümern wären, die sie schlecht bezahlen, aber doch bezahlen! Dem galizischen Juden von Socialismus reden, heißt dem Blinden sagen, daß in seiner Stube zu wenig Licht is. Ach, er sieht ja sowieso gar nichts und wär schon mit dem Zwielflicht zufrieden! Ihr Anführer saget: Der Socialismus kennt keine Religion und keine Race und keine Nation, er will allen Unterdrückten, Enterbten helfen! Nun, wer is unglücklicher, bedrängter als die Juden? Wer bedarf mehr des Schutzes, der Gerechtigkeit als wir, die Aermsten der Armen? Doch was sagen die Herren Socialdemokraten? Wir wollen keine Judenschuttruppe sein!

Auch gut, wir sind daran gewöhnt. Aber warum sollen wir dann eine Christenschuttruppe sein? Wir sollen eine Menschenliebe und Selbstverleugnung an den



Tag legen, die übermenschlich, ja, die mehr als göttlich wär', denn Gott selbst wendet sich ab von denjenigen, die schlecht und undankbar zu ihm sind. Dennoch soll unsere neutrale Haltung den Socialisten gegenüber keine Rache oder Vergeltung für ihre mehr als zweideutige Haltung uns gegenüber sein. Wir sind eine so kleine Schaar, ein so winzig Häuflein, daß wir ihnen nicht viel zu nützen vermögen. Jedenfalls können sie uns in Kampf und Sieg entbehren. Denn ihrer sind viele, unzählbar viele! Unserer Sache aber, Ihr Juden und Brüder, unserer Sache hilft kein Fremder, kein Socialist, kein Liberaler, kein Freidenker.

Wir müssen uns selber helfen, und darum ist es mehr als eine Todsünde, wenn auch nur ein Einziger, der den Namen Jud trägt, für eine andere Sache kämpft als für die seinige, für die jüdische Sache."

"Oho, hier ist keine Zionistenversammlung," ruft ein Akademiker. Doch Alle wenden sich gegen ihn:

"Still, nicht stören! Weiter sprechen!" fordern sie den Redner auf. Die frühere Gleichgültigkeit, fast möchte man sagen, absichtliche Verständnißlosigkeit ist einem lebhaften Interesse, gespanntester Aufmerksamkeit gewichen. Man hängt an den Lippen des Sprechenden.

"Es ist gut, nimmt dieser seine Rede wieder auf, „es ist gut, daß Jemand das Wort Zion gerade jetzt

und hier in dieser Versammlung ausgesprochen hat, ich bin ihm dafür sehr dankbar. Ja, Zionisten, das heißt echte, ganze Juden sollen und müssen wir sein, wenn wir nicht elend zu Grunde gehen wollen. Ja, für die theure Sache Zions, die uns der Prophet Jeremias an's Herz gelegt hat, sollen wir alle Jung und Alt kämpfen und wirken! Keiner darf fehlen oder sich zurückhalten. Dann werden vorläufig hier unsere Abgeordneten, unsre Gemeinde- und Cultusräthe so sein, wie sie sein sollen und später, wenn Gott wird geholfen haben, wird unser Vaterland ein Musterstaat werden mit dem schönsten Socialismus wie einst, an dem alle Völker sich bilden und belehren sollen, wie es geschrieben steht: „Von Zion wird die Lehre ausgehen . . .“

Nach diesen Worten erschallt begeistertes Händeklatschen. Die Phlegmatischen werden nicht müde, Bravo zu rufen, am lautesten Schmil Schlome, der an der Thüre steht, um allen Fragen zu entgehen.

"Er hat Recht, . . . er redet wie ein Chacham godel, warum folgt man ihm nicht? Die Juden sind schlecht, sie sind dumm, sie wollen nicht einsehen was gut ist für sie," erklären die Anwesenden mit rührender Selbsterkenntniß; was sie aber durchaus nicht hindern wird, übermorgen, den verschiedensten Einflüssen erliegend, für den „Meschumeb" zu stimmen.

Diese unheilvollen Mächte! Diese häßlichen Elemente in der polnisch jüdischen Welt! Sie sind ein Ausfluß der jämmerlichen Zustände. Gewiß! Wie das stehende Wasser mit Schlangen sich füllt, langsam versumpft, giftige Reptilien gebiert und nährt, so entstehen an dem jüdischen Volksorganismus in Galizien der von jeder freieren Bewegung und Entwicklung gewaltfam zurückgehalten, in der normalen Entfaltung seiner Kräfte gehemmt, eingezwängt in die grausamste, seinem Wesen widersprechendste Lage, von tausend Schwären strotzt, — ekelhafte Auswüchse, die den letzten Rest an Kraft und Saft aus dem todtranken Körper saugen.

Alle guten Geister scheinen seit lange den Unglücklichen verlassen, vergessen zu haben! Ob für ewig? Ich glaube es nicht! Ja noch mehr! Mir ahnt, sie sind auf dem Wege zu uns. Ich fühle schon das sanfte Rauschen ihrer Schwingen, und ein reinigender milder Hauch umweht uns.

„Meine liebe Juden,“ fährt der Mann auf der Tribüne fort, „so lange wir nicht Alle verstehen und einsehen und thun wollen, was einzig und wahrhaft gut für uns Juden ist, so lang wir als Juden nicht jüdische Abgeordnete in alle Vertretungen schicken können, die uns schützen, die uns vertheidigen, die nur für unsere Interessen dort sitzen, so lange laßt uns von jeder Wahl

uns zurückhalten. Das ist vorläufig das einzig Vernünftige, was wir Juden in Galizien machen können. Den Socialist brauchen wir nicht, den Polen dürfen wir nicht wählen, weil wir ihm damit das Messer in die Hand geben, uns zu schlachten, einen wahrhaft Liberalen giebt es bei uns nicht, und er könnt uns nicht nützen — einen Juden haben wir nicht, darum wiederhole ich Euch, liebe Brüder, sollen wir garnicht wählen.“

Moses Thalberg ist zufrieden mit dem Redner, den er heraufgeschickt hat. Er hat seine Aufgabe gut gelöst. Ob der erwünschte Erfolg sich auch einstellen werde? Er hofft es! Reb Hirsch glaubt keinen Augenblick daran. Der kennt seine Juden besser. Und weil er sie kennt, zürnt er ihnen nicht. Nur Trauer, unsagbare, hodenlose Trauer erfüllt ihn, schnürt ihm das Herz zusammen und beugt seinen alten Kopf tief auf die Brust.

„Uebermorgen ist Donnerstag,“ denkt er, „von den 2000 jüdischen Wählern haben 1500 nit auf Szabath; und sie sollen nicht für 5 Gulden den Stimmzettel verkaufen?! Dazu müßten sie keine Menschen, überhaupt keine Gols-Juden sein!“

Die Versammlung löst sich auf. Nach dem „Zionist“ will man Keinen mehr hören. Doctor Silberfeld hat sich längst — gleich zu Beginn der letzten Rede —

davongeschlichen. Auch er seufzt, auch ihm ist nicht wohl zu Muthe. Innere Zerrissenheit ist ebenso schrecklich und vielleicht noch schlimmer, als Noth und Verzweiflung. Das Eine oder das Andere ist seit Jahrtausenden das Loos der Juden, je nachdem sie nahe dem Taufbecken oder fest auf dem Boden ihrer Nationalität und Religion stehen.

Draußen vor dem Gebäude steht Schmil Schlome in tiefe Gedanken versunken. „Der Meszumed, — vertilgt soll er werden von der Erde, — den soll ich wählen helfen! Ach, könnt' ich doch dem Doctor Silberfeld seine 20 Gulden zurückgeben! ich möcht' rufen und schreien und bitten in alle Gassen, kein Jud' soll wählen geh'n. Aber Nisse hat schon Schuhe gekauft für Chawale und Hosenzeug für Izig — die Kinder waren ja nackt und barfuß — ich hab' das ganze Geld nicht mehr. Außerdem würde mir der Doctor vor lauter Zorn gleich mein Häuschen verkaufen lassen. Und was würde Nisse dazu sagen? Nein, ich kann nichts mehr dagegen thun,“ denkt der Mafker voll Schmerz, indem er seine Peos zerzt und zaut und die Lippen blutig beißt.

Die Leute strömen aus dem Saale.

„Glaub't mir, Juden,“ sagt laut der Bäcker Gerber, „es wird Mancher ein' Nutzen davon haben, wenn man den Steinig wird wählen. Ich sag' nit, daß der im

Saal' schlecht geredet hat, Has veszolim\*), es is Alles wahr, nur müssen wir kleine Menschen das thu'n, was die Großen verlangen. Glaub't mir, fragt kein Schalu und wählt den Steinig.“

„Ihr habt Recht,“ läßt sich der uns bekannte Schlossergeselle vernehmen, „was geh'n uns alle Geschichten an. Der Fabrikant Steinig ist steinreich; er will sich's 20000 Gulden kosten lassen, um in X gewählt zu werden. Wir Juden sind arme Leut', wir brauchen sehr ein paar Gulden, viel eher als einen Abgeordneten.“

„Er sagt die Wahrheit,“ murmelt man hier und dort in der Menge, die sich langsam verstreut.

Mendel Steinfeld hat sich mit Chaiml dem alten Reb Hirsch genähert.

„Nu, Mendel, für wen wirst Du stimmen?“ fragt ihn der Greis mit müdem Lächeln.

„Ich muß Euch sagen, Reb Hirsch, daß ich hab' agmath nefesch\*\*) mit der Wahl“ versichert Reb Mendel.

„Ich wollt' am liebsten gar keinen wählen, aber Aron hat mich gebeten . . . muß ich das thun . . . Aron is ein armer Jud' und kann dadurch ein Towu haben.“

Reb Hirsch schüttelt wehmüthig sein Haupt. „So

\*) So viel wie: Gott behüte.

\*\*) Kummer.

lange es solche Existenzen und Charaktere geben wird wie diese Aron's . . . Silberfeld's . . . kann das Judenthum nicht gefunden. Auf dem fremden Boden vermag es diese herben Früchte seines Stammes nicht zu veredeln. Es muß sie gewaltsam abschütteln, ohne schlecht angebrachtes Mitleid zermalmen, rücksichtslos über sie hinwegschreiten, wenn es sein innerstes Mark vor der Zersetzung bewahren will —" das ist Reb Hirsch's Ueberzeugung. Wird auch die ganze Judenheit endlich einmal zu dieser Anschauung gelangen und sie muthig zum Ausdruck bringen?! Die Hoffnung darauf ist der letzte Trostesanker des greisen Mannes, und darum klammert er sich mit Herz und Sinn an die neue und doch so uralte Idee, die man heutzutage auf den Namen „Zionismus“ getauft hat, deren Wesen die erste energische Willensäußerung seines Volkes bildet.

„Glaubst Du nicht, Mendel, daß der Zionist klug geredet hat?“ versucht er auf Umwegen Mendel Steinfeld zu belehren.

„Gewiß, gewiß hat er Recht, wie ein Din thore!“

Reb Hirsch wendet sich erstaunt um: aus Chaim's Munde sind die mit tiefster Ueberzeugung gesprochenen Worte gekommen.

„So, mein Kind,“ ruft der Greis erfreut, „Du bist also auch schon ein Zionist geworden?“

„Ich bin nicht geworden, ich hab' nur hier erfahren, daß ich immer einer gewesen bin,“ ist Chaim's Entgegnung.

„Sehr klug gesagt,“ lobt Reb Hirsch, den jungen Menschen wohlgefällig musternd. „Und wie lernst Du das Geschäft, mein Sohn?“ erkundigt er sich.

„Ach, Reb Hirsch, ich möcht' viel lieber den Flachs in unserer Heimat säen, als hier damit handeln,“ versichert Chaim'l treuherzig.

Der Alte betrachtet ihn nachdenklich: „Welches Volk hat solche Säer und Pflüger, wie wir sie haben könnten? Doch wann wird die theure Scholle wieder uns gehören? Wann werden wir sie im Schweiße unseres Angesichts urbar machen dürfen?“

Mendel Steinfeld unterbricht sein Sinnen. „Ja, ja,“ sagt er mit einem Seufzer, „mein Chosen is nicht sehr hitzig zum Handel. Ich sag' ihm das in die Augen. Denkt Euch nur, Reb Hirsch, erst gestern hat er gesagt, daß er möcht' gleich tauschen mit Meschulim, dem Sohn von Reb Mathes, und ein baal m'lacha sein. Jetzt möcht' er gar ein Bauer werden, welcher ackert und säet?!“ —

Zu Reb Mendel's großer Verwunderung zeigt sich Reb Hirsch nicht im Mindesten betroffen von dieser sonderbaren Geschmacksrichtung eines Jeschiba-bachur.



„So, hat er das wirklich gesagt?“ fragt er bloß lächelnd, „nu, das is ja ein sehr gutes Zeichen; das is ein Beweis, daß er nit mehr möcht' sein ein polnischer Jud' wie ich und Du und tausend solche. Er is ja im Dorf groß geworden. Wer weiß, vielleicht hilft ihm noch haschem jith baruch so, wie er wünscht,“ sagt Reb Hirsch, seine Hand auf Chaim's Schultern legend.

Mendel kann aus diesen Worten nicht klug werden. Er gelangt nur im Stillen zu der Ueberzeugung, daß „ein Alter doch wie ein Kind is“, und „daß 78 Jahre den hellsten Verstand trüben müssen.“

Jamim Moraim! Die Tage der Furcht: vor dem Kommenden, vor dem neu ersiehenden Jahre. Warum nicht auch der Hoffnung? Alle Völker hoffen ja an der Schwelle des neuen Jahres! Sie hoffen auf die Gnade des Schicksals, auf seine reichen Gaben, auf Gesundheit, Wohlergehen, Glück und Freude — nur der Jude hofft nicht, sondern fürchtet die neuankommende Zeit wie einen Abgrund, der ihn wahrscheinlich verschlingen, wie einen Hinterhalt, aus dem ein neuer, noch unbekannter Feind hervorbrechen und ihn vernichten kann.“ Er ist gewißigt Zehn Mal und zwanzig Mal hundert Jahre ließ er sich durch die Hoffnung foppen, nun weiß er mit schier unfehlbarer Sicherheit, daß jedes neue Jahr ihm neue Leiden bringt. Und mit tödtlicher Angst begrüßt er jedes Mal die Wende der Zeit. Denn nicht wahr ist es, daß sich der Mensch an Alles gewöhnt. Nur an das Gute gewöhnt er sich, es mit der Zeit als etwas Selbstverständliches hinnehmend, das Schlechte dagegen quält, betrübt und ängstigt ihn stets in gleichem Maße, wenn

es auch so lange als sein Leben dauert. Ob nun der Schmerz darüber — je nach der Individualität des Leidenden — als unsichtbar bohrender Wurm an seinem Herzen nagt, was die Leute „stille Resignation“ nennen, oder aus wildloberndem, revoltirendem Gefühl in laute Klagen ausbricht, das Schlechte lastet mit stets ungeschwächter Macht auf dem Betroffenen. Nein! da giebt es keine Gewohnheit, keine Gleichgiltigkeit! Darum kennt man auch nur blaſirte Lebe-, nie aber Leidens-Menschen.

Auch der Jude konnte sich trotz der langen Prüfungszeit an das Schlechte nicht gewöhnen, sich nicht damit befreunden. Er fürchtet sich noch immer davor, und sobald rosch haschana herannaht, der Tag, an dem sein Geschick für ein langes, banges Jahr vorausbestimmt und besiegelt werden soll, verläßt er in finsterner Nacht sein Lager und eilt in das Gotteshaus, um zu beten und zu flehen, „Herr, vergieb uns unsere Sünden, erbarme Dich unser. Schütze und schirme uns, Herr! Gieb uns Gesundheit, gieb uns Leben und zum Leben und — erlöse uns aus dem Göluth.“ Der Jude hofft nicht, er hat das Hoffen fast verlernt, — doch sein Herz wünscht und begehrt wie nur irgend eines Menschen, es will nichts davon wissen, daß es in einer jüdischen Brust schlägt. Aber weil er hoffnungsarm, ist auch sein

Beten anders. Nicht freudig, nicht zuversichtlich, nur voll Trauer und Thränen und schwerer Seufzer.

Die „Tage der Furcht“, welche mit den „Slichoth“\*) beginnen, senken sich einer schweren, dunklen Wolke gleich auf die gläubige Judenheit herab, Gemüth und Sinn umhüllend wie mit einem Trauerschleier. Ueberhaupt trägt der ganze Monat Elul für die polnischen und russischen Juden ein düsteres Gepräge. — Die üblichen „Friedhofsbesuche“, wo an den kalten, fühllosen Steinen Ströme von Thränen vergossen werden, um die Todten zur Fürsprache vor dem göttlichen Richter zu bewegen, die nächtlichen Gänge zum Slichoth-Gebete, die feierliche, tief ernste Stimmung am Vorabend des Neujahrsfestes, sind für Fritz Ettelsberg ebenso neue als seltsame Eindrücke. Sechs Mal hat ihn Nacht für Nacht der Ruf des Schameth\*\*) geweckt, das Klopfen seines hölzernen Hammers, womit er das:

„Steht auf, l'abodoth habora\*\*\*) begleitet.

Einmal war er sogar lebhaft erschrocken, als nach mehreren, in dem einzigen Nachtcasé der Stadt X verbummelten Stunden, spät nach Hause kommend, ihm an

\*) Bußgebete.

\*\*) Tempeldiener.

\*\*\*) Zum Gottesdienst.

Neb Hirsch's Thüre eine gespenstische Gestalt entgegen trat. Um den großen, hageren Leib flatterte ein langes dunkles Gewand. Buschige Peoth und ein spitzer, milchweißer Bart verliehen dem Gesicht ein bockartiges Aussehen; die eine Hand hielt eine Laterne, mit einem brennenden Talgstümpfchen darin, die andere war mit dem hölzernen Hammer bewaffnet. So abenteuerlich, halb unheimlich, halb grotesk sah der Mann aus, daß Ettelsberg nicht umhin konnte, sich am Morgen bei Frau Lea Thalberg, in deren Hause er bereits ein oft und gern gesehener Gast geworden, über Herkunft und Bedeutung dieser nächtlichen Erscheinung zu erkundigen.

„Das ist der Schameth von der alten Schul' — er kommt jeden baal habajith zum Elichothe-Gebet wecken,“ erklärt ihm die Hausfrau.

„Welch' überflüssigen Ballast an uralten Gebräuchen und Einrichtungen hat doch die polnische Judenthümlichkeit; in meiner Heimat kennt man diese düsteren und unbequemen Praktiken nicht,“ versichert Ettelsberg.

„Jetzt nicht mehr,“ verbessert Mirjam, „aber einst wurden sie auch dort fromm und mit Innigkeit geübt; nur mit den veränderten äußeren Verhältnissen schwand ihre lebendige, unmittelbare Bedeutung, schwanden sie selber aus dem religiösen Leben der deutschen Juden. Hier aber finden sie noch, fast wie einst zur Zeit ihrer

Entstehung, volle Berechtigung durch unsere beklagenswerthe Lage, unsere materielle und seelische Drangsal, unser tiefes Leid.“

„Es ist so, mein Kind,“ bestätigt Reb Hirsch. „Diese Tage entsprechen hier zu Lande einem dringenden Bedürfnisse. Sie gewähren dem Juden Gelegenheit, wenigstens einmal im Jahre den ganzen Schmerz, der sein Inneres durchwühlt, die ungezählten Thränen, die in ihm fluthen, das unsagbare Weh, das seinen Busen schwellt, laut, wenn auch nur vor seinem Gotte, offen, sei es nur im geweihten Hause zu klagen, zu rufen, ausströmen zu lassen, sonst müßte sein Herz brechen, seine Brust müßte zerspringen, sein Hirn verbrennen vor Zorn, Haß und Verzweiflung. Doch das ist nur ein Theil der Bedeutung, des Einflusses unserer hohen Feiertage. Das Wichtigste ist ihre einigende Kraft, der berechtigte Beweis der Zusammengehörigkeit, der Solidarität, den sie erbringen, vor Allem aber das Aufrütteln des nationalen Bewußtseins, die beständige Rück Erinnerung und Betonung der nationalen Wünsche und Hoffnungen. Jerusalem, Jerusalem, ein einiges Volk, ein Tempel, ein König, die neue Herrlichkeit Zions — das ist der beständige Refrain, die Quintessenz der Gebete an diesen weihervollen Tagen.“

„Ja, ein Vaterland, ein Thron, ein Altar, um

gut deutsch zu sprechen," ruft der Hochschüler Josef mit Begeisterung.

"Ach, jetzt kehren Sie den ganzen Zionisten hervor," scherzt Fritz Ettelsberg.

"Nur nicht spotten, Sie möchten auch einer sein, aber Sie können es nicht."

"Ich kann nicht? Warum?" fragt Jener verwundert.

"Ja, weil dazu Verstand und Herz gehört, was Beides den assimilierten Juden leider abhanden kam," parirt Josef scharf des Gastes Ironie.

"Aber Josef," ermahnt die Mutter den jugendlichen Hitzkopf.

"Ich nehme es nicht so genau," beruhigt sie Ettelsberg lachend. "Doch, mein streitbarer Herr, wollen Sie mir nicht den Verlust jener zwei Attribute des Menschenthums bei den assimilierten Juden erst näher beweisen?" wendet er sich mit der überlegenen Miene des Älteren und Erfahrenen wieder dem Hochschüler zu.

"Nichts leichter als das," meint dieser eifrig.

"Eben ihr Verhalten dem Zionismus gegenüber bietet das geeignetste Feld für eine nachdrückliche Beweisführung."

"Etwa deshalb, weil wir Eure Phantastereien nicht gut heißen und unterstützen wollen?"

"Ja," ist die bestimmte, unumwundene Antwort, "gerade deshalb! Wollen Sie einen Augenblick meinen Ausführungen folgen?"

"Ich bin gespannt darauf."

"Kann der assimilierteste Jude die Behauptung wagen, daß ein jüdischer Staat — das Vorhandensein eines solchen angenommen — ein Unglück, ja auch nur eine Unannehmlichkeit für ihn, seinesgleichen oder sonst Jemanden wäre?"

"Durchaus nicht," bestätigt Ettelsberg.

"Warum wollen sie also nicht die Bestrebungen zur Schaffung eines solchen unterstützen? Etwa weil sie an der Ausführbarkeit dieses Unternehmens zweifeln? Dieser Grund könnte nicht aufkommen, wenn sie Herz und Gemüth hätten, ein jüdisches fühlendes Herz für die Leiden ihrer Brüder, die sich nicht assimiliren wollen. Was das große Werk an Opfern von dem Einzelnen fordert, ist so gering, daß es ohne Rücksicht auf den etwaigen Erfolg oder Mißerfolg daran gewagt werden kann, und nur vollständige Gefühls- und Mitleidslosigkeit verbunden mit Heuchelei, vermag nach Ausflüchten und Erklärungen für ihre Zurückhaltung zu suchen."

"Sie vergessen, mein Lieber," replicirt Ettelsberg, "daß die feindliche Haltung der Assimilanten der zionistischen Bewegung gegenüber ein Gesetz der Logik ist,



die nothwendige Consequenz ihrer Anschauungen und Strebungen. Ein Eingehen auf Eure Pläne oder nur eine Approbation derselben wäre gleichbedeutend mit der Preisgabe des eigenen Standpunktes. Wer in der Assimilation das einzige Heil des Judenthums erblickt, den letzten möglichen und friedlichen Ausweg aus Jahrtausende langer Feindschaft, aus endlosem Haß und Hader — der wird doch nicht im Widerspruche zu diesen Ueberzeugungen, entgegengesetzte Tendenzen begünstigen?! Der Umstand, daß sich ein großer Theil der Judenheit nicht assimiliren will — wie Sie sagten — findet eben keine Gnade vor den Augen der bereits Assimilirten. Sie sollen sich ja assimiliren!“ ruft Ettelsberg mit Nachdruck.

„Sie wollen nicht, weil sie nicht können,“ entgegnet der junge Thalberg, „und sie können nicht, weil sie eben dasjenige besitzen, was den bereits Assimilirten fehlt, nämlich Verstand, einen ungetrübten Blick, frei von jeder Selbsttäuschung und trügerischen Hoffnung.“

„Aber Josef, Du bist ja ganz rücksichtslos unserem Gaste gegenüber,“ jammert Frau Lea.

„Sei ruhig, Mütterchen,“ beschwichtigt sie der Sohn, „jetzt sind wir zwei politische Gegner, die einander zu überzeugen und zu belehren suchen; später

wollen wir in Herrn Ettelsberg wieder nur den Gast sehen, den wir trotz Allem mit jüdischer Freundschaft behandeln.

Wir wollen uns nicht assimiliren, weil uns in allen Tonarten in die Ohren geschrieen, mit jeder nur irgend zu Gebote stehenden Mimik vor Augen geführt wird, daß zur Assimilation — ganz so wie zum Heirathen — Zwei gehören.“

„Das soll heißen,“ ergänzt Ettelsberg fragend, „daß sich die Anderen nicht assimiliren wollen?“

„Wer das leugnet und in den Ausbrüchen der Volksleidenschaft nicht ein sehr energisches Ablehnen unseres Assimilirungseifers sieht, muß blind und taub sein, oder sich wenigstens so stellen.“

„Ja, es muß zugegeben werden, daß in den letzten Dezennien der Judenhaß mächtig emporflackerte,“ räumt Ettelsberg ein, „doch lehrt uns die Vergangenheit, daß stille Duldung, Ausharren, die bewährtesten Mittel sind, solche Stürme zu brechen, sie zu überdauern. Dann kamen jedesmal und werden auch jetzt wieder kommen ruhige Zeiten.“

„Und,“ mischt sich hier Marie in die Unterhaltung, „sollen wir uns in alle Ewigkeit so forthelfen? Gebieten nicht eben Erfahrung und Klugheit, endlich einmal ein anderes Mittel zu versuchen, das uns dauernden

Frieden bringen könnte? Ich glaube, so dachten auch die Assimilanten. Ihr Thun war eben auch nichts weiter als ein Versuch, freilich, der gefährlichste von allen, das richtige Verzweigungsmittel — zu ewiger Versöhnung. Gott sei Dank, er mißlang vollständig! Beweis: Frankreich! Die weitgehendste Assimilation schuf dort den raffinirtesten, weil meist unausgesprochenen, im Stillen wirkenden Antisemitismus. Dieser Abscheu just gegen den jeweiligen Voll-Nationalen mosaischer Confeßion ist auch durchaus erklärlich und berechtigt. Nachdem die Juden den innersten Kern ihres Ich von sich geworfen, was sollen die Nationen mit den hohlen Schalen, die, nebenbei gesagt, wie alles Hohle, so viel aufbringlichen Lärm machen!

Die Nichtigkeit der Assimilation als radikales Hilfsmittel zugestanden, kann der Judenfrage die Anerkennung nicht mehr versagt werden.

Nun kommt der Zionismus als letzter Rettungsgedanke und mit ihm stehen wir wieder auf der ursprünglichen, vorzweitausendjährigen Stelle, gleichsam am Ausgange unserer Irrfahrt, des Labyrinthes, in das Gott und Menschen uns gestoßen, was zugleich der untrügliche Beweis seiner Richtigkeit ist," führt Mirjam ihre überzeugungsvollen Ausführungen zu Ende.

"Ich habe einen noch untrüglicheren," erwidert

Fritz Ettelsberg, die liebliche Jungfrau mit leuchtenden Blicken betrachtend.

"Und der wäre?" fragt Mirjam verwundert, aber doch mit ahnungsvollem Erröthen.

"Daß er mich fast bekehrt hat. Freilich scheint er auch sehr geschickt und glücklich in der Wahl seiner Apostel," fügt er bedeutungsvoll hinzu. —

"Wollt Ihr nicht mit uns in der alten Schul' beten, an Jamim noraim?" lenkt hier Reb Hirsch das Gespräch ab.

"Den ganzen Tag ununterbrochen beten?" fragt Ettelsberg ängstlich.

"Nur so lange Ihre Seele danach verlangt," sagt der Alte.

"Gewiß will ich in's Gotteshaus gehen!" Und am Tage des Neujahrsfestes sehen wir ihn auch mit Josef Thalberg durch die stillen Straßen der überwiegend jüdischen Stadt X. schreiten, um die interessanten chassidischen Gebethäuser aufzusuchen. Durch schmale, krumme Gäßchen kommen sie da, mit niedrigen, kleinen Häuschen. Man sieht keine Erwachsenen, Jeder ist im Bethamidrash, in der Klaus, nur Kinder spielen auf den Thürschwelen, tollen herum auf den nicht eben sauberen Wegen, jagen, haschen einander unter Lachen und Lärmen.

"Eine Spinne, eine Spinne," ruft plötzlich ein

kleiner Junge, und schnell den alten zerrissenen Schuh vom Fuße ziehend, schlägt er mit weitausholendem Arm voll Grimm das Insect todt.

„Jankete, was hast Du gethan?“ sein Schwesterchen ringt entsetzt die Hände, „am Fomto\*) darf man kein Thierchen erschlagen.“

„Keines — aber eine Spinne darf man,“ vertheidigt sich Jankete, „Großmutter hat es gesagt, weil die Spinnen Feuer gebracht haben zum bajith hamikdosch\*), damit es verbrenne.“

„Was ist bajith hamikdosch?“ fragt ein winzig kleines Männlein.

„Das ist — das ist, —“ Jankete wird sehr verlegen, er weiß nur, daß es gewiß etwas Schönes, Herrliches war, dessen Verlust tief beklagt werden müsse, da die alte Großmutter stets mit Seufzen, ja, am Sabbath sogar unter Thränen davon spricht. Aber was war das?! — Ja, davon hat Jankete keine Ahnung. Doch blamiren will er sich nicht vor dem kleinen Frager und der übrigen Schaar, schlau wie er ist, versucht er sich statt der Definition mit einem passenden Vergleich zu helfen. „Das bajith hamikdosch ist so schön gewesen . .

\*) Feiertag.

\*\*) Das Heiligthum.

so schön . . . wie . . . wie . . . Jankete geräth in tödtliche Verlegenheit, er wirft verzweiflungsvolle Blicke um sich, die nach einem würdigen Gegenstande suchen, doch in der Gasse, die wie zum Hohn die „goldene“ heißt, ist nichts schön; golden ist hier nur der Sonnenschein, der in hellen Strahlen den schmalen Raum durchfluthet, sich in den kleinen, festtäglich blank geputzten Scheiben der elenden Behausungen bricht und soeben über Jankete's hübsches Gesicht huscht, seine munteren Auglein blendend. Das erinnert den Kleinen, daß auch in der Goldenen Gasse etwas Schönes vorhanden ist, und triumphirend ruft er, mit dem runden schmutzigen Fingerchen nach oben deutend: „so schön wie der Himmel ist das bajith hamikdosch gewesen.“

Die beiden Herren waren angemuthet von der Scene stehen geblieben. Ettelsberg nahm mit stillem Erstaunen wahr, wie hier das innige Gefühl für die Vergangenheit und Alles, was mit ihr zusammenhängt, schon im Herzen des Kindes lebendig ist. Mit welch heiligem Eifer hat der kaum fünfjährige Junge die böse Zerstörerin seines herrlichen bajith hamikdosch bestraft! Er tritt jetzt zu dem kleinen Rächer, und ihm die Wange streichelnd, nimmt er einen Thaler aus der Tasche und reicht ihn dem Kinde. Jankete's Augen starren wie bezaubert auf die unbekannte Münze. „Ein silberner

Sechser ist viel Geld," geht es durch seinen Kopf, „wie viel mag also das da sein, so viel größer und dicker als ein Sechser! Vielleicht ist es gar die Million, von der die Großmutter im Märchen erzählt: Es war einmal ein König, der hatte eine Million.“ Er hebt den Blick zu dem Geber: „ja, das kann ganz gut ein König sein“ — denkt Jankele, denn so schön und fein hat er noch Keinen gesehen. Woher ein solcher urplötzlich in die Goldene Gasse käme, darüber zerbricht er sich den Kopf nicht weiter. Hier steht er und hält ihm, Jankele dem Glücklichen, die silberschimmernde Münze entgegen. Langsam, unsicher, als könnte es nur ein Traum sein, der verschwinden muß, streckt Jankele mit verlangendem Blick die Hand danach. „Ach weh, jom tob," schreit in diesem Augenblick ein kleines Mädchen entsetzt auf, „Jankele, Du hast vergessen, daß rosch haschana is, da darf man kein Geld berühren!“ Blißschnell zieht Jankele die Hand zurück, seine Augen füllen sich mit Thränen, doch bevor der Fremde ihm die Gabe in die Tasche stecken kann, fliehet das ganze Rudel nach allen Seiten auseinander.

„Nein, so dumm, dem armen Jungen wird es doch sehr leid thun," sagt Ettelsberg verdrießlich.

„Haben Sie keine Sorge," beruhigt ihn der stud. jur., „seine Großmutter wird ihn schon zu trösten wissen.

Als ob ich dabei stünde: „Kindleben, das is ganz gewiß ein Sched — soll heißen, ein böser Geist, also ein Sched is es gewesen, der Dich hat wollen zu einer Sünd am rosch haschana verführen, und weil Du so standhaft gewesen bist, wird Dir haschem jithborach ein glücklich Jahr geben, mit Gesundheit und Leben.“ So ungefähr wird es lauten.

„Ich bin also der böse Geist," meint Ettelsberg lachend, „na, ich muß mich für die Ehre bedanken.“

So sprechend sind die Beiden vor einem kleinen niedrigen Gebäude angelangt, aus dem das laute Geräusch einer betenden Gemeinde dringt. Nach einer Weile sinkt dasselbe zum Flüstern herab, und die Stimme des Chasan erhebt sich zum „hin'ni heuni mimaath“. Durch die zerbrochenen, mit Papier verklebten Fensterscheiben hört man jeden Ton. Ist das Gesang? Singt so ein Mensch? Ein einzelner Mensch!

Kann eine Brust solche Ueberfülle von Empfindungen bergen? Ein Schmerz so groß, so gewaltig, daß er schier grauenhaft erscheint, zittert in diesen Tönen. Das Weh, in diesem Sange ausgeströmt, kann nicht ein Einzelner ertragen haben; sein ganzes Erdenbaisein, all seine Menschenkraft reicht dafür nicht hin. Nein! Ein ganzes, großes Volk fühlt, leidet, duldet es Jahrtausende, und jedes neue Jahr bringt sein Maß dazu, und es



wuchs in's Riesenhafte, Uebernatürliche, Unglaubliche, es umschlingt Alle und erfüllt Jeden besonders, es steigt in dem vereinten Schrei der ganzen betenden Gemeinde zum Himmel empor, es breitet sich in dem Gesang des Vorbeters wie ein Meer von Thränen vor Gottes Throne aus. Es erfasst und rüttelt auf Jeden, der auch nur mit einer verborgenen Ader dem schwergeprüften Volke angehört, es greift ihnen Allen, Allen an's Herz, mit unwiderstehlicher, überwältigender Macht — auch dem Horcher hinter dem kleinen Fenster. Es loht so seltsam in seiner Brust, und vor diesen Flammen schmilzt das Eis da drinnen, es wird zu flüssigen, glühenden Tropfen, die in seine Augen steigen und als heiße Thränen über die Wange rollen. Er weiß es kaum. Mit vornüber geneigtem Körper steht er da, und obwohl er die heilige Sprache nicht kennt, in dieser Stunde glaubt er doch jedes Wort zu verstehen. Eine Wand trennt ihn von dem Chasan, und dennoch sieht er seine flehend emporgestreckten Arme, sein schmerzdurchfurchtes Gesicht, seinen wehmuthsvollen, thränenden Blick. Drinnen ertönt der Schall der Posaune!

Nun ergreift Josef Thalberg des „Deutschen“ Hand mit innigem Drucke und führt ihn hinweg.

Sie sprechen kein Wort. Das Geschick ihres Volkes ist soeben in schauriger Größe an ihnen vorübergezogen.

Am Nachmittage des zweiten Rosch Haschanatages löst sich gewöhnlich die feierliche Spannung, die auf den Gemüthern lastet. Ein milder Friede zieht in die Brust des gläubigen Juden. Was ein ganzes, langes Jahr hindurch seine Seele betrübte, sein Herz bedrückte, was Geist und Körper gleich erbarmungslos peinigte, hat er nun vor seinem Gotte, vor seinem Vater und König ausgeschüttet. Was er gefehlt und was er gelitten, liegt wie ein offenes Buch vor Ihm. Und Er ist ja nicht nur ein Gott der Gerechtigkeit und der Rache — Er ist auch ein Herr des Erbarmens! Freilich überkommt den Frommen bald wieder die Angst und Ungewißheit. Und wieder wird er in dunkler Nacht die Gotteshäuser widerhallen machen von seinen Klageliedern und Bitt-Gebeten, er wird seinen Körper mit Fasten peinigen am Versöhnungstage, seine Brust in Reue zerschlagen und, in's Todtengewand gehüllt, den Einigen, den Einzigen, der sein und seines Volkes Geschicke lenkt, um Vergebung der Sünden, um Hilfe und Rettung für sich und Kol Jisrael anflehen. Aber wie gesagt, am zweiten Neujahrstage fühlt er eine augenblickliche Beruhigung; eine freudige Zuversicht labt seine trüben Sinne, und er giebt sich in diesen Stunden seinen harmlosen Vergnügungen hin. Man macht oder empfängt Besuche, die jüngeren Leute begeben sich zu den älteren, ihnen

„šönen jom tob“ zu entbieten und ein „lišana habaa j'irischulaim“ zuzurufen, oder man bleibt, wie bei der Familie Thalberg, im traulichen Familientreife, in anregendem Gespräche beisammen.

Fritz Ettelsberg, der sich immer mehr zu diesen geist- und gemüthvollen Menschen, mit einer ihm selbst unerklärlichen Sympathie hingezogen fühlt und jede freie Stunde hier zubringt — nebenbei gesagt sucht er seinen hiesigen Aufenthalt und jene disponiblen Stunden so sehr als möglich auszudehnen — erzählt eben von der Pracht und Bornehmheit deutscher Gotteshäuser.

„Ach,“ meint Josef geringschätzend, „was bedeutet das Alles im Vergleiche zur einstigen Herrlichkeit unseres Tempels in Jerusalem.“

„Nun, beispielsweise eine so prachtvolle Orgel wie der Berliner Tempel konnte jener auf dem Berge Zion gewiß nicht haben, schon wegen der damals noch sehr unvollkommenen Mechanik,“ versucht Ettelsberg den überschwänglichen Jüngling zu necken.

„Wie können Sie so etwas behaupten,“ braust dieser auf. „Wir hätten eine unvollkommene Mechanik gehabt! Wir besaßen Alles, worauf sich die heutige Menschheit so viel zu Gute thut, Alles, Alles,“ ruft er mit nachdrücklichster Betonung.

„Auch den Phonograph?“ hänselte ihn Ettelsberg.

Josef bleibt einen Augenblick verblüfft, um aber gleich hinterher im Brustton der Ueberzeugung mit einem: „Ja gewiß, auch den Phonograph,“ den spöttischen Ausfall des Gastes zu beantworten.

„Na, Josef,“ wagt Mirjam einigen Zweifel an den mehr als kühnen Behauptungen des Bruders zu äußern.

Doch der geräth immer mehr in Eifer:

„Aber Mariechen, bedenke doch nur! Der Phonograph ist ja thatsächlich dagewesen! Die Stimme, die man bei wichtigen Ereignissen aus dem Allerheiligsten vernahm, kann doch eben nur vermittelt eines Phonographen hervorgebracht worden sein. Wenn die Noth die Mutter der Erfindungen ist, dann hatten eben unsere Priester so viele Noth mit dem störrischen, überklugen Volke, daß sie alles Mögliche erfinden mußten, um die Menge im Zaume zu halten oder ihr heilsame Lehren und Rathschläge beizubringen.“

Nun lachen aber Alle über diesen, an den Haaren herbeigezogenen Beweis für die Existenz eines Phonographen vor 2000 Jahren.

„Wo wäre er dann hingekommen?“ fragt neugierig der kleine Joël.

„Ach,“ erwidert, indignirt über das Lachen, der akademische Bürger, „wo soll er hingekommen sein!

Die zahllosen Stürme, die nach der Zerstörung des Heiligthumes und der Stadt über Judäa dahinbrausten, haben ihn mit so vielen anderen großartigen Erfindungen vernichtet, spurlos verweht, bis er in neuester Zeit durch Edisons Genie seine Auferstehung feiern konnte.

Ueberhaupt," fügt er in sehr entschiedenem Tone hinzu, „ist es, wie ich schon gesagt habe:

Alles, was man heutzutage als nie dagewesen anstaunt und preist, haben unsere großen Geister vor Jahrtausenden gewußt, gesagt, gelehrt und — was die Hauptsache ist — im praktischen Leben eingeführt. Dabei bleibe ich, da könnt Ihr lachen, so viel Ihr wollt.“ Damit zieht sich der begeisterte Bewunderer der großen Vergangenheit, grollend in eine Ecke zurück, sich in Pinskers „Autoemancipation“ versenkend.

„Zugegeben, daß Jerusalem einen Phonograph besaß," wendet sich Ettelsberg scherzend an die Damen, „so besaß es doch gewiß nicht eine solche Fülle reizender, schön geschmückter Frauen, wie ich sie gestern beim ‚Taschlach-Geheh‘ bewundern konnte. Dieser Staat! man sollte es kaum glauben, daß die Bevölkerung hier zu Lande so arm ist! Der den polnischen Jüdinnen allenthalben gemachte Vorwurf der Putzsucht scheint mir nicht ganz aus der Luft gegriffen . . .“

„Wir sind uns eben treu geblieben," ergreift

Mirjam das Wort, „wir sind und bleiben für alle Ewigkeit Kinder des Orientes, der sonnigen Heimat, wo Licht und Duft und bunte Blumenpracht in uns den Sinn für Schmuck und Zier, für das Prachtige, Helle und Glänzende geweckt haben. Hinausgejagt in die kalte, trübe Ferne, blieben wir doch treu dem Strahlenden, Schönen. Wir lieben schimmernde Perlen, feurige Diamanten, zarte Seide. Wir sind die vertriebenen, umherirrenden Königsfinder, in der häßlichen Felsenhaut. Trotz der düsteren Mauern des „Ghetto“ lechzt unser Blick nach Licht und Farbe, so wie unsere Seele stets gleich empfänglich blieb für lieblichen Gesang und edle Musik, obwohl zweitausend Jahre lang nur Haß und Verachtung in schaurigen Tönen an unser Ohr schlug.

Ja, wir sind uns treu geblieben, und wir haben den Muth, diese Treue in Allem und Jedem offen zu zeigen. Darin liegt der ganze Unterschied.

Auch unsere Schwestern draußen in der weiten Welt hängen an Edelsteinen, an Putz und Tand. Aber in ihrer „Anpassungssucht“ in dem ebenso unerklärlichen, als verhängnißvollen Streben, sich selbst zu verleugnen, ihre ureigenste Individualität, ohne sie auf Werth und Berechtigung zu prüfen, dem fremden Geiste zu unterordnen, zu opfern, unterdrücken sie ihre angeborenen

Neigungen und sie, die Kinder aus dem Reiche von „tausend und einer Nacht“, des farbenglühenden Orientes, suchen den Töchtern des frostigen, mürrischen Nordens zu gleichen. Warum? Wozu und wofür? Ist die Devise: „einfach und geschmacklos“, wie die deutschen Frauen, oder „steif und nüchtern“ wie die Engländerinnen, nur weil sie von Fremden kommt, besser als unser Wohlgefallen an buntem, schimmerndem Staat?!” „Die polnischen Jüdinnen,“ äußert hier Ettelsberg, „scheinen in der That, wie ich wahrgenommen habe, verzauberte Prinzessinnen zu sein.

Gleich diesen, sehen sie für gewöhnlich sehr unscheinbar aus, um an Sabbath- und Feiertagen, den bösen Zauber brechend, in ihrer wahrer Herrlichkeit zu prangen.“

„Ueberhaupt hat es mit dem Putz unserer Frauen eine eigene Bewandniß,“ meint Moses Thalberg.

„Wir Männer leisten ihnen Vorschub darin. Ich meine da nicht die wenigen Reichen, bei denen es weder seltsam noch verdienstlich wäre, nur die mittleren und kleinen Stände. Der polnische Jude ist in puncto Vergnügungen und Zerstreuungen, von geradezu vorzüthlicher Anspruchslosigkeit. Was in der weiten Welt Andere erheitert, unterhält, angenehm die Zeit vertreibt, Auge und Sinn gefangen nimmt, dafür hat er weder

Geschmack noch Verständniß. Hier gelten nur drei Ausnahmen, an denen er reine, innige Freude empfindet: ein gediegenes, hebräisches Buch, ein guter Chasan und — das Beste kommt zuletzt: sein Weib und seine Kinder. An den beiden ersteren ergötzt er sich lediglich als Empfangender, gleichsam durch die Gunst und Gnade der Spender jener Genüsse, deren innern oder äußern Werth er weder erhöhen kann, noch darf er auf ihn stolz sein. Ganz anders verhält es sich mit der dritten Quelle seiner Freuden. Da ist sein Weib und seine Kinder! Je tugendhafter, frömmere und besser, je — schöner und wohlgefälliger sie sind, desto glücklicher und stolzer ist er. Was er dazu beitragen kann, um diese Eigenschaften hervorzuheben, sie in's rechte Licht zu rücken, thut er mit ganzem Herzen, mit vollständiger Hintansetzung seiner persönlichen Bedürfnisse, Wünsche und Bequemlichkeiten. Den leuchtenden Blick eines solchen Juden, wenn er an Feiertagen mit seiner festlich gekleideten Familie spazieren geht, in den Stadtgarten, was nichts kostet, können Sie bei keinem Menschen sonst wahrnehmen. Er selber trägt gewöhnlich den Sabbath-Kaftan, den ihm seine Eltern einst mit den Hochzeitskleidern gemacht haben, so lange, bis er sein eigenes Kind verheirathet, bei welcher freudigsten Gelegenheit in seinem sonst mühseligen Leben er sich in der Regel ebenfalls mit einem



neuen Festgewande beschenkt. Die christliche Bevölkerung hält uns den Puz unserer Frauen und Töchter in allen Tonarten vor; sie sieht darin einen untrüglichen Beweis unseres Reichthumes, den wir bei der allgemeinen Nothlage des Landes nur auf unredliche Weise erlangen können, ohne zu bedenken, daß, was sie selbst nur an Sonntagen — die sechs Tage der Woche abgerechnet — in den Kneipen und sonstwo überflüssig — nach jüdischen Begriffen leichtsinnig — verausgabt, jenen Staat hinlänglich decken würde."

"Man muß gestehen," räumt Ettelsberg ein, "diese liebevolle Fürsorge und Opferfreudigkeit für die Familie ist geradezu rührend und um so höher anzuschlagen, als die Frauen hier den Männern im Erwerb nicht helfend zur Seite stehen."

"Das sollen sie auch nicht," mischt sich jetzt, der so lange ein stiller Zuhörer war, Reb Hirsch, in's Gespräch. "Wir Juden kannten in unserer Heimat nicht das verdienende Weib und wollen es auch jetzt und später nicht kennen. Verdienen ist eine schwere und bittere Sach', das Weib aber hat schon genug Müß' mit den Pflichten, die ihr die Natur auferlegt, und wenn sie ihren Haushalt führen muß, ihre Kinder pflegen, erziehen und selber eine fromme, wohlthätige, gottgefällige Jüdin, eine brave, treue Gattin sein will, dann soll sie

nicht auch noch verdienen. Und wenn sie es thun muß, so kann es nicht gut sein."

"Recht hast Du, Großväterchen, nur um Gotteswillen keine emancipirten Frauen bei uns Juden," läßt sich Josef aus seiner Ecke vernehmen.

"Ah, Brodneid," lacht Mirjam.

"Nicht das," vertheidigt sich der Jüngling, "aber Du mußt bedenken, daß in dem Augenblick, wo das Weib eine Pionierin der Arbeit gegen Bezahlung wird, sie zugleich den idealen Schimmer abstreift, der ihr höchstes — als Mutter und Erzieherin wichtigstes Attribut ist; denn wer einmal auf's Verdienen ausgeht, der wird auch vor Allen und unausgesetzt auf seinen Vortheil, auf den materiellen Erfolg bedacht sein, und die Jagd danach muß die edelsten Gefühle, wenn nicht ganz ersticken, so doch beeinträchtigen. Wir Juden aber, das Volk der Idee, können auf den Idealismus nicht verzichten. Je mehr die Männer im Kampfe um's Dasein, rücksichtslos und nüchtern sein müssen, je unausstehtlicher „praktisch“ es in der Welt zugeht, desto eifersüchtiger sollen wir das Stück Idealismus bewachen und bewahren, das wir in der Familie besitzen. Die Familie aber, das ist eben — das Weib."

"Ganz Recht," bestätigt sein Vater. "Die Nothwendigkeit der Frauenemancipation oder nur das Ver-

langen danach birgt schon eine Gefahr für das Familienleben, welches für uns Golith-Juden das letzte Bollwerk bedeutet."

"Und wie denken Sie über diese 'brennende' Tagesfrage?" erkundigt sich Ettelsberg, seiner Gewohnheit gemäß, bei Marie.

"In unseren Familien herrscht selten Meinungsverschiedenheit, wenn es sich nicht gerade um den vorerilischen Phonograph handelt," antwortet Marie mit einem neckischen Blick nach dem Bruder — „so bin denn auch ich gegen die Emancipation — wohl verstanden: gegen das Verdienen, so weit als thunlich! jedoch für die Arbeit — aus Lieb' und Treu' für Liebe und Treue — in den Grenzen der Häuslichkeit."

"Die polnischen Juden haben in vielen Dingen sehr richtige, ja sogar schöne Ansichten und Grundsätze," gesteht Ettelsberg, „sie sind auch sonst nicht nur in ihren Ausnahmen, sondern im Allgemeinen viel umgänglicher und sympathischer, als man sich's denkt. Aber manches Drollige haben sie doch! So zum Beispiel unter vielen anderen die Gewohnheit, bei dem kleinsten Geschäft oder Unternehmen, ja, fast auf Schritt und Tritt, Gottes Hilfe' anzurufen. Morgen werde ich mit Gottes Hilfe eine Ladung Korn kaufen, übermorgen werd' ich mit Gottes Hilfe nach Lemberg fahren', mit Gottes Hilfe

werden Sie mit dem Geschäft zufrieden sein. Mit Gottes Hilfe werde ich einen Gulden verdienen, oder keine Kopfschmerzen haben, oder mit meiner Frau nicht zanken, oder mir einen Rausch antrinken — oder — ad infinitum," spottet der Deutsche.

"Sie irren, wenn Sie darin nur eine lächerliche, weil bedeutungslose Phrase sehen," läßt sich Reb Hirsch in ernstem Ton vernehmen. „Sie irren, wie alle die oberflächlichen Beobachter, die nicht wissen noch ahnen, daß bei uns jedes Wort, jede Geberde, sogar der Ton der Stimme, Blick und Seufzer eine tiefe Bedeutung hat, die in unserer düstern Vergangenheit und trostlosen Gegenwart ihre Erklärung findet — für denjenigen, der sie sucht. Wie in uraltem Felsen eingeschlossen, man die Ablagerungen von Jahrtausenden sieht, Thier und Pflanze und was sonst den Ort in all' den Zeiten heimgesucht, erstarrt in seinem Innern findet, zu einem Theile von ihm selbst geworden, so ruht in unserm Geist und Charakter, in Eines mit ihm verschmolzen, was wir erfahren, was wir gelitten, und wie der kalte Winterhauch auf der hellen Scheibe die Zweige, Blatt und Blume hervorruft, die einst verkohlt, zu Asche wurden, aus der das weiße Glas entstand, so entsteigen in dem harten Treiben des Lebens, unsere Leiden, die Angst, der Jammer der Vergangenheit und Gegenwart

in seltsamen Reden, Gewohnheiten und Geberden, als schwacher Abglanz der Tiefe unserer Seele. 'Mit Gottes Hilfe', diese fromme Phrase, die aber für uns polnische Juden keine Phrase, sondern eine nothwendige, unentbehrliche Zuflucht, ein Trost und ein Halt in schrecklichen Daseinsverhältnissen, war der Schutzengel in der beständigen Unsicherheit, Willkür und Gefahr, der unser Leben alle Augenblicke ausgesetzt blieb. Unsere Brüder in allen andern Culturländern waren ja auch dem Haß, der Wuth des vornehmen und geringen Pöbels ausgesetzt, gewiß, und vor seinen zeitweiligen, rohen Ausbrüchen konnte oder wollte sie Niemand schützen. Aber jene Ausbrüche traten doch nur sporadisch auf. Vor- und nachher genossen die Juden der Ruhe, und wenn es auch nur Stille vor dem Sturm, respective Grabesruhe war! In diesen Zwischenpausen lebten und wandelten sie immerhin in den Grenzen mehr oder weniger geordneter Staatswesen, wo der Einzelne, dem Geseze untergeordnet, Frieden halten mußte.

Wie ganz anders, wie himmelweit verschieden waren bis vor kaum einem Menschenalter die Zustände in Galizien!

In dem Lande, wo erst das achtundvierziger Jahr den letzten Rest von Leibeigenschaft und Robot, von schrankenloser Willkür verwehte, wo der stolze Schlachcic

mit souveräner Verachtung auf Alles herab sah, was nicht ein polnischer Edelmann hieß, und ihm der Uebermuth, die Selbstsucht, welche ihn einst Reichstage sprengen machte, ohne Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes und seiner Bürger, noch im Blute lag, in diesem Lande mußte die Stellung des Juden — dieses grausam behandelten Stiefkinds Europas — unendlich beklagenswerther sein als anderswo. Der Schlachcic durfte ihn ganz nach Belieben niederstechen oder auch ihm 50 Stockstreiche geben lassen, weil er kein Pole, der Bauer ihn meuchlings todt schlagen, weil er ein Jude war, Beide konnten ihn, der Eine offen, der Andere diebisch geheim, berauben, all' seiner Habe entblößen, seine Gotteshäuser entweihen, sein Familienleben zerstören, weil er „den Heiland gekreuzigt hatte“. Dieser Grund genügte vor Gott, den Menschen und dem eigenen Gewissen. Und all' dies geschah nicht etwa bei allgemeiner Gemüthserregung, mit vereinten Kräften — es war jeden Augenblick der Laune, dem Behagen des Einzelnen, anheimgestellt. Schon aus dieser äußerst knappen und flüchtigen Schilderung erklärt sich das Leibsprüchlein des Juden: 'Mit Gottes Hilfe'.

Ja, er hatte einst auf Schritt und Tritt große und kleine Gefahren zu gewärtigen, gegen die er keinen Beschützer hatte als den himmlischen Vater; jetzt wieder

werden ihm in allen seinen Unternehmungen so viele Schwierigkeiten und Hemmnisse in den Weg gelegt, daß der geringste Erfolg — der für die übrigen Menschenfinder nur ein selbstverständliches und nothwendiges Ergebniss ist, — bei ihm ein Wunder, die Hilfe Gottes voraussetzt.

Ich könnte Ihre scherzhaften Beispiele in sehr interessanter Weise ergänzen: Mit Gottes Hilfe wird mir der Landesausschuß die Unternehmung der Straßenarbeiten übergeben und nicht dem einfältigen Bauer Kyrilo, trotzdem ich so frei war, mein Angebot um 15 Procent billiger zu stellen und vorzügliche Atteste über vieljährige, zufriedenstellende Thätigkeit auf diesem Gebiete beizuschließen.

Mit Gottes Hilfe wird der Herr Einschätzungscommissär mir nur doppelt so viel an Grundsteuern aufbürden, als meinem polnischen Nachbar, dessen Besitz ungleich größer ist als der meinige. Mit Gottes Hilfe wird mein Sohn, trotzdem er brav, fleißig und nicht unbegabt ist, die Mittelschule ohne tausenderlei Zwischenfälle, Chicanen und Unannehmlichkeiten absolviren und bei der Matura ohne „Nachtrag“ davonkommen. Mit Gottes Hilfe werde ich den Proceß, wo ich nur mein gutes Recht suche, dessen Vorhandensein auf meiner Seite vier Zeugen mit feierlichem Eid bekräftigten, nicht

verlieren. Mit Gottes Hilfe werde ich als Reserveoffizier und absolvirter Techniker eine Anstellung bei der Staatsbahn erhalten, um die ich seit drei Jahren bitte und bettle. Mit Gottes Hilfe werden beim Scrutinium diejenigen Stimmzettel aus der Urne genommen, die wir hineinlegten, nicht aber solche, die auf unsern größten Feind lauten. Mit Gottes Hilfe wird mich oder meine Frau und Kinder an Sabbath und Feiertagen, wenn wir in unsern besten Kleidern zum Vergnügen ruhig und bescheiden durch die „feinen“ Straßen gehen, nicht jeder christliche Nothbube oder Lummel anrempeln, wenn möglich vom Trottoir in die Pfütze herunterdrängen und mit den unflätigsten Schimpf- und Spottausdrücken belegen. — Mit Gottes Hilfe . . . mit Gottes Hilfe nur ist es dem polnischen Juden möglich, jetzt noch zu athmen, zu bestehen und seine hehren Ideale, sein Sehnen und Wünschen ungebrochen in der müden, gequälten Brust zu bewahren.“

„Draußen in der Welt,“ sagt der „Deutsche“, „hat man keine auch nur annähernde Vorstellung von diesen Zuständen. Ich selber muß mit Beschämung gestehen, nie nach Entlastungsgründen für das, wie mir bis nunzu schien, absonderliche, um nicht zu sagen abstoßende Wesen der östlichen Judenheit gesucht zu haben. Was ich in der kurzen Spanne Zeit mit eignen Sinnen



wahrgenommen und erfahren, verscheucht die früheren Empfindungen des Widerwillens, mindestens der Gleichgültigkeit. Sie sind mir nicht nur menschlich näher gerückt, nein, ich fühle unsere gemeinsame Stammesangehörigkeit, ich fühle, daß ich Blut von ihrem Blute bin.“

„Gelobt sei der Ewige, der Euer Herz gewendet hat,“ spricht der Greis mit bewegter Stimme, „der Euch zu Euren Brüdern, zu Eurem Volk zurückführt! Es freut mich, Herr, es freut mich zehnfach und hundertfach. Ihr werdet uns nicht mehr schmähen, nicht mehr gering schätzen!

Und doch ist vor Euren Augen nur ein winziger Zipfel gelüftet von der Hülle, die einen schauerlichen, schier bodenlosen Abgrund vielhundertjährigen Elendes birgt. Die jüngere und jüngste Generation, unsere Kinder und Kindeskinde kennen die raffinierteste Abstufung desselben, das glänzende Elend mit äußerem Firniß und innerem Jammer. Was dem jetzigen Zustande voranging, was seine Väter durchgemacht haben, bis sie zu dem geworden, was sie specifisch zum polnischen Juden stempelt, davon hat das heutige Geschlecht keine Ahnung mehr.

Jene Zeit liegt nicht gar so fern! Die ihr eisernes Joch getragen, wandeln noch unter der hellen, wenn

auch kalten Sonne der neuen Epoche. Aber diese letzten Gestalten einer düsteren Vergangenheit, die wie versteinte Bäume in dem jungen, grünenden Walde stehen, werden bald verschwinden und die Erinnerung an sie, an die dunklen Tage ihres Erdenwallens, wird vergehen, nicht einmal Lied und Sage werden ihrer gedenken. Große Leiden, kleiner, demüthiger Menschen werden nicht besungen.“ Der Alte hält inne, und das sonst so klare Auge blickt umflort, während er wie traumverloren vor sich hinstarrt.

„Ich bin noch einer aus der alten Zeit,“ beginnt er nach einer Weile wieder seine Rede, „und bald, bald werde ich abgerufen — Du darfst nicht bei solchen Worten gleich Thränen in den Augen haben, Lea, mein Kind,“ wendet er sich mit sanftem Verweis an die Tochter, „das ist eine Sünde! Der Tod, sagt man, ist für jeden Menschen ein Friedensengel, nun, für einen alten polnischen Juden ist er ein Arzt, ein Tröster, ein Erlöser. Wer weiß, ob lange wir noch beisammen sein werden, darum höret die Geschichte meines Lebens, sie ist die der polnischen Judenheit im letzten Jahrhundert. — Euch, Herr, bitte ich, daß Ihr zuhöret, es ist ein Wunsch, der mir am Herzen liegt, thut es, wenn es Euch auch nicht freuen sollte.“

„Seien Sie versichert, daß ich mit lebhaftem In-

teresse den Lebensschicksalen eines erfahrungsreichen Mannes lauschen werde," betheuert Ettelsberg.

Die Familienglieder überkommt eine ahnungsvolle Stimmung. Nie hat der greise Vater über seine Vergangenheit gesprochen. Sein jetziger Entschluß entspringt wohl kaum einem plötzlichen Impulse. Schon früher muß er daran gedacht und nur die Gelegenheit erwartet haben. Soll dies ein Vorgefühl des nahen Scheidens sein? fragt sich die Tochter bangen Herzens. Fast unbewußt lagert ein Hauch von Schwermuth auf dem kleinen Kreise, als schicke der Inhalt der Erzählung seine Schatten voraus.

„Meine Kindheit," beginnt Reb Hirsch, „die ersten, glücklichsten Jahre, die jeder Mensch sorglos und freudig wie eine Blume, wie ein Vöglein in den Lüften verlebt, war schon trüb und traurig. Eigentlich erinnere ich mich gar nicht, je ein Kind gewesen zu sein. Bis zu meinem ersten Eheder-Besuch, der mit vollendetem, dritten Lebensjahre begann, reicht mein Gedächtniß nicht zurück. Meine Eltern lebten zu der Zeit in einem kleinen Städtchen, wo der Vater einen Handel mit Leder betrieb. Er hieß Dawid Beliner, aber man nannte ihn nur Reb Dawid Ettels, nach seiner frommen, wegen ihrer großen Wohlthätigkeit weit bekannten und geehrten Mutter, die Ethel hieß. Wir waren drei Söhne im

Hause, der Älteste, wie weit ich zurückdenken kann, verlobt, was mich damals glauben machte, daß der älteste Bruder schon als Bräutigam zur Welt komme. Wie ich später erfuhr, hatte man, als er zwölf Jahre alt geworden, den Schiduch geschlossen, und mit vollendetem sechzehnten Jahre sollte er verheirathet werden. Der Spruch: Das Thora-Lernen macht blasse Wangen, traf bei ihm nicht zu. Er war rothwangig, stark und groß für seine Jahre, obwohl der Rabbi ihn täglich zwölf Stunden über der Gemarrha schwitzen ließ. Unser Vater war ein hervorragender Kenner der heiligen Lehre, seine Söhne sollten nicht minder diese erste und wichtigste Pflicht eines Juden getreulich, aus ganzer Seele, mit aller Kraft erfüllen. Ja, eine Pflicht ist das Studium der Thora! nicht ein Vergnügen oder Belieben, sondern ein Gebot. Wie Recht hatten, wie weitsichtig waren die großen Männer, welche besonders nach dem Fall Jerusalems, dieses Gebot mit allem Nachdruck einschärften.

Je älter ich wurde, desto klarer begriff ich die Weisheit ihrer Worte und jetzt, am Ausgange eines langen Lebens, wenn ich um mich blicke, geht mir die ganze weittragende Bedeutung derselben, die schier übernatürliche Größe jener Männer voll auf.

Mein ältester Bruder war also ein Talmud-Jünger,

aber kein sanfter stiller Boyer; ganz im Gegenjate zu einem solchen, befaß er ein sehr lebhaftes Temperament, Muth und das stete Bedürfniß, seine überschäumende Jugendkraft irgendwo anbringen, austoben zu können. Daß Alles wußte ich erst viel später zu beurtheilen, als Kind hörte ich nur meine Eltern klagen: er is ein wilder Junge, das paßt garnicht für ein jüdisch Kind. Dennoch hingen sie mit zärtlicher Liebe an ihm, denn er war ihr erstes Kind, hatte einen guten Kopf und ein frommes sanftes Herz. Mein zweiter Bruder war einige Jahre jünger und sein Charakter entwickelte sich später anders. Er war äußerlich stiller und ruhiger, befaß aber, wie der Vater stets sagte, hochmath iztiku,\*) eine scharfe Beobachtungsgabe und bedeutende Willensstärke, die sich den Eltern als böser Eigensinn und Verkehrtheit darstellte, und ihnen später großen, nie gestillten Schmerz bereiten sollte. Ich war neun Jahre alt und sollte bereits an das Studium der Gemarrha herantreten, als ein schrecklicher Tag über uns hereinbrach. Die entsetzlichen Ereignisse weniger Stunden haben sich so tief meiner Seele eingeprägt, daß viele Jahrzehnte mit den mannigfachen Geschehnissen, traurigen Wandlungen und Erschütterungen die sie in mein Leben gebracht, jene graufigen Bilder in meiner Vorstellung nicht zu verwischen vermochten.

\*) Die Weisheit des Schweigens.

Ahnungslos hatte mein Vater wie gewöhnlich nach verrichtetem Morgengebet seinen, an unsre Wohnung grenzenden Laden geöffniet, der Kunden harrend. Es war Markttag, in dem kleinen Städtchen herrschte ein lautes Treiben, Bauern, die kleine Schlachta aus der Umgegend, jüdische Zwischenhändler und Aufkäufer belebten den sonst stillen Marktplatz. In unserem Laden war ebenfalls starker Zuspruch. Unter Anderen kam auch ein ziemlich übermüthig aussehender Pole — er mochte Gutsverwalter oder dergleichen sein und kaufte Leder zu ein paar Stiefeln. Man schenkte ihm keinerlei Aufmerksamkeit, er wurde bedient, abgefertigt, nachdem bezahlt war, wie jeder Andere und man dachte nicht weiter an ihn. Als es zu dunkeln begann, trat er plötzlich stark angetrunken, die Konfedratka auß's Ohr gerückt, mit einer Schaar gleicher Freunde in das Geschäft vor meinen Vater. „Du, Jude, ich hab hier heute einen Beutel mit hundert Ducaten liegen lassen, gieb ihn gleich wieder, Jude!“ Mein ältester Bruder, der schon bald Hochzeit halten sollte und daher als ganz Erwachsener oft im Geschäft thätig war, befand sich sofort an der Seite des Vaters. Wir zwei Jüngerer, aus dem Cheber kommend, traten eben auch in den Laden und blickten erschrocken auf die wild aussehenden Männer, indem wir uns in eine Ecke drückten. Mein Vater merkte sofort, daß die Trunken-

holde auf die Tageslohnung speculirend, Erpressung, andernfalls Plünderung beabsichtigten. Er wollte seine Habe nicht hergeben, nebenbei gesagt, betrug sein gesamntes Vermögen keine hundert Ducaten, fürchtete aber auch böse Händel mit den Goim, denn von polizeilichem Schuß war in dem gottvergesenen Flecken keine Rede. „Herr,“ begann er also bethuernd und schwörend, „Ihr habt bei mir keinen Beutel gelassen, gewiß nicht, sonst wär er ja da. Ihr habt ihn vielleicht in der Gasse verloren, oder gar zu Hause gelassen.“ Um ihn nicht zu reizen, wollte mein Vater nicht sagen, daß der schäbig aussehende Pollak wohl seit Langem keine hundert Ducaten zu verlieren oder vergessen hatte. „Du Judenhund,“ schrie er meinen armen Vater an und packte ihn an der Brust, „Du Feind Christi, wirst mir nichts weis machen. Du hast das Geld, Ihr habet Alle nur unser Geld, her damit, sonst hau’ ich Dich in Stücke, Du jüdischer Dieb!“ dabei schüttelte er ihn aus Leibeskräften.

Nun war kein Halten mehr für meinen Bruder. Mit einem Ruck hatte er den Mann von unserem Vater gerissen, und ihn mit der geballten Faust bearbeitend, rief er zitternd vor Wuth: „Du besoffenes Schwein, wagst es, meinen Vater einen Dieb zu nennen. Du weißt selber, daß Du kein Geld hattest, Du Lügner, Du verlangst nur jüdisches Blut! Hinaus mit Euch!“

Jüdischer Geist ist mächtiger, doch Goims Kraft ist stärker. Im Nu warfen sich die Feinde auf meinen Bruder, ich sah ein breites Jagdmesser blinken, sah plötzlich den Unglücklichen blutüberströmt zusammenbrechen, in meinen Ohren gellte der herzzereißende Schrei des Vaters, der herbeigeeilten Mutter, dann senkte sich eine rothe Wolke auf meine Augen und ich verlor das Bewußtsein. Die raublustige Bande aber, verstärkt durch die in der Stadt weilenden Bauern, plünderte nicht nur mein elterliches Haus, sondern alle umliegenden jüdischen Geschäfte, die Eigenthümer wurden mißhandelt, fast die ganze Juden-Gasse ging in Flammen auf. Ich erfuhr all das aber erst viel später, nachdem ich von einer schweren, langwierigen Krankheit genas, in die mich der grausige Anblick des ermordeten Bruders gestürzt. In meinem kindlichen Sinne vollzog sich damals eine Wandlung, die den Untergrund bilden sollte zu dem Charakter, wie er sich nun allmählich unter dem eisernen Hammer des Geschickes und der umgebenden Verhältnisse in mir formen sollte. Bis zu jenem unvergeßlichen Tage hatte ich nie, mit keinem Gedanken, mich um die andersgläubige Bevölkerung gekümmert. Ich war nicht nur überzeugt, daß die Juden bessere, reinere Wesen seien als polnische Edelleute, Bürger und Bauern, sondern auch, daß wir nicht zu ihnen gehören,



wie sie nicht zu uns. Wir verkauften ihnen Leder oder andere Waaren, sie bezahlten dafür, darüber hinaus brauchten wir keine Notiz von ihrem Vorhandensein zu nehmen. Wir brauchten sie nicht zu fürchten, thaten wir ihnen doch nichts Böses, wir sollten uns aber auch nicht mit ihnen befreunden, weil sie eben Góim waren, welche die heilige Thora nicht kennen und nicht zu schätzen wissen. Würden sie sonst den Juden, der ja sein ganzes Leben lang die Thora studirt, so gering schätzen und mit Spottnamen belegen, wie ich es oft auf meinen Chedergängen hörte und an mir selber erfuhr?

Nun plötzlich wurde ich gewahr, daß es nicht von uns abhing, ruhig ohne Interesse für die andersgläubige Umgebung dahinzuleben. Diese wußte, sie vermochte es, uns aufzuschrecken aus unserem stillen Frieden, aus unserer frommen Andacht und innerem Glücke! Sie konnte uns gar ohne Schuld von unserer Seite, den heißgeliebten Sohn und Bruder todt schlagen, unsere langsam und mühselig, unter Entbehrungen aller Art erworbene Habe theils rauben, theils vernichten und so uns Alle in namenlose Trauer und Noth stürzen! Das ist also ein sehr böses Volk, entschied meine neunjährige Weisheit, und der bisherigen gleichgiltigen Nichtachtung, die sich gewiß bei wohlwollender Behandlung

seitens der christlichen Bevölkerung, in reiferen Jahren zu warmer Sympathie umgewandelt hätte, — folgte in meinem jugendlichen Herzen tiefste Mißachtung, getreu der Lehre: „Den Schlechten sollst Du verachten . . .“ Grenzenlos war der Schmerz meiner Eltern um den Verlust des Erstgeborenen. Und wie um scharfes Gift in diese Wunde zu träufeln, wurde mein Vater von dem Herrn Mandator, der einzigen obrigkeitlichen Repräsentanz in dem kleinen Städtchen, zur Verantwortung gezogen wegen „des Streites mit polnischen Edelleuten, den er hervorgerufen!“ Dies war nur — wie ich jetzt begreife — ein Manöver, um etwaigen Verfolgungsschritten seitens der an Leben und Habe Geschädigten bei der österreichischen Regierung vorzubeugen. Die Missethäter hatten sich sofort nach vollbrachter That aus dem Staube gemacht; schüchterte man jetzt noch die Juden ein, dann wurde die Sache todtgeschwiegen, vertuscht. Mein Vater wurde also mit noch einigen der in Mitleidenschaft Gezogenen arretirt, und nur durch größte Anstrengungen und bedeutende Geldopfer gelang es der jüdischen Gemeinde, sie von der schmachvollen öffentlichen Stockstrafe zu retten. An Leib und Seele gebrochen, materiell zu Grunde gerichtet, mußten meine Eltern nach so vielen Jahren schwerer Arbeit, sozusagen wieder von vorne beginnen. Aber womit? Der bis

dahin betriebene Handel erforderte eine für damalige Zeit beträchtliche Einlage, während sie Alles verloren hatten. Reiche Verwandte, die ihnen helfend unter die Arme gegriffen hätten, besaßen sie auch nicht, und so wählte mein Vater den einzigen Beruf, der seiner Lage und Person entsprach: er wurde M'lamed, d. h. Lehrer der hebräischen Sprache und Wissenschaft, eigentlich nur dieser Letzteren. Denn als großer Schriftgelehrter unterrichtete er nur ältere Schüler in den schwierigsten Partien des Talmud und der Commentare.

Seine Einkünfte waren äußerst gering. Wir waren sehr arm und nur die Achtung und Liebe unserer Glaubensgenossen hielt uns aufrecht in dem schweren Geschick. Ueberhaupt war das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der treuen Anhänglichkeit und rückhaltlosen Anerkennung persönlichen Werthes, ohne Rücksicht auf Stand oder Vermögen, in damaliger Zeit bei den Juden viel stärker als heutzutage. Die moderne Bildung, der freiere Verkehr mit den Nationen hat uns mit viel Gutem auch manches Schlechte gebracht; so vor Allem die Lockerung der innigen Gefühlsbände und den Dünkel gegen einander, der unseren Vorfahren unbekannt war, sowie dem Geist unserer Gesetze und Lehren zuwider läuft.

Mein nunmehr ältester und einziger Bruder war, wie ich schon bemerkt habe, anders geartet als ich und

alle jungen Bocharim unserer Stadt. Er war, wenn man so sagen darf, ein geborener Fortschrittlere — ich fürchte sogar, er ist gar zu weit fortgeschritten, er oder seine Nachkommen. Er besaß jene stille Energie, die nicht viel Worte macht, dafür aber einmal gefaßte Entschlüsse festhält und consequent ausführt. Auch wußte er sich Rechenschaft von seinen Gefühlen zu geben und zog daraus die Schlüsse für sein ferneres Verhalten. Während ich, Verachtung im Herzen für Diejenigen, die unschuldigen Menschen Leid zufügen konnten, passiv blieb, an keine mögliche Veränderung oder Verbesserung meiner Lage denken mochte, stand es bei ihm fest: in solchem Lande, bei solchen Menschen werde ich nicht bleiben. Draußen in der Welt kann es nicht schlimmer sein, vielleicht aber besser! Also fort aus einer Heimat, deren niedrigster, vogelfreier Sklave der Jude ist! Dies ward seine Losung, auf deren Verwirklichung er nun hinarbeiten begann. Ich habe oft nachher in trüben Stunden seine Klugheit und Beharrlichkeit bewundert und mich selber einen Dummkopf gescholten. Erst viel, viel später ging mir die Ahnung auf, daß sein Thun im letzten Grunde doch nicht das wünschenswerthe Ergebniß hatte.

Die erste Aeußerung seiner von dem Aeltergebrachten abweichenden Lebensansichten und Absichten war die un-

erhörte in Aller Augen ungeheuerliche Bitte: deutsch lesen und schreiben lernen zu dürfen. Mein Vater war entsetzt über diesen frevelhaften Wunsch.

„Ein trefu posel willst Du in die Hand nehmen?“ rief er dem Sohne zu. „Weißt Du, was das ist? Das ist der Versucher, der Verführer! Gib ihm den kleinen Finger, und er zieht Dich bald ganz in die Sünde, in die Hölle, Du bist bald kein Jude mehr!“

Zum Guten braucht man es nicht, dazu braucht man nur die heilige Thora, vor dem Bösen aber möge der Ewige, gelobt sein Name, Dich bewahren, wie ich, Dein Vater Dich davor behüten will.“

Und um ihn recht wirksam davor zu schützen, verlobte er den 14-jährigen mit der Bestimmung, daß nach kaum Jahresfrist Hochzeit gehalten werde.

Nun kam der zweite schreckliche Tag im Leben meiner schwergeprüften Eltern! Noch schrecklicher als jener, der ihnen den heißgeliebten Sohn durch den Tod entriß! Ihr Zweitgeborener verließ heimlich das Vaterhaus um: „in der Welt ein besseres Loos zu suchen, als es den Juden in Galizien beschieden ist“, wie er in einem hinterlassenen, zärtlich aber entschieden gehaltenen Briefe äußerte. Ja, ungleich schmerzlicher war den Eltern diese Flucht, als selbst der Tod. Jener war fromm und rein, in „Jüdischkeit“ zu Gott, in's Reich

der Gerechten eingegangen, dieser ging der Sünde, vielleicht dem gänzlichen Verderben entgegen. Er häufte Schmach und Schande auf die gottesfürchtige Familie! Sein Name durfte nie wieder genannt werden.

Diesen zweiten Schlag vermochte das Herz der treuen Mutter nicht auszuhalten; es brach, und ich, der Jüngste und Einzige im Hause, blieb verwaist.

Ich verlebte jetzt die traurigsten Jahre meines freudearmen Lebens.

Mein Vater, der nun alle Liebe und Zärtlichkeit, deren seine Seele fähig war, auf mich übertrug, empfand, was mir fehlte. Er suchte mir die Debe und Einsamkeit, die trostlose Monotonie der Tage durch dasjenige zu verschönen und gleichsam zu vergüten, was ihm selber das Köstlichste im Leben war: durch das Thora-Studium. Nicht nur jede freie Stunde widmete er mir, auch dem Unterrichte seiner älteren Schüler mußte ich stets beiwohnen. Ich wuchs an Gelehrsamkeit, mein Ruf drang weit über das kleine Städtchen hinaus, und kaum war ich dreizehn Jahre alt geworden, warb um mich ein wohlhabender Wirthshauspächter aus der Umgegend für seine ebenso alte Tochter. Nach weiteren zwei Jahren konnte endlich mein Vater den heißesten, ja einzigen Wunsch seines Herzens, einen Sohn „unter die Chupe zu führen“, erfüllt sehen. Als

ob seine Augen nur diesen Freudenstrahl erwartet hätten, schlossen sie sich bald zu ewigem Schlummer. Ich war zu ihm geeilt aus dem stillen Dorfe, wo ich bei meinem Schwiegervater lebte. Vor seinem Hinscheiden erzählte mir der Vater, daß Kunde von „ihm“ gekommen sei — er meinte den fernen Bruder, mochte aber seinen Namen nicht nennen. „In Deutschland ist er, in Leipzig,“ erzählte der Vater mit düsterem Blick, „er schreibt, es ginge ihm gut, nun Gott möge ihm helfen, er soll ein guter Jude bleiben. Aber ich hab' keine Hoffnung drauf,“ fügte er tief seufzend hinzu, und nach einer Weile: „mein Kind, Du sollst an ihn nicht schreiben, versprich mir das.“

Ich reichte ihm stumm die Hand.

„Gut, er wird Dich nicht auch noch verführen können,“ flüsterte er für sich, gleichsam beruhigt. Den Brief hatte der Vater verbrannt. Mir wurde um's Herz so schwer. Nun hatte ich auf der weiten Welt Niemanden mehr. Und ein Gefühl unendlicher Erbitterung stieg in mir auf gegen diejenigen, die all' den Jammer über uns gebracht, deren Werk unser Unglück und meine jetzige Verlassenheit war. Zu unmenschlich, himmelschreiend war ihre That, als daß ich bei aller Frömmigkeit, Gottes Willen darin hätte erblicken sollen. Der Allgütige und Allgerechte konnte es nicht gewollt

haben, daß mein unschuldiger Bruder durch Mördershand um sein junges Leben komme, daß der unheilvolle Eindruck dessen der zweiten aus der Heimat treibe, vielleicht auf böse Wege, daß meine tugendhafte, engels-gute Mutter vor Gram vergehe, mein geliebter Vater, der gottesfürchtigste Mann, eine Leuchte der heiligen Thora, seine letzten Lebensjahre in Armuth, in körperlichen Entbehrungen und seelischem Kummer dahinsiehe und vorzeitig in den Tod gehe, daß zuletzt ich, der ich mich auch für keinen großen Sünder halten konnte, alle die verliere und betrauere, die meinem Herzen so nahe standen. Nicht Gott, der Ewige, Mächtige und Gütige hatte seine Geschöpfe, die ihm dienten, ihn verehrten und nach seinen Geboten lebten, so schwer heimgesucht, sondern die Menschen!

Ich fühlte, daß eine bodenlose Kluft mich von jenen Menschen, von ihrem ganzen Stamme trennt — nicht ein Abstand wie er einst in meinen Ehedojahren sich dem kindlichen Geiste darstellte, sondern eine unüberbrückbare Kluft, angefüllt mit Blut und Thränen. Ich war auch fest überzeugt, daß ihre Missethat die verdiente Vergeltung finden werde.

Gott hat uns den freien Willen für Gutes und Böses gegeben, aber Lohn und Strafe hat er sich vorbehalten.



Nachdem mein theurer Vater unter dem Geleite der ganzen Gemeinde zu Grabe getragen war und die vorgeschriebenen sieben Trauertage vorübergingen, verließ ich meine Geburtsstadt für immer. Nichts nahm ich mit als die Erinnerung an die Lieben, die nun im Vereine mit der heiligen Lehre mein Herz ausfüllte. Auch der Bruder hatte seinen Platz darin, ich durfte nur nicht an ihn schreiben, doch ihn zu lieben, stets seiner zu gedenken, das hatte der Vater nicht verboten. Und das Geschick erleichterte mir den Gehorsam. Ich kam nie in die Versuchung, das dem Dahingeshiedenen geleistete Gelöbniß zu brechen, denn nie wieder drang eine Nachricht von dem Ausgewanderten zu mir. Es konnte auch bei den damaligen Verkehrsverhältnissen kaum geschehen. Ueberdies wußte er meinen Aufenthalt nicht. Als ich nach vielen, vielen Jahren, da Leipzig für mich nicht mehr am Ende der Welt lag, dort Erkundigungen einziehen ließ, ward mir der Bescheid, daß Abraham Beliner eine unbekannte und unauffindbare Person sei.

In das stille Dorf, zu meinen Schwiegereltern und zu meiner Frau zurückgekehrt, vergrub ich mich in die großen Folianten, studirte Tag und Nacht und vergaß, oder besser gesagt, lernte gar nicht kennen die Welt in Nah und Ferne. Der Schwiegervater war mehr fromm

als gelehrt, war stolz auf mich, auf mein großes Wissen; er verlangte nichts weiter von mir, als daß ich sein Haus durch Thora-Studium heilige und ehre. Arbeiten, verdienen, für meine Bedürfnisse sorgen, wollte er ganz allein. Wenn ich mit ihm für hohe Feiertage zu dem berühmten Rabbi Meier reiste und dort in den Nachtisch-Gesprächen, die selbstverständlich einzig und allein Religion und Schriftthum zum Gegenstande hatten, meine Gelehrsamkeit und den Scharfsinn in der Auslegung glänzen ließ, fühlte er sich durch die Bewunderung seitens der Gäste und das Lob des Rabbi, die seinem Sidam galten, mehr als königlich belohnt. Unbekümmert um des Lebens Nothdurft, unbehelligt von kleinlichen Sorgen, lebte ich in anderen Zeiten und Welten. Ich pflegte innigen, vertrauten Verkehr mit den leuchtenden Gestalten unserer Ahnen, ich durchwandelte mit ihnen die Stätten, wo ihre glorreichen Thaten sich abgespielt, wo sie ihr Volk zu Größe und Ruhm geführt; aber auch die Orte der Trauer, der Zerstörung, des jammervollen Falles. Ich wußte den kleinsten Paragraphen aus der Gesetzgebung Moßis, sammt allen Erläuterungen und Anwendungen mit einer Genauigkeit, wie kein moderner Doctor juris den Coder seines Landes. Doch nicht nur Gesetze des Rechtes gaben uns unsere unvergleichlichen Meister, sie hinterließen uns Gesetze des Lebens

überhaupt, und ihre erhabenen Lehren sind gleichsam gesprochen und gedruckte Erziehungsanstalten für Väter und Mütter, für Greise und Kinder, Thoren und Weise, für kleine und große Menschen, in allen Tagen des Lebens. Mein ziemlich verwahrlostes Aeußere und mehr als linksches Benehmen ließen kaum ahnen, daß mir die subtilsten Sätze der Hygiene sowohl als des feinen Tones wohl bekannt waren. Ich schöpfte sie aus dem Urquell aller modernen Lehrbücher dieser Art: aus Thora und Talmud.

Ein Ereigniß riß mich aus dieser Welt der Weisheit und der Träume — mir wurde ein Sohn geboren.

Frau und Schwiegereltern waren voll Freude, nur mein Herz drückte ahnungsvolle Bangigkeit. Beim Anblick des winzigen Geschöpfes erstieg mir unwillkürlich die Erinnerung an den verbluteten Todten, an den umherirrenden Lebenden, an meine ganze unglückliche Familie; mir dünkte, die herausfordernden, brutalen Gestalten der Mörder und Räuber umgeben die Wiege meines Kindes und ihre tückischen, boshaften Blicke schienen zu sagen: so lange Du klein bist, verhöhnen, schimpfen und stoßen wir Dich nur, aber sobald Du groß geworden, saugen wir Dir das Herzblut aus. In unaussprechlicher Angst preßte ich den Kleinen, wie bergend und schützend an meine Brust. „Siehst Du,

Dein Mann ist ein echter Talmud chacham,“ sagte nachher der Schwiegervater zu meiner Frau, „er freut sich mit dem Kinde stumm, ohne Worte, damit das Glück nicht in Trauer verwandelt werde, wie geschrieben steht.“ Ich aber fand keine Worte, weil dumpfes Weh mich folterte und mich lange, lange nicht zur Ruhe kommen ließ.

Meine Schwiegereltern stammten aus einem fünfzehn Meilen von ihrem damaligen Aufenthaltsorte entfernten Städtchen. Sie lebten jedoch seit mehr als zwanzig Jahren in dem Dorfe, wo ihre Kinder alle geboren wurden. Bieder und gut, wie sie waren, kamen sie nicht nur mit den Bauern, sondern auch mit dem „gnädigen Herrn“ d. h. dem Gutseigenthümer, vortrefflich aus. Nur der Herr „Mandator“ fand an ihnen zu tadeln und zu mäkeln, so oft er Geld brauchte, um in der nächsten Stadt einige lustige Tage verleben zu können. Fünfzig polnische Gulden, ein Schock Eier, zwei Gänse, drei Hühner und ein Topf Honig öffneten jedoch dem Gestrengen jedesmal die Augen für alle Tugenden meines Schwiegervaters.

Da geschah es, etwa fünf Jahre nach meiner Verheirathung, daß die ganze Familie zur Hochzeit eines Verwandten in das benachbarte Dorf fuhr.

Es war im Winter, in der Weihnachtswoche. In

dem Hochzeitsjubiläum vergaß mein Schwiegervater dem Herrn Mandator die üblichen Geschenke, vor Allem, schöne, große Fische für die Feiertage zu überreichen. Schon auf der Rückreise ward er sich des Versäumnisses bewußt, und tödtlicher Schrecken befiel ihn bei dem Gedanken an die möglichen Folgen.

Seine schlimmsten Befürchtungen sollten übertroffen werden! Ohne auch nur eine Entschuldigung, oder auch nur ein Wort der Bitte anzuhören, erließ der ergrimnte Machthaber den Befehl, daß die ganze Familie, als nicht im Dorfe gebürtig, nach ihrer „Heimat“ abgeschoben werde.

Da half kein Flehen, kein Weinen, — zum Uebermaß des Unglücks war der Gutsherr abwesend, so daß seine eventuelle Fürsprache auch wegfiel — wir schlossen die Wirths- und Wohnstube, und escortirt von einem stämmigen Bauer mit strenger Miene und wüchtigem Knüttel, mußten wir aus dem Dorfe ziehen.

Die Weiber rangen verzweiflungsvoll die Hände, der Schwiegervater, voll Sorge und Zorn, zermarterte sein Hirn mit Gedanken der Abhilfe, mit Plänen für die allernächste Zukunft, das hieß soviel wie für den nächsten Tag. Aller nothwendigen Einrichtungsstücke verlustig, ohne Aussicht im harten Winter eine Beschäftigung oder auch nur Unterkunft für sich und die Familie

finden zu können, besaß er nur eine kleine Baarsumme, den Sparpfennig vieljähriger Arbeit. Welchem Schicksal ging man entgegen?

Ich verfiel in dumpfe Resignation. Ich dachte nur: der Schlag kam wieder von „denen“, wie gewöhnlich. Warum sich wundern oder verzweifeln thun? Müßten wir nicht jeden Tag, jede Stunde auf Derartiges gefaßt sein? Räme es von Gott, wir könnten es abwenden durch Frömmigkeit, Wohlthun, Bitten und Beten! Uns aber verfolgen und schädigen Menschen, die Macht und bösen Willen dazu haben. Was vermögen wir dagegen? Nichts! So sollen wir denn leiden, ohne zu jammern. Alle glaubten fest an Gottes Fügung in dem harten Schicksalschlage, nur ich konnte es nicht, genau wie einst am Sterbebett des Vaters. Zu tief wurzelte die Ueberzeugung von Gottes Gerechtigkeit und Güte in meinem Herzen, als daß ich ihm willkürliche Bosheit zuzumuthen vermocht hätte.

Zehn Meilen waren wir schon bei Frost und Schneegeköber vorwärts gekommen, als unerwartet in der Kreisstadt, die wir passiren mußten, und wo wir Halt machten, Hilfe kam, — unser Gutsherr war hier, und als er durch Glaubensgenossen von dem Vorfall unterrichtet ward, fertigte er ein Schreiben aus an den Mandator und befahl unserem Büttel, umzukehren. Der

Gutsherr aus jenem kleinen Dorf war einer der Wenigen, die auch dem Juden gegenüber vor Allem Mensch, dann erst noch etwas sind. — Zurück ging es also die langen zehn Meilen, aber unter Jubel und Jauchzen und Dankgebeten.

„Seht Ihr, meine Kinder,“ sagte mein Schwiegervater, „das sind die einzigen jüdischen Freuden: Errettung aus großer Gefahr, Rückerhaltung des Geraubten, Ueberdauern schwerer Leiden, doch gelobt sei der Ewige, der uns jetzt seinen Beistand geschickt.“

„Amen,“ sagte ich aus voller Seele, denn daß Er uns Hilfe gesendet, bezweifelte ich keinen Augenblick. In seiner unendlichen Gnade und Barmherzigkeit macht Er das Unheil gut, das die Menschen angerichtet.

Doch die Freude, wieder „zu Hause“ zu sein, dauerte nicht lange. Schwere Heimsuchungen sind wie der heiße Wüstenwind, sie gehen nicht spurlos vorüber. Die starke Aufregung, Schreck und Schande, sowie Angst um das Loos der Seinigen, hatten einen bösen Eindruck auf meinen Schwiegervater gemacht.

Dazu kam vielleicht auch noch eine Erkältung, die er sich auf dem weiten Wege, bei dem grimmigen galizischen Winter zugezogen, genug, er verfiel in eine langwierige Krankheit, von der er nie wieder ganz

gentas, denn es blieb eine unheilbare Lähmung des rechten Beines.

Jetzt wanderten meine Folianten in den großen Bücherschrank, und ich übernahm die Leitung des Wirthshauses und der anderweitigen Geschäfte. Nur in später Nachtstunde oder vor Tagesanbruch erquidte ich mich an dem unverfiegbaren Born biblischer Weisheit.

Mit Jagen trat ich in den neuen, mir so fremden und fernliegenden Kreis der Pflicht und Arbeit. Ich besaß nicht den geringsten Begriff von Handel und Geschäftsführung, wie mit Bauern zu reden und umzugehen, wie mit Kaufleuten zu verfahren sei, ich hatte keine Waaren und auch keine Menschenkenntniß, dennoch bewahrheitete sich der jüdische Spruch:

„Wo Thora is hochma.“

Ich verstand und lernte bald alles Nöthige, und wenn ich, der ich so lange nur die Sprache der Propheten gepflegt, auch nie gut Polnisch oder Ruthenisch sprechen konnte, wußte ich mich doch mit der Zeit Jedem verständlich zu machen und arbeitete für meine und meines Schwiegervaters Familie. Jetzt gewann ich auch einen Einblick in die Vermögensverhältnisse meines Schwiegervaters, der für reich galt. Er besaß wirklich tausend Gulden in schimmernden Ducaten, und dreihundert Gulden waren als Vorschüsse auf zu lieferndes



Getreide oder als Darlehn in der harten Zeit des Frühjahrs unter die Bauern vertheilt. Das war der ganze Reichtum, um den uns unzählbar Viele beneideten, denn auch damals und zu jeder Zeit sind die Juden dieses Landes äußerst arm gewesen.

Es war im Herbst, da ich wie alljährlich die Pacht des Dorfwirthshauses bei dem Gutsherrn erneuern wollte. Wie ich schon sagte, war er ein rechtschaffener, guter Mensch. Doch wir Juden haben so gar kein Glück! Stellt die Vorsehung einmal einen solchen auf unsern Lebenspfad, dann räumt ihn unser unversöhnliches Geschick bald aus dem Wege.

Der Gutsherr empfing mich freundlich, aber sein Gesicht war sorgenvoll. „Herszko,“ redete er mich an, „Du weißt,“ die Polen duzten jeden Juden, „Du weißt, daß ich einen Sohn habe.“ Ich bejahte. „Er macht mir wenig Freude,“ fuhr er fort, „doch ich habe sonst Niemanden mehr. Meine Frau ist längst todt, die Tochter ist in's Kloster gegangen, mein Lieben und Hoffen ruht auf ihm, dem einzigen Erben meines Namens. Er ist ein junger, polnischer Edelmann, damit ist Alles gesagt, Alles, was Du, ein jüdischer Talmudgelehrter und Dorfwirth nicht wissen, ja, nicht einmal ahnen kannst. Leider ist der Reichtum unserer Familie verloren. Nach dem unseligen Novembraufstand wurden

unsere großen Liegenschaften in Rußland confiscirt, ich habe kaum dies Gut hier in Galizien gerettet. Mein Sohn will das nicht bedenken. Er lebt vornehm und macht Schulden, die ich jedes Mal decken muß. So braucht er denn jetzt wieder Geld. Achtzig Ducaten, die er im Spiel verloren hat, sollen übermorgen in seinen Händen sein. Aber ich habe kein Baargeld mehr. Ich will Dir also das Wirthshaus für drei Jahre verpachten, und Du sollst mir auf Rechnung des Zinses achtzig Ducaten ausbezahlen. Ich glaube,“ fügte er hinzu, „daß ich Solches um Euch verdient habe.“

Er hatte es wirklich verdient. Zwar gewährte er stets nur das, was uns zukam, und behandelte uns nur menschlich, aber im Vergleich mit den tausend Chicanen, die unsere Glaubensgenossen von andern Herrschaften zu erdulden hatten, war er ein Engel und verdiente Anerkennung und Dankbarkeit. Was er forderte, war fast die Hälfte unserer Habe, dennoch durfte ich das Verlangen nicht unerfüllt lassen. Ich wagte auch nicht, bei Einhändigung des Betrags um eine Empfangsbestätigung oder dergleichen zu bitten, der stolze Schlachic hätte dies zweifellos übel genommen.

Nach kaum drei Monaten verunglückte der gute Herr auf der Jagd, der Sohn und Erbe übernahm das Gut. Sein Erstes war, den Pachtzinsling so viel als

möglich in die Höhe zu schrauben. Als ich die geleistete Anzahlung erwähnte, machte der junge Herr ein ungläubiges Gesicht:

„Na, Jude, ist das auch wahr?“ Ich betheuerte die Richtigkeit meines Guthabens, worauf er mir lachend zur Antwort gab: „es ist schon gut, Du wirst noch oft Anzahlungen machen.“

Sehr niedergeschlagen kehrte ich nach Hause zurück. Der neue Herr gefiel mir gar nicht. Ein unbestimmtes Gefühl der Furcht bemächtigte sich meiner. Ich versuchte mich selber zu beruhigen, indem ich diese übertriebene Aengstlichkeit den traurigen Erfahrungen meiner Vergangenheit zuschrieb. Leider rechtfertigte die Zukunft meine Vorahnung. Nicht nur, daß die paar Juden im Dorf äußerst schlecht behandelt wurden, daß sich beispielsweise keiner zeigen durfte, sobald der gnädige Herr durch das Dorf ritt, keiner in der Wirthschaft oder Brennerei Beschäftigung und Verdienst fand, er hatte auch bald fast unser ganzes kleines Capital als Vorschüsse für weitere Pachtzeit an sich gebracht. Ich gab jedes Mal nur nach langem Zaudern die schwer ersparten Ducaten her. Mein Schwiegervater warnte mich aber: „Erzürn' ihn nicht; Du kennst die Leut' noch nicht; ein Jud' muß sich vor ihnen bücken und beugen und sich hüten, sonst geht er zu Grunde. Du kennst die nicht!“ Oh, ich

kannte sie wohl, sollte sie aber jedes Mal von einer neuen Seite kennen lernen.

Drei Jahre hielt ich es mit dem jungen Gutsherrn aus. Was ich verdiente und was erspart wurde, floß als Zinsrate oder Vorschuß in seine Tasche, er führte es getreulich in die Kreisstadt, von wo es nie zurückkehrte. —

Einmal kam er von solch' einem Ausflug sehr aufgereggt nach Hause und beschied mich sogleich zu sich in das Herrenhaus.

„Ich brauche Geld, Jude,“ herrschte er mich an.

„Gnädiger Herr, ich hab' keins,“ versicherte ich.

„Ha, ha, wo giebt's Juden, die kein Geld haben? Ihr habt Alle Geld, Ihr nehmt es ja bei uns weg, sonst hätten wir es doch!“

Ich wußte mich nicht zu erinnern, jemals von der Herrschaft umsonst Geld bekommen, viel weniger solches auf irgend welche unredliche Weise herausgelockt zu haben. Wohl verdiente ich in der Propinationspacht, dafür mußte ich aber arbeiten. Wenn der Eigenthümer nicht selber den Ausschank betreiben wollte, dann that's eben Keiner umsonst. Warum glaubt er sein Geld just an Juden verloren zu haben? fragte ich mich verwundert. Juden spielen, essen und trinken doch nicht mit ihm. Ich wußte dazumal noch nicht, daß Jeder für seine

Sünden und Fehler, für alles Mißgeschick den Juden verantwortlich macht, und es ihn, wenn möglich, entgelten läßt.

Der Herr befahl, schimpfte, drohte, — ich blieb fest bei meiner Behauptung, kein Geld zu besitzen.

Streng genommen, hatte ich auch keins! denn die letzten 30 Ducaten, die tief unten im Koffer versteckt ruhten, bildeten die Mitgift meiner jüngsten Schwägerin, und keine Macht der Erde sollte mich dazu bewegen, diese Summe zu anderen Zwecken zu verwenden, geschweige denn, sie in den Rachen des nimmerfattten Verschwenders zu werfen. Meine Schwiegereltern hatten mich, einen blutarmen Jungen, als Sohn in ihr Haus aufgenommen, mich auch stets wie ein eignes Kind behandelt, jahrelang für mich gesorgt und gearbeitet, ich durfte nicht zulassen, so weit es in meinen schwachen Kräften stand, daß ihr jüngstes Kind, ein Mädchen, allein und verlassen in der Welt bleibe. Es war daher mein Streben, sie bei Lebzeiten der Eltern zu verheirathen und ihnen dadurch die letzte, große Sorge auf Erden abzunehmen.

Der Gutsherr, außer sich vor Wuth, ließ mich mit Hunden von dem Hofe hegen. Ich eilte nach Hause, glücklich über meine Standhaftigkeit, hoffend, er werde uns nun in Ruhe lassen.

Da, es begann eben zu dunkeln, die Wirthsstube war, als am Sonntag, gedrängt voll Gäste, erschien er plötzlich in unserer Mitte. Betrunknen wie der schlimmste bäuerliche Saufbold, taumelnden Schrittes, das Gesicht hoch geröthet, trat er vor mich. „Jude, laß aufspielen.“ Ich befahl den Dorfmusikanten, die sich sammt den jungen Burschen und Dirnen ehrfurchtsvoll und scheu an die Wand drückten, weiter zu spielen. Jetzt zerrte er mich in die Mitte der Stube und begann wie besessen um mich herumzutanzten. Eine schallende Ohrfeige auf meine rechte oder linke Wange schloß jede Tour.

Ich stand im ersten Moment wie betäubt, dann warf ich einen schnellen Blick auf meinen Peiniger, auf die theils lachenden, theils finster blickenden Bauern, ich sah im anstoßenden Ofen meine Frau, die alte Mutter, den kranken Vater entsezt und händeringend, krampfhaft schluchzen. Mein Hirn arbeitete fieberhaft: soll ich mich auf den tanzenden Unhold stürzen? Blitzschnell stand die Scene im Laden meines Vaters vor meiner Erinnerung. Die Horde hier war, wenn möglich, noch schlimmer. Soll ich um Schonung bitten? Vernunft und Mitleid mit meiner Familie riethen mir dazu, aber ich konnte nicht. Mir war die Kehle zugeschnürt. Tief verletzte Menschenwürde, ohnmächtiger Zorn machten mich zittern. Jeder Schlag fiel glühendem Blei gleich auf

meine Wange. In meinem Innern kochte es wie Höllebrand, und aus diesen Flammen stieg, brennend wie sie, ein Gefühl, bis dahin meiner Seele fremd, hervorgerufen und gezeitigt durch die sich häufende, schier grenzenlose Unmenschlichkeit des Volkes, in dessen Mitte wir lebten. — Haß, unauslöschlicher bodenloser Haß füllte mein Herz, sprühte aus meinen Augen, die sich auf den jungen Edelmann richteten. Der Blick muß unheimlich gewesen sein, der Pole hielt inne im Tanz und wandte sich den Bauern zu: „Jetzt, Leute, trinket, ich bezahle,“ sprach er mit höhnischem Lachen auf die Brantweinkufe hinter dem Schenktisch deutend. „Ich will Dich lehren, Jude,“ rief er mir noch zu und verließ das Wirthshaus.

Ich schloß sofort den Ofen, ohne auf die Bitten und Angstrufe der Familie zu achten, die ich sorgfältig einsperrte und eine fröhliche Miene erzwingend, sagte ich zu der Horde: „Seht Ihr, Leute, so müßet Ihr es auch stets machen, wenn der gnädige Herr schlecht gelaunt ist; nur still halten, Unterthanen dürfen sich nicht widersetzen. Er wird schon wieder gut mit mir werden und mir den Brantwein bezahlen. Darum trinket nur, trinket, ich gönne es Euch von Herzen.“ So gelang es mir, die drohende Gefahr abzuwenden! Die Bauern lagen bald berauscht unter Tisch und Bänken, und

nachdem sie ausgeschnarcht hatten, kam ihnen das Geschehene wie ein Traum vor. Das war ein Glück für uns. Denn sobald es unter ihnen ruchbar ward, daß der Arendarz bei dem Herrn nicht wohlgelitten sei, hing sein und seiner Familie Leben an einem Haare. Ich aber hatte für sechs Jahre Vorchuß gegeben, und mußte also im Dorfe bleiben.

Die Drohung des Gutsheeren ging nur zu bald in Erfüllung. Er lehrte mich gründlich, was polnische Edelleute vermögen. In einem einzigen Monat verspielte er das ganze väterliche Erbe, das Gut ging auf seinen Verwandten über, der die Schuldentilgung übernahm, und da ich keinen Schein in Händen hatte, konnte der neue Eigenthümer das Vergnügen haben, eine jüdische Familie zu Grunde zu richten. Nicht nur weigerte er sich, meine Forderung anzuerkennen, sondern er entzog mir auch die Propinationspacht und zwang mich, das Dorf zu verlassen. Dies dünkte ihm wohl das beste Mittel, meinen Mahnungen und Ansprüchen ein für allemal ein Ende zu machen.

Das bedeutete für uns so viel, als den vollständigen Ruin, denn unsere Ersparnisse waren verloren, und einmal aus dem Dorfe, wurden auch die Außenstände bei den Landleuten uneinbringlich, da sie ihre Schulden immer langsam mit Producten zu tilgen pflegten. Ich stand



vor der qualvollen, für den polnischen Juden schier unlösbaren Frage, was beginnen? So viel ich auch nachdenken mochte, nichts wollte mir einfallen, oder eigentlich konnte ich nichts ergreifen, da jedes kleinste Unternehmen Geld erforderte, während ich keinen polnischen Gulden besaß. Wie alle Juden in schwieriger Lage, so eilte auch ich zu Rabbi Meier, mein Leid zu klagen, das Herz zu erleichtern, um Rath und Segen zu bitten. Oh, unsere deutschen Brüder haben keine Ahnung von der Bedeutung jener gottesfürchtigen, weisen und edlen Männer, die sie spöttisch Wunderrabbis nennen. Diese seltsamen, dem Westen unbekannten Gestalten sind die geheimnißvoll zauberischen Blüthen des Goluth im Osten.

Nur seinem Boden konnten sie entsprossen, das polnische Ghetto allein bedurfte ihrer, wie die verschmachtende Pflanze den Himmelsthau, wie der Wüstenwanderer den labenden Quell: Sie waren die einzigen Tröster und Helfer, Rathgeber und Friedensspender ihrer Glaubensgenossen, sie träufelten milden Balsam in die Wunden, die jeder Tag uns schlug. „Rabbi, ich bin in großer Noth und sehr verzweifelt,“ sprach ich zu dem verehrten Greise, indem ich meine Verhältnisse schilderte:

„Bist ein Kind,“ erwiderte er mit sanftem Lächeln. „Hachem jith boruch wird gewiß helfen. Was er thut,

führt zum Guten. Du sollst nur nicht müßig bleiben, unternimm was, und Gott wird Hachacha\*) geben.“

„Rabbi, ich hab nichts, wie kann ich ein Geschäft unternehmen?“ fragte ich zaghaft.

„Hast Du schon überlegt, was Du jetzt anfangen willst?“

„Nein, Rabbi, ich bin hergekommen zu Euch, um Rath bitten; soll ich wieder in ein Dorf ziehen?“

Er sah mich lange nachdenklich an: „Nein, schon genug unter lauter Goim gelebt, geh in eine Stadt, in eine größere Stadt, mein Sohn, der Ewige wird Dich nicht verlassen. Ist reb Zischock noch hier?“ wendet er sich an seinen Gaaba\*\*), „ich laß ihn bitten hereinzukommen —“ und als der Gerufene, ein allem Anscheine nach reicher, russischer Jude erschien, sprach der Rabbi: „Leih dem jungen Mann da hundert Rubel, ich bitt Euch darum, und ich hoff, daß er Euch das Geld hier bei meinem Tische mit Dank zurückgeben wird: hachem jith boruch wird ihm helfen und Euch belohnen.“ Ohne ein Wort zu entgegnen, entnahm der Fremde seinem Beutel die geforderte Summe, die ich tief gerührt aus seiner Hand empfing.

\*) Gelingen.

\*\*) Leihdiener.

„Es soll Euch Glück bringen,“ sagte der Geber.

„Amen,“ sprach feierlich Rabbi Meier, und ich fühlte eine solche Zuversicht, ein so freudiges Hoffen in meine Brust steigen, als ob ich die schönste Zukunft vom Himmel selbst verbrieft erhalten hätte. Voll neu erwachten Lebensmuthes, kehrte ich nach Hause zurück, verabredete mit den Schwiegereltern, daß sie für die erste Zeit zu der jüngsten, inzwischen verheiratheten Tochter ziehen sollten, packte meine geringe Habe zusammen und reisste mit Weib und Kind in die Kreisstadt — zwar ohne bestimmte Pläne, ohne jede Aussicht, aber festes Gottvertrauen und den Segen des Rabbi im Herzen, die hundert Rubel in der Tasche und kühne Unternehmungslust im Sinne.

Bald hatte ich einen kleinen Laden mit Nürnberger Waaren etablirt. „Juden können Alles,“ pflegen die Anderen zu sagen, woher kommt es? Vor Allem weil sie müssen! Die harte Nothwendigkeit ist ihre Lehrmeisterin. So wurde auch ich aus einem Talmudjünger erst ein Propinator und dann ein Kaufmann, mit der Zeit sogar ein ziemlich tüchtiger, sachverständiger Kaufmann. Des Rabbi Segen ruhte auf meinem Geschäfte. Die hundert Rubel wurden mit Dank zurückgezahlt und dem Rabbi Meier eine schöne Gabe für die armen Glaubensgenossen in Jerusalem eingehändigt.

Ich lebte nun in einer großen Stadt; groß nicht nur im Vergleiche mit dem Dorfe, sondern auch mit meinem Geburtsorte. Hier gab es nicht nur eine Klaus, einen Rabbiner, Chedorim, eine zahlreiche Judengemeinde, sondern noch ganz andere Dinge und Institutionen, von denen ich kaum gehört, viel weniger mich je für sie interessirt hatte. Allmählich, wie meine materiellen Verhältnisse sich günstiger gestalteten, meine Sorgen wichen, erwachte auf's Neue die alte Vorliebe für Studium und Gelehrsamkeit. Wieder griff ich häufig zu den gewaltigen Schöpfungen unserer Lehrer — doch nicht mehr allein erfreute und labte sich mein Geist an dem unverfiegbaren Born ihrer Weisheit; mein elfjähriger Sohn lernte bereits Talmud, und einen scharfsinnigeren und lieberer Studiengenossen kann man wohl kaum haben! Die langen Winterabende und Sommermorgen saßen wir Beide über den alten Folianten, theuren Erbstücken nach meinem Vater, und ich nahm mit Entzücken wahr, welchen Scharfsinn das Kind besaß, wie Auffassungskraft und gutes Gedächtniß sich bei ihm vereinten, um ihn zum hoffnungsvollsten Schüler zu machen. Durch eine reichliche Mahlzeit und Geldspende für die armen Kinder der Talmud-Thora und ein Fest für Freunde und Bekannte feierte ich den Tag, da er Bar mizwah wurde. Die ältesten, gelehrtesten

Männer der Gemeinde waren begeistert von seiner Drascha, ein einstimmiges Jaschra loach lohnte die treffliche Rede, alle Anwesenden beglückwünschten mich, der ich ja stolz und erfreut sein durfte! Aber ich, wie war mir doch? Anstatt Glück und Jubel, empfand mein Herz just heute, während des Fest- und Ehrentages meines Kindes, nur bittern Groll und Furcht. „Was erwartet ihn mit all seiner Gelehrsamkeit, seinen reichen Geistesgaben? Wird er deswegen minder verachtet, bedrückt, verhöhnt werden? Wird er Ehre, Hab und Leben besser schützen können vor der Willkür und Rücksichtslosigkeit derer, die seine Ahnen und Urahnen schon gepeinigt? Oh, „Jene,“ wie hatten sie dem Rost auf Eisen gleich, sich in Blut und Seele mir eingefressen! In den schönsten und seligsten Augenblicken meines Lebens erschienen diese häßlichen Rostflecke, und mein Inneres schrie nach Rache. Ja, wenn ich mich rächen könnte: Mir wäre leichter, wohler zu Muthe. Und plötzlich stieg ein Gedanke in mir auf; wenn mein Kind, der verspottete, mißachtete Judentnabe, ihnen gleich stehen könnte an ihrem Wissen, ihrer Bildung und Lebensart, müßten sie da nicht ihm Achtung bezeugen, ihn als Ihresgleichen behandeln! Besitzen wir denn hier in Galizien nicht auch die hohen Vergünstigungen, welche Habsburgs edler Sprosse den Juden seines Reiches gewährt hat?

Dürfen wir nicht auch Schulen besuchen, studiren und — was werden? Nur Advocaten und Aerzte! Gut, mein Sohn soll Advocat werden! Der Jude ist ein geborener Gesezkenner und Ausleger. Gesez ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen; war er doch der erste, bis auf heute unübertroffene Gesezeschöpfer der Menschheit! Schwerlich wäre mir dieser Gedanke, der nach streng orthodoxen Begriffen schon der vollkommenen Apostasie gleichsah, in früheren Jahren gekommen, wohl auch nie, wenn mich das Geschick in dem stillen, weltentfernten Dorfe belassen hätte. In der größeren Stadt, wo sich bunt Verschiedenes zusammendrängte, wo der Zeitgeist sogar an das hartnäckig geschlossene Verständniß des polnischen Juden mit leisem Finger pochte, hatte sich kaum merklich, mir selber unbewußt, mein Gesichtskreis erweitert, mein Sinn war erschlossen, und aus dem zwar großen, aber doch begrenzten Kreis des Hebraismus in die Welt — in die neue Welt — hinausgeschweift, und so war jener Gedanke plötzlich in Klarheit entfliegen, doch nicht die unmittelbare Eingebung des Augenblicks.

Mein Sohn sollte Doctor, Advocat sein! Der Herr Bezirkshauptmann, der Herr Commissär, der Herr Adjunkt u. s. w. — vor allen, der polnische Edelmann sollte ihn nicht mehr ty Moszko anreden, ihn ungestraft ohrfeigen, beschimpfen, öffentlich prügeln dürfen! Er soll

sich mit ihnen auseinandersehen, verständigen, ihnen imponiren können! Gab es eine schönere, bessere und süßere Rache? Gewiß nicht! dachte ich triumphirend. Wohl war ich mir der Bedeutung des vorgehabten Schrittes, sowie der unliebsamen Folgen für meine Person nur zu bewußt. Aber alle Bedenken schwiegen vor dem einzigen, glühenden Wunsche nach Vergeltung. Ha, ha, der Gutsbesitzer hatte meinen achtjährigen Jungen auf ein Schwein setzen und das zu Tode erschrockene Kind so durch das Dorf jagen lassen, — wie wird er vor Grimm und Reid beben, wenn er ihn einst nicht als elenden, gekrümmten Raftan-Juden, sondern als angesehenen Ehrenmann wiederfindet, dem er mit höflichem Gruß und der Ausrufe „Herr Doctor“ begegnen muß! So schwelgte ich in seligem Hoffen. — Sowie es ruchbar ward, daß mein Sohn deutsch und gar polnisch lerne, flogen mir, wie ich die Klaus betrat, alle Pantoffeln an den Kopf, die in dem kleinen Raume als Fußbekleidung meiner Glaubensgenossen just vorhanden waren. Die Straf- und Moralpredigten, die nun folgten, will ich lieber verschweigen, ich ließ Alles über mich ergehen, ohne ein Wort der Vertheidigung, denn ich wußte, es gab keine! Was ich gelitten, hatte Jeder auf diese oder andere Weise ebenfalls erdulden müssen, und dennoch verharreten sie alle treu auf ihrem Posten, ihre Kinder

traten in ihre Fußtapfen: Vorläufig wich Keiner auch nur im Gedanken ein Haarbret von der Väter Lehre und Sitte. Nur ich stand im Begriffe, es den wenigen Abtrünnigen gleich zu thun. Mein ganzes Sinnen und Trachten trieb mich aber dazu. Ich konnte diesem Drange nicht widerstehen, folgte ihm, doch ohne meine Handlungsweise entschuldigen, oder auch nur beschönigen zu wollen.

Als mein Kind auf's Gymnasium kam, betrat ich die Klaus nicht mehr. Zwar wurde ich auch in dem kleinen Bethamidrosch, wohin ich mich flüchtete, mit scheelen Blicken betrachtet, da aber die Gemeinde dort aus lauter Handwerkern und sonstigen unwissenden, wenn auch sehr gläubigen und frommen Juden bestand, die große Ehrerbietung für mich, für meine tiefe Talmudkenntniß besaßen, wagte und vermochte auch Keiner mit Vorwürfen oder spizen Reden an mich heranzutreten. Ich hatte Ruhe. Aus Dankbarkeit hielt ich für sie an jedem Sabbathnachmittage belehrende Vorträge über Mischnah und Gemarrha. Eine aufmerksamere Zuhörerschaft hat noch kein berühmter Universitätsprofessor gehabt, als es die polnisch-jüdischen Amhaarazin stets gewesen und noch sind. Jene Stunden, wo eine große Schaar mit leuchtenden Blicken und glühenden Wangen meinen spitzfindigen Auseinandersetzungen tief sinniger Ausprüche, ja



einzelner Worte lauschte, die Lehre von meinen Lippen so, voll Begeisterung und Lob die geistige Spende entgegennahm, gehören zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens.

Inzwischen machte mein Sohn die schönsten Fortschritte. Demjenigen, der, mit Talent und Scharfsinn begabt, vom vierten bis zum dreizehnten Lebensjahre Hebräisch gelernt, sind die Anforderungen eines modernen Gymnasiums ein Kinderspiel. So war's auch für ihn. Er, der bis zu vollendetem dreizehnten Jahre kein anderssprachiges Buch in die Hand genommen, bestand nach zweijährigem Privatstudium die Prüfung in's Obergymnasium auf das Glänzendste.

Die Unterrichtssprache war in jener Zeit für sämtliche Schulen Galiziens die deutsche, so daß dem Vocher die Schwierigkeiten des Polnischen erspart blieben. Er behauptete sich bis zur Matura als Erster in dem Institute, war der Liebling der Lehrer, von den Mitschülern gesucht und geschätzt, da er mit collegialem Rath und Beistand nie kargte. Wie stolz fühlte ich mein Herz schlagen, wie unaussprechlich beglückt war ich, zu sehen, daß in dem bescheidenen Judenheim die Söhne polnischer Edelleute — vornehmer und reicher, als es mein einstiger „Herr“ gewesen — aus- und eingingen, mein Kind wie einen der ihrigen behandelten, mich,

den Juden im Raftan, auf offener Straße höflichst grüßten! Ich war für sie nicht mehr der „ty Herszko“, oder gar: ty zydzie parszywy“, sondern „pan Weliner“. — In jenen Jahren wurdest Du, meine Lea, jetzt die Einzige, als mein drittes Kind geboren.

Nur meine Frau konnte den Schmerz über die veränderten Lebensziele ihres Sohnes und die dadurch bedingte Lebensart desselben nicht verwinden. „Er ist kein Jude mehr,“ klagte sie leise, aber häufig, „er entweicht den Sabbath, er verkehrt mit Goim, er liest Bücher, in denen Schlechtes und Falsches von seinem Volk geschrieben steht, und wenn er auch jetzt, so lange er noch in unserem Hause, unter unseren Augen lebt, die Jüdischkeit nicht aufgibt, so wird dies doch anders, schlimmer werden, sobald er in die Hauptstadt, auf die hohe Schul' kommt.“ Ich mußte ihr Recht geben, es war Alles wahr, was sie da vorbrachte, und dennoch — mir blieb das Bewußtsein der gesellschaftlichen Erhöhung ein kühlender Strahl für das Feuer, welches mich Jahre lang verzehrte. Wenn ich jedoch jenen Bedenken und Bekümmernissen meiner Gattin keinen Widerspruch entgegensetzen konnte, so glaubte ich ihre fernere Ueberzeugung, daß: „die Freundschaft und Höflichkeit, ja Vertraulichkeit der andersgläubigen Kollegen nichts weiter als Heuchelei und Trug sei, erzwungen in der

Absicht, den genialen Studiengenossen auszunützen, durch die Nothwendigkeit, jederzeit bei ihm Hilfe und Belehrung zu suchen, hinter welch' falschem Scheine das scharfe Mutterauge den alten Haß, Verachtung und Grimm über das „Emporkommen“ des „Zydek“ deutlich erkannte, entschieden verwerfen und verlachen zu dürfen. Sie sah mit dem Herzen, ich nur mit dem Verstande, und sie behielt Recht! In unbarmherzigster, grausamster Weise sollte ich darüber belehrt werden.

Nach dem mit Auszeichnung bestandenen Maturitäts-examen bezog mein Sohn die Universität in der alten Jagellonenstadt. Er hatte mich auf mein Verlangen, ganz im Geheimen, deutsch lesen und schreiben gelehrt, aber als er mich beim Abschiede bat, mit ihm doch lieber in deutscher Sprache zu correspondiren, gab es mir einen Stich in's Herz.

„Warum nicht hebräisch, mein Kind?“ fragte ich.

„Zur Uebung für Dich, Vaterleb,“ lautete die zögernde Antwort.

„Wäre dies nicht mit Bezug auf das Hebräische für Dich angezeigt?“

„Ich glaube nicht, Vater,“ war die Entgegnung, „was thu' ich mit meiner Kenntniß der altbiblischen Sprache? Sie ist nur ein überflüssiger Ballast auf dem neuen Lebenspfade.“

„Er ist kein Jude mehr,“ tönten mir der Gattin Worte im Ohre. Ich versuchte mich selber zu trösten: er ist noch jung, das Neue und Glänzende, die farbenreiche Zukunft blendet ihn, und so übersieht er den eigenen schimmernden Schatz. Wenn erst höhere Bildung, reiche Erfahrung, vertiefte Menschen- und Weltkenntniß sich ihm aufthun, wird er, bereichert mit den fremdartigen Errungenschaften, in den alten, heimischen Hafen, zu dem verlassenen Besitz zurückkehren.

Obwohl er Tephilen und Gebetbuch mitnahm, für die hohen Feiertage jedes Mal nach Hause kam, das Gotteshaus besuchte und auch sonst nichts that, was das Aergerniß der Frommen erregen konnte, blieb ein Stachel in meiner Brust zurück. Für „Jene“ nur sollte er der Moderne, der Doctor sein, doch für sein Haus, seine Gemeinde, sein Volk stets Jude und vor Allem Jude bleiben. Wird es auch so sein? fragte ich mich ängstlich. Habe ich nicht zu rasch, zu unvermittelt ihn aus dem einen Ideen- und Anschauungskreise in den andern, so grundverschiedenen, verpflanzt? Der Schütze kann den Pfeil vom Bogen lassen, den Flug bestimmen liegt nicht in seiner Hand.

War wenigstens der Zweck meines gewagten Thuns erfüllt? Genosß mein Sohn auch wirklich die Achtung und Anerkennung der polnischen Umgebung? Sahen

„sie“ in ihm nicht den Juden nach ihrer Auffassung, sondern lediglich den gebildeten, gleichwerthigen Mann? Diese Fragen und Zweifel folterten mich Tag und Nacht.

Ich verlieh ihnen Ausdruck in meinen Briefen, sowie in den Gesprächen während unseres zeitweiligen Beisammenseins. Er äußerte sich befriedigt, ja, mehr als das, entzückt, überschwänglich über seinen Verkehr mit den jungen und älteren Polen seines Aufenthaltsortes. Er sprach von dem Schicksal dieses Volkes, seinen Hoffnungen und Bestrebungen, mit einer Wärme und Hingebung, die mein Herz mit unsagbarer Bangigkeit erfüllte. „Er gehört ihnen mehr als uns, und ich fürchte, er ist schon ganz der ihre,“ sagte mein Weib mit tiefen Seufzern und Thränen in den Augen.

„Glaubst Du an die Aufrichtigkeit ihrer Gefühle?“ fragte ich meinen Sohn.

„Gewiß, Vater,“ es klang so zuversichtlich und vertrauensvoll. „Unter uns gesprochen, Vater, man kann es den feingebildeten, weltmännisch erzogenen Edelenten und auch Bürgersöhnen nicht verargen, wenn sie dem Juden hierzulande nicht gewogen sind. Sie — lebensfrohe, mit dem Zeitgeist fortgeschrittene Menschen — jener eine vordreitausendjährige Mumie, vertrocknet und verknöchert in den alten, geheimnißvollen Salben seiner Lehren und Bräuche.“

„Kindleben, es thut mir weh,“ solches aus Deinem Mund zu hören,“ sagte ich vorwurfsvoll. „Du weißt wohl, daß der Jude Herz und Gemüth, Temperament, Geist und Wissen besitzt, — wenn auch das Alles bei ihm anders geartet, in anderer Weise zum Ausdruck kommt.“

„Die Mumien unter einander verstehen sich eben,“ meinte er lächelnd „jedoch in das Reich der Lebenden eingetreten, können sie keine Fühlung mit ihnen erlangen, können weder verstehen noch verstanden werden. Lasset uns das Mumienhafte abstreifen, lasset uns so leben und denken, reden und wandeln wie die Völker, in deren Mitte uns die Vorsehung oder der Gang der Weltgeschichte gestellt, und bald sollen die häßlichen, demüthigenden Unterschiede verschwinden, die Noth und Unglück für uns im Gefolge haben müssen; bald soll die jüdische Gesammtheit vor Vernunft und Gesetz, vor der öffentlichen Meinung und dem Gefühle der Andersgläubigen den bis jetzt vereinzelt Ausnahmen dieses Volkes gleichgestellt werden!“ Tiefste Ueberzeugung, der redlichste Glaube an Gerechtigkeit und Menschlichkeit sprach aus seinen Worten.

Ich war beruhigt — nach zwei Seiten; denn nicht nur fühlte sich mein Sohn fest in dem Ansehen der herrschenden Bevölkerung, das er voll und ganz ver-

diente; sondern ich hatte auch den einzig klugen und für die Zukunft der Juden heilbringenden Weg betreten, indem ich mein Kind auf neue Bahnen hinleitete. Aus dem Labyrinth von Noth und Verachtung wies ich meinem Volk den Ausgang in die Sphäre des Glückes und der Ehre. In solchem Bewußtsein floß friedlich die Zeit für mich dahin, und die Ahnungen und Besorgnisse meiner Frau machten keinen Eindruck auf mein Gemüth. Da — wie Hiob inmitten seines Glückes — traf mich ein Schlag, der Alles, was ich bis dahin erlebt und erlitten, weit übertreffend, mein ganzes herrliches Gehäude der Hoffnungen, Wünsche und Pläne in grause Trümmer legte.

Es kam ein Tag, der vierte und gräßlichste in meinem Leben — jenem gleich, da eines Mörders Stahl des Bruders Herz getroffen, aber unendlich qualvoller. Ein Tag, der mein Vaterherz aus tausend Wunden bluten machte und für immer mit ungefülltem Weh mein Dasein tränkte.

Mein Sohn, das Kleinod meines Herzens, der Stolz meines Geistes, meiner Sinne Freund' und Wonne, war todt, ein Selbstmörder! Ich erzähl' das jezt nur so, und mir selber dünkt, ein Anderer spreche von meinen Leiden. Jene Stunden, Tage und Jahre, sie könnten nur mit eines Dichters Worten geschildert werden.

Des Sängers Mund birgt der Wahrheit Junge. Seine Bilder sind keine Symbole, sie sind Wirklichkeit, nicht für die Sinne, doch für die Empfindung. Nur Dichter schildern Schmerz und Liebe treu, wie sie Beide in uns wogen und weben. Das Feuer, von dem sie uns erzählen, es brennt in unserm Innern, nicht bildlich, nein, in heller, glühender Lohe, dann ergießt sich ein Thränenquell darüber, eine endlose, schier unversiegbare Fluth. Sie läßt einen schwarzen Trümmerhaufen in unserer Brust zurück, aber bald sprüht ein Funke aus diesen scheinbar todtten, verkohlten, thränengetränkten Nesten, und ehe wir uns versehen, brennt außs Neue die Flamme, glüht und verzehrt uns, bis neue Ströme sie löschen; wieder, stets wieder kommen Beide, bis zuletzt das rothe Herzblut herausquillt und das tobende Feuer für ewig zur Ruhe zwingt.

Am Simchath thora, an dem schönen, sinnigen Feste, wo die Judenheit von Freude und Dank erfüllt ist, für die zwiefach herrlichen Gaben der Geistes- und Leibesnahrung, mit der sie ihr Gott und König einst reich gesegnet, an dem Jubeltage kam die Nachricht, die wie ein Blitz meinen Lebensbaum zerstörte. Wohl treiben seine Wurzeln noch hoffnungsvoll grüne Zweige, doch die Krone, das Haupt frei in die Lüfte ragend, ist für immer dahin, niedergeschmettert von des Ge-



schickes wuchtiger Faust, durch den tückischen Sinn der Feinde!

Ich hatte ihn verloren, und die meinen Sohn in den Tod, in die schwere Sünde des Selbstmordes getrieben, sie waren mir längst wohl bekannt, aus Stadt und Dorf, aus Dorf und Stadt, sie begleiteten mich mein Leben lang, von der Wiege bis . . . bis . . . nun, doch nur bis zum Grabe! Oder haben sie noch darüber hinaus Gewalt über uns? Sieht es auch, dort Juden und Nichtjuden, Schlachtcien und Propinatoren, Herren und niedere Knechte?! Die Verzweiflung verwirrte mein Denken. Ich fühlte des Wahnsinns Krallen in meinem Hirn. 'Du hast Dein Kind umgebracht,' schrie es in mir, sprach es aus den Augen der Mutter, die so lange den geliebten Sohn beweinten, bis ihr Licht erlosch, und die Schwergedrückte, eine Lebendig-Todte, eine blinde, gebrochene Greisin langsam dem Grabe zuwandte.

'Ich habe versucht, was Niemandem Böses und Vielen Heil, Erlösung aus Schmach und Erniedrigung bringen sollte,' suchte ich mich vor diesen Anklagen zu vertheidigen, — und mein Thun, es hätte Segen bringen können, wenn . . . O, warum konnte ich mich nicht auf jeden Einzelnen dieser Räuber und Mörder an der Ehre, dem Leben, Hab' und Gut, an dem Glück und

Frieden unschuldiger Menschen, mit der ganzen Wucht meiner Verzweiflung stürzen, sie mit meinen Händen erwürgen, da edle Rache unmöglich war! Wenn es ein Gefühl gab, das stärker als mein Schmerz, so war es der Zorn über meine Ohnmacht. Die spanischen Inquisitoren erfannen stets neue, schauerhafte Martern für uns, war denn nicht dies Land hier für den Juden eine einzige große Folterkammer, darin der Henker so viele, und wurden wir nicht täglich, stündlich, den raffiniertesten Qualen ausgesetzt?! Jene peinigten den Leib, diese hatten sich mit satanischer Bosheit den besseren Theil, die Seele erwählt, die sie zwickten und brennen und rädern, dabei gewinnen sie den Vortheil, ihre Opfer lange zu erhalten, denn die Seele ist ein ausdauernd Gebild. Ja, mit festen, schier unzerreißbaren Banden sind wir auf die Folterbank gespannt und können kein Glied rühren zur Vertheidigung, zur Rettung!

In einem räthselhaften Schreiben, dem letzten von seiner Hand, kündigte mein Sohn das Unglück an. Mehr als 35 Jahre sind seitdem verstrichen, aber ich weiß noch jedes Wort. Denn lange, lange Zeit hindurch bildete dies Blatt meine einzige Lectüre:

'Mutter, Du hast Recht behalten. Bei den Juden, bei seinem Volk soll der Jude bleiben! Er mag auf alten, trauten Pfaden neue, duftende Blüthen pflanzen,

doch herausgerissen aus der Bahn, in die ihn Gott und Schicksal stellte, muß er zu Grunde geh'n an eigner oder fremder Schuld. Geliebter Vater, Dein großer, edler Plan hatte einen kleinen Fehler, über den mein Tod Dich aufklären wird, und so werde ich damit mehr, unendlich mehr gewirkt haben, als mit dem längsten Leben. In dieser letzten Stunde meines Daseins, erkläre und behaupte ich vor Gott und Euch, daß ich rein und schuldlos, als Ehrenmann — nicht nur nach allgemein modernen Begriffen — sondern auch nach den strengen Anschauungen unserer Weisen, deren erhabene Lehren meine Kindheit verschönten, in den freiwilligen Tod gehe. Und weil ich ein Ehrenmann bin und über das Grab hinaus bleiben will, darf ich jetzt das Geheimniß meines Lebens und Sterbens Keinem — auch Euch nicht — enthüllen. Doch es ruht des Räthfels Lösung in einer treuen Freundesbrust. Derjenige, dem als halben Leidensgenossen und Juden die Geschehnisse mit ihren für mich unausweichlichen Folgen bekannt sind, wird auch, so bald Zeit und Stunde kommt, Euch Aufklärung geben. Mir ahnt, ich bin nur der Erste einer langen Reihe von Opfern, die als ‚Versuchsobjecte‘ in dem fieberhaften Verlangen nach Besserung, nach Heilung noch fallen müssen. Aber aus unserm Schweiß und Blut wird der Baum der Erkenntniß sprießen und

mein Volk, das jetzt erst in seiner ganzen, ehrfurchtgebietenden Hoheit vor mir steht, von dem Glorienschein des tausendjährigen Martyriums umstrahlt, es wird den rechten Weg, die einzig untrüglichen Mittel finden zur wahren, dauernden, vollständigen Genesung. —

Die Lösung kam. Nach dem für Galizien stürmischen Jahr 1863, als das letzte Aufflackern des polnischen Freiheitsdranges, des Strebens nach staatlicher Unabhängigkeit, erstickt ward, den Rebellen nichts mehr schaden oder nützen konnte, brachte mir der Freund mit den letzten Grüßen meines Sohnes Kunde von den Ereignissen, die sein tragisches Ende herbeigeführt.

Noch zu jung, um die erhabene Größe unserer eigenen Cultur, unserer glorreichen Vergangenheit zu erfassen, um so weniger, als der jüdische Unterricht keine Parallelen, keinen Hinweis und Vergleich kennt, lediglich in den Gegenstand als selbstständiges, für uns einziges Studium vertieft, jede Gegenüberstellung und Schlußfolgerung verschmäht, hatten sich Gemüth und Sinn des Kindes mit rückhaltloser Bewunderung der fremden Geisteswelt erschlossen, in der ihm die strengen, fast überirdischen Züge der eigenen, heiter und mild verklärt, voll Klang und Duft entgegentraten. Zu jung und unreif, um in dem goldenen bekränzten Becher den zwar versüßten, doch auch schmähsch verwässerten, eignen

Wein zu erkennen, berauschte sich sein Wesen an dem sinnbethörenden Reiz der neuartigen Erscheinungen. Ungetheilt gab er sich hin, schloß sich mit allen Fasern seines Herzens den neu gewonnenen Brüdern an, ward ganz der ihrige. Als solchem ward auch ihr Leid das seinige, ihr Planen, Hoffen und Streben erfüllte auch seine Brust. Im Thun und Handeln wollte er den heiligen Ernst seiner Gefühle erhärten. Die Zeit war just danach.

Geheimnißvoll wogte es im ganzen Lande, von Ost nach West, von West nach Ost. Noch einmal rüstete sich der Arm zum Kampf gegen Vergewaltigung und Uebermacht: Der Aufstand wurde vorbereitet, überall geheime Comités gebildet, Parolen ausgegeben und Vorkehrungen getroffen. Der Hauptsitz der Verschwörung befand sich in der alten Universitätsstadt, ihr thätigstes Mitglied war mein unglücklicher Sohn. Sollte es nur die Feuerprobe für die Echtheit seiner Gefühle sein, oder geschah es im Hinblick auf seine Klugheit und Besonnenheit, genug, er wurde von den leitenden Geistern mit den schwierigsten, gefährvollsten Missionen betraut, legte die untrüglichen Beweise blinder Ergebenheit, Treue und Ehrenhaftigkeit, sowie kühnen Muthes an den Tag und war der Liebling der besten Patrioten, deren heiße Wünsche für Polens Sieg und Auferstehung er von ganzem Herzen theilte.

Plötzlich, auf der Höhe der Vorbereitungen und der entflammten Begeisterung, als das Zeichen zur allgemeinen Erhebung nahe bevorstand, verschwanden aus der geheimen Kanzlei der Anführer wichtige und äußerst gravirende Documente. Die Verwirrung, das Entsetzen war groß. Der Verdacht wandte sich sofort und einhellig gegen den Juden. Nichts zeugte wider ihn, Alles für ihn. Hatte er nicht ohne Mitleid und Rücksicht für seine Eltern, für sein eigenes, junges Leben, bis dahin die Gefahren der Rebellen getheilt? Was konnte der Verrath ihm bringen, das er nicht auch so schon besaß? Vermag ein Mensch solche Verstellung und Heuchelei zu üben, wie sein ganzes Gebahren gewesen wäre? War er nicht gebildet und hochsinnig genug, um Spionage und Verrätherei weit von sich zu weisen? Doch man fragte nicht danach: Du bist ein Fremder, sprachen sie zu ihm, ein solcher allein könnte es thun, Du bist ein Jude, und Du hast es gethan! Umsonst wies er, auf's Tiefste getroffen in seiner Mannesehre, in seiner selbstlosen Hingabe, die schmachvolle Anklage mit gerechter Entrüstung zurück; einen Beweis, der einzig und allein im Judenthum bestand, konnte keine Macht der Erde widerlegen oder entkräften, dafür gab es keine Gegenbeweise, kein Alibi, keine Entlastungszeugen. Wie sollte er Rechenschaft fordern, für den schimpflichen Verdacht?

Aus Jahrhunderte langem Vorurtheile fließende Ueberzeugung läßt sich nicht im Zweikampf mit Säbel und Pistoie vernichten. Sie ist eine vieltausendköpfige Hydra, und angegriffen, wächst sie in's Ungeheuer. Es fiel wie Schuppen von seinen Augen — ein Fremder — nach Allem, was er gesagt, was er empfunden, was er geleistet und erstrebt, nichts mehr als ein Fremder und — ein Jude! Wo war die Zusammengehörigkeit und Brüderlichkeit, wo das Gemeinsame der Interessen, früher bei jeder Gelegenheit so feierlich wiederholt, jetzt plötzlich ohne Zaudern und Bedenken widerrufen, verleugnet! War Alles nur Lug und Trug gewesen? Hatten sie sich selber oder nur ihn getäuscht?

Aus diesem Ansturm quälender Fragen rang sich sie alle übertönend, der vernichtende Ruf: Du bist in ihren Augen ein Spion, ein Verräther, ein — Dieb!“ Welche Sühne darauf stand, war ihm wohlbekannt. Im Bewußtsein seiner Unschuld sträubte er sich dagegen, den Tod von ihrer Hand als Strafe zu empfangen — freiwillig beschloß er, aus dem Leben zu gehen, selber wollte er sich richten für das einzige Verbrechen, sein Volk verkannt und verlassen zu haben!

Ich zog aus der Stadt, aus dem Hause, wo er mit uns gelebt, wo er groß geworden, weit weg gen Osten, nach K. trug ich mein brennendes Weh. Eine

Epidemie entriß mir das zweite Kind, ein liebliches Mädchen, ich trauerte kaum um sie. Nach einem stillen, glücklichen Leben, ohne Leid und Schuld, hatte sie Gott zu sich gerufen. Nun konnten ihr die Feinde nichts mehr anthun, sie war geborgen, in der einzigen, sichern Zufluchtsstätte der Juden. Wie zum Hohn begünstigte mich das Geschick in allen geschäftlichen Unternehmungen. „Weil ich so klug und arbeitssam, in meiner Lebensführung so anspruchslos sei,“ behaupteten die Leute. Ach, meine Klugheit hatte mir sonst nur Jammer gebracht, und meine Arbeitslust war jetzt nur ein Betäubungsmittel für den rasenden Schmerz meiner Seele! Meine Geschäfte brachten mich jeden Tag in Berührung mit denen, die meines Unglücks Schöpfer waren, die ich mehr haßte als Sünde und Abfall. Ich mußte demüthig und ergeben sein, ihnen schmeicheln, dienen, sie als meine edlen Herren preisen, denn auf Schritt und Tritt hing der Jude von ihnen ab. Die Segnungen des österreichischen Regimes, sie flossen uns nur durch die Hand der Polen zu. Mit der dem Lande gewährten Selbstverwaltung blieb für die Juden der Kern der Sache der unverändert alte, wenn auch die äußeren Umstände andere wurden.

Eines Tages erschien in meiner Wohnung ein jüdischer Schlachtzien-Makler, das heißt, eine jener er-



barmenswürdigen Figuren, die ohne Beruf in dieser an Erwerbsmöglichkeiten so armen Provinz, sich zum niedersten Sklaven der Ueberhebung, der Launen und Maßlosigkeiten polnischer Edelleute hergaben. Für Erfüllung seiner tollen Wünsche und Einfälle, zur Beschaffung der nothwendigen Mittel für Befriedigung seiner verüchtigten Verschwendungssucht, zu tausend großen und kleinen Diensten, war dem Schlachic seit jeher der kluge, geschmeidige, stets Rath findende Jude dem ein Wort, ein Blick genügte, um die Situation zu begreifen, der die unausgesprochenen Gedanken von der Stirn lesen konnte — ein unentbehrliches Requisit. Er war auch sein und seiner Familie, ja des ganzen Hausgesindes Hofnarr — der gelehrige Pudel, den, wenn man sich satt gelacht, oder schlecht gelaunt war, ein Fußtritt oder die Peitsche fortjagte.

„Neb Hirsch,“ fragte der Makler, „möchtet Ihr nicht ohne Mijsco ein paar Gulden verdienen?“

„Warum nicht!“ gab ich gleichgiltig zurück — mich freute kein Verdienen mehr, ich that's maschinenmäßig, weil ich sonst nichts in der Welt zu thun hatte. „Was für ein Geschäft wollt Ihr mir antragen?“

„Der Gutsbesitzer von D. sucht einen größeren Geldebtrag als Hypothek auf seine Güter, er braucht

ihn bringend und will gerne hohe Zinsen zahlen —“ erklärte mir der Makler.

Ich sollte einem von Denen freiwillig einen Dienst leisten, ihm aus einer Noth oder auch nur aus einer Verlegenheit helfen? Nicht um alles Gold des Erdballes!

„Geht, geht, ich mach' nie solche Geschäfte,“ rief ich kurz und heftig.

„Es ist schade,“ meinte der Andere, „er wird mich quälen, er wird noch oft leihen wollen, denn er is ein arger Kartenspieler und Lebemann, jetzt will er auch mit dem Gelde nach einem Orte reisen, wo man Millionen verspielt.“

Mich durchzuckte es bei diesen Worten, ein Gedanke stand vor meiner Seele. Dieser Pole und noch mancher mit ihm will in sein Verderben rennen, reiche Deine Hand dazu und Du wirst Rache haben, Rache, nach der Dein Herz umsonst bis heute lechzt.“

Dieser Gedanke und daß ich ihm willig folgte, war weder edel noch großmüthig, ich bin mir dessen wohl bewußt, aber nach allem Vorangegangenen nur menschlich und begreiflich. Die Handlungsweise der Völker ist nicht danach angethan, die Juden zu Engeln zu erziehen. Und ich rächte mich! mit der ganzen wilden Wuth meines Hasses richtete ich die Opfer zu Grunde, die ihr

Geschied und ihr Charakter in meine Hände gab. Einer nach dem Andern verlor sein Erb und Gut, dessen einer Theil verjubelt, der andere als Zins und Zinseszins in meine Tasche geflossen war. Ich kehrte mich nicht an das strenge Verbot der Zinsnahme in unserer Schrift. Ich wollte nicht daran denken, mein Haß war stärker als meine Frömmigkeit: Doch behielt ich das gewonnene Geld nicht für mich. Mit voller, freigebiger Hand vertheilte ich es an meine armen Glaubensgenossen, die unter dieses Landes und seines Volkes Joch so bitter seufzten. Sie durften es nehmen, sie kannten seinen Ursprung nicht, ich aber nahm alle Gewissensschuld auf mich. Was ich in redlichem Handel mit rastloser Arbeit gewann, durch eine höchst bescheidene Lebensweise ersparte, war mein Eigenthum und wuchs mit der Zeit zu einem Vermögen an — zu einem Vermögen, nach den Begriffen polnischer Juden, die oft mit einem Capitale von hundert Gulden ihr Leben lang Geschäfte betreiben, dabei sechs Kinder ausstatten und verheirathen.

An jedem Tage, in jeder freien Stunde nahm ich das letzte Schreiben meines verlorenen Sohnes zur Hand und las und überdachte den Satz:

„Dein großer, edler Plan hatte einen kleinen Fehler —“ mein Sinnen und Trachten ging nun dahin, so weit es in meinen Kräften stand, diesen Fehler aus-

zumerzen. Das schwere Lehrgeld sollte ich nicht umsonst gezahlt haben! Ich hatte keinen Sohn mehr, mein einziges Kind war ein Mädchen. Aber steht nicht geschrieben: Der Reinheit und Treue Eurer Frauen werdet Ihr die Erlösung verdanken? Meine Lea sollte die treueste Tochter ihres Volkes werden — aber nicht wie ihre Mutter und Großmutter, in gedankenloser, anbefohleener, gewohnheitsmäßiger Anhänglichkeit, sondern im vollen Bewußtsein seines Werthes, mit tiefer Erkenntniß der unvergleichlichen, wie unvergänglichen Bedeutung seiner Geisteskräfte, in Verehrung der glorreichen Vergangenheit, mit heißem Wunsche für eine ebenso ruhmvolle, doch glücklichere Zukunft.

In diesem Sinne beeinflusste ich ihre Erziehung, wählte ich den Gatten für sie. In der Art und Weise, wie sie die geistige Entwicklung und Ausbildung ihrer Kinder leitete, erblicke ich die Früchte meiner besseren Erkenntniß. Diese Kinder mögen nun, frei von Jorn und Haß, der rückwirkend — auch mein Leben brach, in rastloser Verfolgung des unverrückbaren Zieles, den verbesserten, fehlerfreien Plan auf dem einzig möglichen und richtigen Wege mit Gottes und eigener Hilfe zur Ausführung bringen!“

Der Greis ist zu Ende mit seiner Erzählung. Wie in großer Müdigkeit schließen sich die Augen, die Züge

von Schmerz und leidenschaftlicher Erregung erfüllt, glätten sich, Ruhe steigt in die bewegte Brust, und wie er jetzt den Blick erhebt, strahlt daraus innige Liebe für die Menschen, die ihn da in stiller Verehrung umgeben.

Mit wehmüthiger Theilnahme haben Alle die Beschreibung der erschütternden Schicksale angehört; Thränen überfluthen Frau Lea's sanftes Gesicht, strömen aus Mirjams dunklen Augen.

„Wie mag es wohl dem verschollenen Bruder ergangen sein?“ fragte Ettelsberg gedankenvoll.

„Ist er treu und unentwegt beim Judenthum geblieben, dann war sein Loos dem meinen gleich, wenn auch in anderer Gestalt,“ sagt Reb Hirsch in bestimmtem Tone — „doch mir ahnt, in dem gebildeteren und freierlichen Deutschland hat er sich weit davon entfernt, er oder seine Nachkommen, denn das ist des Golumbus Juden Art, daß nur Blut und Thränen der Kitt sind, ihn mit seinem Volke zu verbinden.“

Ob er noch auf der Erde weilt? Ob je mich das Geschick mit seinem Kind oder Kindeskind zusammenführt?“ murmelte der Greis leise vor sich hin.

„Mein Vater ist, soviel ich weiß, in Leipzig geboren und in Deutschland viel herumgekommen. Es mußte ihm ein Leichtes sein, genaue Nachforschungen an-

zustellen,“ beantwortet gleichsam die sehnstüchtige Frage der deutsche Freund.

„Es wäre mir ein Trost und eine große Freude am Abend meines Lebens, könnte ich die einzigen Blutsverwandten, die ich besitze, vor meinem Tode sehen, ihre Hände in die meiner Kinder legen.“

Fritz Ettelsberg kommen die Worte in den Sinn, welche in den ersten Tagen seines Hierseins über Reb Hirsch gesagt worden: derjenigen, die ihn rein und fest, wie in Erz gegossen vor sich sehen, giebt es eine kleine Schaar, Alle kennen, nur Jene verstehen ihn.“ Nun gehörte auch er zu diesen Wenigen, und seine Achtung und Liebe für diesen Märtyrer, für diesen Streber in des Wortes bester Bedeutung, ward nur um so stärker. Er beschließt im Stillen, Alles daran zu setzen, um dem verehrten Manne die ersehnte letzte Freude auf Erden zu ermöglichen. Fast ihm selber unbewußt, gesellt sich eine vage Hoffnung zu dieser Absicht.

Sobald die Schauer des Jom Kippur vorüber sind, versetzt die lebhafte Phantasie des polnischen Juden ihn in die Freuden der Ernte. Vor zweitausend Jahren wurde er im Säen und Ernten gestört; um nicht aus der Rolle zu fallen, macht er es wie die großen Helden: darsteller, die während der Zwischenakte, in ihrer Garderobe eingeschlossen, in Gedanken ihr Spiel weiter spinnen, um bei Aufgang des Vorhanges mit früherer ungeschwächter Kraft der Begeisterung ihre Aufgabe fortsetzen zu können. Er dankt Gott von ganzem Herzen für die reichen Gaben, die Er ihm in Feld und Garten, in seinen Weinbergen und bei seinen Heerden — beschert hat? Nein! bescheren könnte, beschert hätte und gewiß noch bescheren wird!

Denn, wie sagte doch Beaconsfield: „Ein Stamm der fortführt, seine Weinlese zu feiern, obgleich er keine Trauben zu lesen hat, wird seine Weinberge wieder gewinnen.“ „Hütten sollt Ihr Euch bauen,“ und er befolgt getreulich das Gebot; in den engen Hofräumen,

auf dem Dachboden — fast jedes jüdische Haus hat einen „Schlag“ d. h. das Dach ist so eingerichtet, daß es an einer Stelle in der Länge und Breite von paar Metern geöffnet werden kann, — macht er einen Bretterverschlag, der bewegliche Dachtheil geht in die Höhe, grünes Laub wird darüber gelegt und in diesem lustigen Raume genießt man acht Tage lang jede Nahrung, ja, bis vor gar nicht langer Zeit schlief drin auch der fromme polnische Jude. Unbekümmert um die Unbilden des garstigen Klimas in Galizien, wo es, wie das Sprichwort sagt: neun Monate Winter und drei Monate kalt ist, zitterte er sieben Nächte unter seiner Decke; jetzt tropft der Regen durch das Blätterdach lustig in seine bescheidene Schüssel, aber das vermag seine Freude nicht zu stören, er merkt es kaum, ihm lächelt die Sonne der Heimat, seine Hände lieblosen all' die Tage Frucht und Laub vom Libanon; mit frommer Lippe segnet er und seine ganze Familie jeden Frühmorgens des Sukkotfestes die duftigen Boten, die das Vaterland ihnen zum Gruß und treuen Gedanken sandte.

Die letzten drei Tage sind die wichtigsten. Da ist zuerst Hoschanah rabba — eine Wiederholung aller Gebete des Laubhüttenfestes, der Tag an dem die Geschicke des Juden — am Rosch Haschana und Jom Kippur beschlossen — fest und unwiderruflich besiegelt werden.



Der Bedeutung dieses Tages entsprechend trägt auch der Chasan\*), als Fürsprecher der ganzen Gemeinde, über den Feiertagsgewändern das Todtenhemd wie am Jom Kippur und sendet einen letzten flehenden Appell an Gottes Gnade und Barmherzigkeit zum Himmel. Schmini Mereth versammelt noch einmal die ganze Gemeinde zu den Schlußgebeten und leitet hinüber zu Simchath Thora, dem Tage, an dem der letzte und gleich hinterher wieder der erste Wochenabschnitt gelesen wird. An den beiden Abenden tragen alle älteren Baalbatim der Reihe nach die Thorarollen in feierlicher Runde um den Synagogensaal herum. Man kann sich nichts Seltsameres und Ergreifenderes vorstellen, als diese Simchath-Thora-Abende in einer galizischen Klaus oder in einem Bethamidrosch! Wie in einem Freudentaumel befangen, singen, tanzen und springen die Frommen in den Gotteshäusern mit dem Sepher-Thora im Arm. Mit zärtlichen, liebevollen Blicken betrachten sie ihr Kleinod, das Letzte, das ihnen von aller einstigen Macht und Herrlichkeit geblieben, als das Kostlichste von Allem; das Einzige, das sie aus Kampf und Blut, aus Schutt und Trümmern gerettet! Die Thora — das ist für den polnischen Juden jene Liebe, über die er lange

\*) Vorbeter.

Jahrtausende hindurch „himmelhoch jauchzte und zu Tode betrübt“ war. Der er in alle Ewigkeit treu bleiben wird, denn sie ist „stark wie der Tod“.

Und so drückt er denn am Simchath-Thora sein einziges Lieb' — aus der tausend Strahlen das Leben und was seinen Inhalt ausmacht, beleuchten und verschönern — an seine Brust. Er hat sie in Sammt und Seide gehüllt, ihr eine schimmernde Krone auf's Haupt gesetzt, denn sie ist die Königin seines Herzens.

Moses Heß' Worte: „Der fromme Jude ist vor Allem jüdischer Patriot, denn die jüdische Religion ist vor allen Dingen jüdischer Patriotismus,“ sind dem polnischen Juden aus der Seele gesprochen.

Am Simchath-Thora, in seiner höchsten Freude, gedenkt er mit Sehnsucht des fernen Vaterlandes, und es ist wahrhaft rührend, zu hören, wie der kleine Reb Gerschon in ekstatischer Verzückung immerfort ruft:

„Laßt uns geh'n, laßt uns geh'n,“ wobei er, rechts und links zwei Freunde fassend, vorwärts stürmt.

„Laßt uns geh'n,“ er sagt nicht, wohin! Wozu? Ist das nicht selbstverständlich?! nach der Heimat, nach Erez Jsrael, nach Jeruscholaim, „laßt uns geh'n!“

Am Vorabende des Hoschanah rabba ist es üblich, die ganze Nacht im Bethamidrosch oder in der Klaus', beim Mischnah-Thora-Studium zuzubringen. So sehen

wir denn auch „Rabbi Fiszhol's Klaus“, so benannt nach dem gottesfürchtigen, hochgelehrten Stifter, dicht gefüllt von alten und jungen Männern, die einzeln und in Gruppen über die Folianten gebeugt, den Oberkörper leise wiegend, mit tief ernstem Blick in den Inhalt des letzten Buches Moses vertieft sind. Die Stunde ist ziemlich vorgerückt, allmählich greift Ermüdung Platz, die Folge der geistigen Ueberanstrengung und späten Nachtwache. An dem obern Ende des langen Raumes, nahe der Thora-Lade, ist man noch ganz bei der Sache, doch unten, zwischen Ofen und Thüre sieht es schon bedenklich aus. Da ist sogar das silberhaarige Haupt eines alten vertrockneten Männleins just auf das Blatt gesunken, wo des großen Moses Segen sein Volk erhebt und stählt. Ach, der Schläfer hier hat in seinem ganzen Leben außer diesem gedruckten, keinen Segen gekannt. Aber alle Noth und Drangsal konnte ihm den festen Glauben nicht nehmen: „Daß Dich der Ewige, Dein Gott, zurückbringt in das Land, das Deine Väter besaßen, und Du es besitzest und er Dir wohlthut und Dich mehret mehr als Deine Väter, und der Ewige Dein Gott wird Dir Ueberfluß geben in allem Werk Deiner Hand, denn der Ewige wird sich wieder freuen über Dich zum Guten.“ Daß die Prophezeiung leider nicht an ihm in Erfüllung ging, trägt er in Demuth und Er-

gebung: „dann wird's mein Sohn erleben,“ sagt er zuversichtlich. Zwar so sagte auch sein Vater und Großvater. „Und einmal muß es doch kommen,“ hat er vor kaum einer Weile dem jungen Zweifler nebenan versichert.

Hinter dem riesengroßen, weiß übertünchten Ofen hockt unser Bekannter — Reb Mathes, unweit Mendel Steinfeld mit Chaiml und seinem Freunde Meschulim, weiter Schmil Schlome, Aron Rotberg und viele, viele Andere. Hier sind Alle gleich, wenn man nur kein Amhaarez ist.

Der geheizte Ofen ist hier zu Lande in der ersten Hälfte des October bereits sehr willkommen. Die Meisten schaaren sich um den Wärme spendenden Koloss, und das Gespräch wird allgemein, wobei man staunen muß über die Gedankensprünge, sowie die Behendigkeit des Geistes der Betheiligten wie der Zuhörer, mit der sie den unvermittelt wechselnden Themen folgen.

„Reb Zone, habt Ihr einen guten Jom Tob gehabt beim Rabbi in Potok?“ fragt einer aus der Runde.

„Wie könnt Ihr gar fragen, Reb Simche? Es versteht sich, daß ein Jom Kippor beim Potoker m'haju nesech\*) is,“ erwidert Reb Zone begeistert.

\*) Geistbelebend.

„So redet man nur, wenn man beim ‚Sasower‘ nit gewesen is,“ bemerkt geringschätzend ein Anhänger dieser zweiten rabbinischen Größe.

„Wie könnt Ihr, Reb Elie, den ‚Potoker‘ mit dem Sasower vergleichen?“ ruft erzürnt der sonst sehr sanfte Reb Zone. „Wißt Ihr nit, daß er ein Sohn is von Rabbi Jisroel S’chutho jugen alejnu\*).“

„Und doch is der ‚Sasower‘ so viel größer als der ‚Potoker‘ wie die Sonne größer is als der Morgenstern,“ behauptete steif und fest Reb Elie.

Darauf folgt seitens des empörten Reb Zone eine lange Aufzählung aller Wunderthaten, die der ‚Potoker‘ bewirkt hat und die seine unbestreitbare Ueberlegenheit klar darthun sollen.

Aber der unverbesserliche Widersacher weiß von dem ‚Sasower‘ noch viel erstaunlichere Dinge zu berichten. Beide Theile haben Anhänger, der Streit wird immer heftiger, und droht bereits eine sehr unheimliche Wendung zu nehmen, als wie eine Bombe in das Gewirr der Ausruf hereinplagt: „Ich sag der Czarnohoraer is größer wie die Beiden zusammen.“ Dem folgt im ersten Augenblicke tiefe Stille, denn — die höchste Entzündung ist stumm! Doch schon wenden sich beide, Reb

\*) Ihre Verdienste mögen uns beistehen.

Elie und Reb Zone, zwei Racheengel gleich, dem Lasterer zu. In diesem kritischen Momente kommt unserem friedliebenden Reb Mendel ein rettender Gedanke, der ihm auch aus der Verlegenheit hilft, für den Czarnohoraer als „seinen“ Rabbi Partei ergreifen und so die Situation noch verschärfen zu müssen. „Rabojasaj,“ ruft er, „beruhigt Euch, ich sag’ Euch, es is gewiß, daß sie alle drei zu den lamet wow, d. h. zu den 36 Zadozim gehören, auf denen die ganze Welt beruht, die sonst haschem jeth boruch vertilgen würde für ihre Sünd’ als wie Sodom und Gomorrha.“

Gegen dieses Argument läßt sich nichts einwenden. Zwar entschließt sich Jeder nur sehr schwer, dem Gegner jene höchste Stufe irdischer Bedeutung zuzuerkennen, — aber da überzeugende Gegenbeweise unmöglich, weil die 36 ‚Verborgene‘ sind, so will man sich lieber auf jeden Fall keinen von ihnen zum Feinde machen.

Die plötzlich aufgeworfene Frage: „Reb Aron, Ihr lest ja Zeitung, is das auch wirklich wahr, daß in Italien ein jüdischer Minister da is?“ lenkt die Aufmerksamkeit von dem Gegenstand ab und beschwichtigt vollends den Sturm.

„Ja,“ lautet die Antwort, „es ist wahr, nur hab ich seinen Namen vergessen.“

„Also ein Jud’ is Minister geworden!“ rufen Alle,

und aus ihren Augen, aus dem Ton der Stimme spricht die herzlichste Freude, stolze Genugthuung über die Auszeichnung des fernen, ihnen gänzlich unbekannten Glaubensgenossen, der gewiß nicht ahnt, daß „halb barbarisch“ aussehende Juden im fernen Polen sich seines Glückes mehr freuen, als seine vertrauesten Freunde und Standesgenossen. Wahrlich der schönste Beweis der Solidarität seitens der polnischen Juden.

„Mir gefällt das nicht,“ murmelt halb laut ein ascetisch aussehender Mann, dessen Kopf den herrlichsten orientalischen Typus aufweist.

„Warum nicht?“

„Es steht geschrieben: ihr sollt nicht gelüsten nach ihrer Freundschaft, nach ihren Ehren und Nennern, unsere herrlichen Weisen wußten, was sie sagten, denn sie sagten nur, was sie genau wußten, und so muß es wahr sein, und endet gewiß noch schlimmer für den Juden,“ spricht er in dumpfem Ton.

„Warum nur der Graf Badeni nit mehr ein Minister is?“ fragt Reb Mendel.

„Das is eine ganze Maase,“ läßt sich Einer in wichtigem Ton vernehmen.

„Erzählt nur, Reb Dawid,“ bitten die Andern.

„Das is so gescheh'n,“ beginnt Reb Dawid, mit einer Sicherheit des Tones, als wäre er dabei gewesen,

oder hätte seine Informationen aus untrüglicher Quelle. „Unser Kaiser, maarech jamim soll er sein, hat ja, wie Jeder weiß, das beste Herz in der ganzen Welt. Nun hat jetzt Seine Majestät erfahren, wie der Graf Badeni als Statthalter in Galizien die Juden zu Grunde gerichtet hat, und er hat ihm deswegen Vorwürfe gemacht und gefragt, wie man sich unterstehen kann, gute Unterthanen schlecht zu behandeln.“

Badeni wollte sich entschuldigen und hat behauptet, man will ihn nur verleumden. Der Kaiser hat aber gleich erkannt, daß Alles wahr sein muß, und da is er voll Zorn aus der Stube gegangen und hat dem Graf die Thür vor der Nase zugeschlagen. Nun hat der Herr Minister gleich gemerkt, daß er dort nig mehr zu thun hat,“ schließt Reb Dawid seinen Bericht.

„Habt Ihr gehört, daß man wieder die Juden treibt aus Rußland?“

Ein schmerzlicher Seufzer entsteigt jeder Brust bei dieser bösen Nachricht.

„Unter den Nationen wirst Du nicht rasten, und keine Ruhestatt wird haben Deines Fußes Ballen, und der Ewige wird Dir daselbst geben ein geängstet Herz und verlöschende Augen und bekümmerte Seele, am Morgen wirst Du sprechen: wer giebt Abend? und am Abend wirst Du sprechen: wer giebt Morgen?“ flüstert



ein gebückter Greis, und seine Augen füllen sich mit Thränen.

„Und einmal muß es doch kommen,“ ruft das vertrocknete Männlein, aus dem Schläfe erwachend.

„Was?“

„Hoſchanah rabba — die große Hilfe,“ sagt er mit fester Stimme, — „es wird geſchehen, ſo über Dich kommen all' dieſe Dinge, der Segen und der Fluch, die ich Dir vorgelegt, und Du nimmſt es Dir zu Herzen unter all' den Nationen, wohin Dich der Ewige, Dein Gott vertrieben, daß Du zurückkehreſt zu dem Ewigen, Deinem Gott, Du und Deine Söhne, mit Deinem ganzen Herzen, mit Deiner ganzen Seele, ſo wird auch der Ewige, Dein Gott, zurückführen Deine Gefangenen, und ſich Dein erbarmen, und Dich wieder ſammeln aus allen Völkern, wohin der Ewige, Dein Gott, Dich verſtreut haben wird, — wenn auch Deine Vertriebenen ſein werden am Ende des Himmels, von dannen wird Dich ſammeln der Ewige, Dein Gott, und von dannen Dich holen. —“ Die kleine Geſtalt ſcheint zu wachſen, die Arme ſtrecken ſich ſehnfüchtig gen Oſten, das Haupt gehoben, erſteigt dem verzückten Blick das heilige Zion, Jehovah's Tempel aus Gold und Cedernholz und Marmelſtein . . .

Die Leviten ſingen . . . Das Volk kniet betend

. . . die Schchina, der Geiſt des einzigen Gottes, umſtrahlt das Heiligthum, die Prieſter, das Volk, das ganze Land! . . .

Stumm und ſtill iſt es geworden in dem Ofenwinkel der Klaus! Erſt nach einer langen Weile wagt Reb David, der Politiker, die leiſe Bemerkung:

„Wer weiß, wie lang' wir noch warten müſſen.“

„Es hängt ſehr viel von uns ſelber ab,“ läßt ſich da Reb Mathes vernehmen.

„Wieſo von uns?“

„Nun, Ihr glaubt doch nit, daß Muſchiach mit einem Stecken auf dem Marktplatz erſcheinen wird, um Euch nach Erez Iſrael zu treiben?“ entgegnet Reb Mathes gereizt,

„Du redeſt wie ein Apikores\*), Mathes,“ ermahnt Reb Mendel.

„Ich ſag' nur, was vernünftig iſt,“ beharrt Mathes, „wenn die Juden in Mizraim nur geweint und gebetet hätten, ſie wären jezt noch dort, aber ſie haben ſich zuſammengethan und aufgemacht, da hat Gaſchemiſch boruch ihnen geholfen, denn Er ſagt: Du Menſch thue, und Ich will Dir beisteht'n.“

\*) Ungläubiger.

„Und doch muß er erscheinen, auf einem Esel reitend,“ behauptet Reb Gerichon.

„Ich glaub' auf allen Eseln wird er reiten,“ brummt Mathes ergrimmt.

„Und arm und demüthig wird er einziehen in der Väter Land —“

„Nun, sind wir etwa reich, oder hochmüthig, oder glücklich?“ ereifert sich der arme Mathes, „elend, blutarm und niedergebeugt, mit zerrissenem Gewand und zerrissenem Herzen, mit thränenden Augen und weher Seele werden wir dorthin kommen,“ seine Stimme zittert, das ganze Leid des eignen Lebens spricht aus den Worten.

Während dessen haben sich Meschulim und Chaiml in die entgegengesetzte Ecke gedrückt.

„Nicht wahr, Meschulim, Du bist ein Zionist?“ fragt Blümchen's Bräutigam ernst.

„Ja, mein Vater is auch einer,“ bestätigt der Gefragte, „aber wir dürfen in der Klaus nicht offen davon reden.“

„Das is schlimm,“ meint Chaiml, „Ihr solltet doch trachten, die Chassidim zu bekehren.“

„Wozu?“ Meschulim lächelt schlau überlegen, „die Alten mögen denken, wie sie wollen, ihre Kinder gehören uns, die werden nicht mehr an den eselreitenden König

glauben; gedulden wir uns nur ein Weilschen, die Jungen kommen von selbst in unser Lager.“

„Glaubst Du,“ zweifelt Chaiml.

„Gewiß! — Sag' 'mal, ist Dein Vater ein Zionist?“

„Nein.“

„Und Dein M'chitan?\*)“

„Auch nicht.“

„Aber Du, Chaiml?“

„Ich bin einer und von ganzer Seele,“ bekennet Chaiml mit leuchtenden Augen.

„Da siehst Du nun!“ ruft Meschulim triumphirend. Chaiml ist überzeugt.

Nach einigem Nachdenken fragt er den Freund:

„Hoffst Du noch einmal in Palästina zu sein, ich mein — in jungen Jahren, um dort für immer zu bleiben?“

„Einmal? Bald! mit Gottes Hilfe bald hoffe ich dort zu sein,“ versichert Meschulim. „Sobald ich nur ein kleines Capital erübrigt haben werde! ich kann das Handwerk gut, und will lieber in unserer Heimat arbeiten, nicht wie die andern jungen Leute nach Amerika auswandern und dort wieder fremd und elend sein.“

---

\*) Schwiegervater in spe.

Ja, ja, wenn die Uebrigen alle nachkommen, wird ein Tischler in den Colonien beide Hände voll zu thun haben," sagt er halb scherzhaft, halb ernst.

"Ein Landmann sein und Saffot nicht bloß zum Schein feiern . . . den Ethrog mit eigener Hand pflücken, das wäre auch mein höchstes Glück," gesteht Chaiml, „aber schwerlich werden meine M'chutanim das jemals zugeben," fügt er seufzend hinzu.

„Der Mensch kann gar nicht wissen, wie es noch kommen wird," tröstet ihn der Freund.

In diesem Augenblick erscheint ein Bote auf der Schwelle der Klaus' und verlangt nach Reb Mendel Steinfeld.

„Ihr sollt schnell nach Hause kommen, läßt Euch Eure Frau sagen," berichtet er dem Herbeigeeilten.

„Beh' mir, was is gescheh'n jetzt mitten in der Nacht?" fragt Reb Mendel erschrocken.

„Ich weiß nit recht, ich glaub' Eure Tochter is ein bißl nit gesund," berichtet der Bote vorsichtig.

Wie auf Windesflügeln trägt es den erschrockenen Vater nach Hause zu seinem Kinde.

Leider findet er Schlimmeres, als der mitleidige Mann berichtet hat. Blümchen liegt da in stärkster Fieberhitze, Malkele steht händeringend und schluchzend an ihrem Lager.

Das arme Blümchen trug seit ihrer Verlobung einen stillen Kummer im Herzen, den sie Niemandem, aber auch Niemandem mitzutheilen wagte. Daß sie den Bräutigam nicht mochte, war ja schon gar nicht schön für eine jüdische Tochter, noch schlimmer, ja geradezu unerhört wäre das Geständniß gewesen, daß sie einen Andern nur zu gern möchte. So hatte sie denn auch nur das Erstere der Mutter gestanden, das Letztere bewahrte sie als quälendes Geheimniß in ihrer Brust. Immerfort mußte sie an jenen Andern denken, und daß nun jede Hoffnung geschwunden, ihren heißen Wunsch erfüllt zu sehen. Blümchen wurde sehr blaß und sehr traurig und sehnte sich nach dem Tode.

Das hinderte sie aber nicht, während des Saffotfestes die neuen Feiertagskleider fleißig spazieren zu führen, und diese Eitelkeit wird vielleicht ihrem verzweifelten Wunsch entgegenkommen. Denn Blümchen hat sich bei dem rauhen Herbstwetter allem Anschein nach eine starke Erkältung zugezogen. Nun ist die Krankheit mit voller Hestigkeit ausgebrochen, und die zärtliche Malkele, der gute Reb Mendel stehen verzweifelt vor dem bewußtlosen Kinde.

Tage tödtlichster Angst folgen dieser Nacht. Alle Aerzte der Stadt K. gehen in der Krankenstube ein und aus; wie viele ihrer sind, so viele Krankheiten hat

Blümchen, nämlich, jeder stellt eine andere Diagnose, Malkese befolgt, unterstützt von Besie und Berele, pünktlich und sorgfältig alle Weisungen der Herren Doctoren — doch ebenso getreulich thut sie, was eine fromme Jüdin angesichts solchen Unglücks nicht unterlassen darf, schier fünfmal täglich läuft sie in die Synagoge, fällt auf die Stufen vor der heiligen Lade und jammert und betet, daß es einen Stein rühren könnte; sie läßt Thilim lesen in jedem Bethamidrosch, sie ist schon dreimal auf dem Friedhof gewesen und hat an den Gräbern der Eltern und Großeltern so herzbrechend geweint und geklagt, daß es weithin über die Ruhestätte schallte, sie hat unter Beischluß einer bedeutenden Geldsendung für die Armen Jerusalems, an den Wunderrabbi im Czarnahora telegraphirt und Resua w'jischa\*) hat der heilige Mann per Draht geantwortet. Am fünften Tage verschenkt sie Blümchen's sämtliche Kleidungs- und Wäschestücke an arme Altersgenossinnen und spendet große Beiträge den sechs verschiedenen Wohlthätigkeitsvereinen, denen sie als Mitglied angehört. Und doch ist am sechsten und siebenten Tage die Gefahr nur um so größer. Man hat die verzweifelte Frau aus dem Krankenzimmer gedrängt, sie steht in dem Hausflur und

\*) Heilung und Genesung.

schlägt unbarmherzig ihren Kopf gegen die harte Wand, rauft sich die Haare aus, nennt ihr Kind mit den zärtlichsten, süßesten Schmeichelnamen, gebraucht Bilder und Vergleiche, die einem Dichter Ehre machen würden, während buchstäblich Ströme von Thränen aus ihren Augen fließen.

Diese wilden Ausbrüche des Schmerzes sind gewiß ein peinlicher Anblick, unsinnig und zwecklos wird sie der Kalt-Bernünftige nennen, häßlich und widerwärtig der Aesthetiker, der da verlangt, daß sich auch Schmerz und Leidenschaft in den Wellenlinien der Schönheit bewegen. Aber die Mutterliebe der polnischen Jüdin ist zu groß, zu gewaltig, übermächtig, als daß ihre Aeußerungen in Freude und Kummer harmonisch zahn sein könnten. Schrankenlos und unbezähmbar wie sie in der Seele glüht, strömt sie mit elementarer Kraft, einem Lavaström gleich, nach außen.

„Malkese, Du erzürnst den Ewigen mit Deinem Lärmen, komm herein, beruhige Dich,“ ermahnt der bekümmerte Gatte.

„Nein, nein,“ wehrt sie ab, „hier will ich stehn und so lange rufen und schreien und bitten, bis mein Gott mich erhört und mir mein geliebtes Kind wieder schenkt.“

Neb Nchemje, Blümchens künftiger Schwiegervater



der aus dem fernen Dorfe herbeigeeilt ist, tritt jetzt zu dem tiefbetrübten Ehepaare: „M'hitan!“ spricht er bewegt, „es ist noch eine starke S'gulla\*) vorhanden, — es thut mir sehr leid und weh, aber um Euer Kind zu retten, will ich es ertragen. Vielleicht ist mein Sohn mit der rechten Simug\*\*) für Blümele, so etwas kann chasveschalom Gefahr bringen. Lasset uns zum Rabbi nach Czarnohora fahren und seinen Rath einholen.“

Reb Mendel empfängt einen Stich in's Herz! wie hat ihn dieser Schiduch glücklich gemacht, und nun — Aber Malkele greift sofort den Gedanken auf: „Ihr habt Recht, M'hitan,“ ruft sie, sich wie ein Ertrinkender an den Strohalm, an diese Hoffnung klammernd. „Ihr seid ein frommer, edler Mann, haschem jith borach wird Euch dafür lohnen und Euch eine bessere Schwiegertochter beschere: fahret, fahret gleich,“ spricht sie hastig und drängend, wie in der Furcht, Reb Nechemje könne sich besinnen.

Doch dem ist es Ernst, das junge Leben zu retten, wenn auch ihm selber dadurch eine schöne Hoffnung schwindet. So eilen sie denn dahin, auf dem Wege nach dem Sitz des berühmten Gottesmannes. — Und

---

\*) Bewährtes Mittel.

\*\*) Vorbestimmte Gatte.

Chaiml? — Der sieht der eventuellen Lösung mit vielem Gleichmuth entgegen. Sein Herz erfüllt eine andere Sehnsucht. In das ferne Land seiner Träume, wo die hehre Lehre entstanden, wo die Propheten gewandelt, wo Koheleth und schir ha schirim geschaffen wurden, dorthin zieht es ihn mit Allgewalt.

Czarnahora ist ein winziges Städtchen, eigentlich nur ein Marktflecken. Einsam, verlassen und vergessen würde es daliegen, wenn nicht ein gütiges Geschick in seine Mitte den Mann gestellt hätte, der einem mächtigen, lebendigen Magnet gleich, Tausende und aber Tausende herzieht. Der Rabbi! Das ist die große Attraction Czarnahoras. Tief aus Rußland, aus Rumänien und der Bukowina, der galizischen Juden nicht zu gedenken, kommen die Menschen her mit ihrem Kummer ihrer Rathlosigkeit, ihrer leiblichen und geistigen Noth — aber auch mit ihrer Freude und tiefem Danke für die göttliche Hilfe, die ihnen, nach ihrem festen Glauben, nur durch die Fürsprache des Rabbi zu Theil geworden.

Ausgenommen im Hochsommer, bildet die Stadt sonst einen einzigen, tiefen Morast, aus dem die verfallenen Lehmhäuschen ragen. Keine gebaute Straße, nicht die Spur eines gepflasterten Fußsteiges! Man wadet behaglich im Noth und Schlamme, wenn's nur zum Rabbi geht.

Ein Gedränge und Gefumme wie in den Bienenkörben. Unzählige belagern das einzige ansehnlichere, wenngleich ebenfalls nur aus Lehm hergestellte Gebäude, das Wohnhaus des Rabbi.

Vor der Thüre steht ein großer, stark gebauter Mann, mit sehnigen Armen und fester Faust. Es ist der Gaaba, das heißt soviel wie Portier, Geheimsecretär und Leibdiener in einer Person. Ihm fast auf dem Nacken liegen vier Duzend Leute, Männer und Weiber jeden Alters, ja Kinder sind sogar darunter, hergebracht, um von bösen Krankheiten durch den Segen oder Rath des Wundermannes zu genesen. Alle stehen um Einlaß, offen und verstohlen bietet man dem Cerberus ein kleines Trinkgeld, um vorgelassen zu werden. „Ich wart schon seit drei Tagen“ — — „ich muß heut wegfahren,“ tönt's von allen Seiten. Doch der Gaaba ist unbittlich, mit Kraft und Geschicklichkeit vertheidigt er die Pforte des Heils.

„Der Rabbi is noch beim Beten,“ versichert er immerfort, „es hat noch nit sechs Uhr geschlagen, wartet ein bisl.“

Schließlich wird er müde und ungeduldig. Das ist der rechte Augenblick, um einzudringen. Ein leichter Stoß, die morsche Thüre fliegt auf. Der Gaaba und Alle hinterher fallen sozusagen in die Stube herein. —

Hier kahle Wände, eine niedrige, vielfach gebogene Decke, der Fußboden von Schmutz starrend, das ist der Raum, in welchem Trost, Segen und weiser Rath erteilt wird. Der Spender dieser wirksamen Lebenselixire sitzt auf einem äußerst sauberen Bette, davor ein alter Tisch und ein zerbrochener Stuhl bilden die einzigen Einrichtungsstücke.

Reb Jone, der getreue Anhänger des Potoker, würde die Hände entsetzt zusammenschlagen ob solcher Dürftigkeit. Wie ganz anders sieht es in Potok aus! Aber das ist auch nur erklärlich und begreiflich! Die Familie des Potoker behauptet nämlich, in gerader Linie vom König David zu stammen. Ihrer hohen Abkunft gemäß hat sie in äußerer Lebensführung und Wohlthun einen wahrhaft fürstlichen Zug.

Mit Reichthümern gesegnet, von größter Pracht umgeben, speist sie an ihrem Tische täglich Hunderte armer Glaubensgenossen von Nah und Fern, gewährt mit voller Hand milde Gaben und Unterstützungen. Ihre Bedeutung ist eine von der Art des Czarnahoraer ganz verschiedene.

Sämmtliche Rabbinen erkennen den Fides des Potoker an und billigen seinen großen Aufwand — in dem stillschweigenden Bestreben, die Tradition, das Gefühl der Ehrfurcht für unser populärstes Herrscherhaus,

dem auch in der Zukunft eine bedeutende Rolle zugebracht ist, stets wach zu erhalten.

Der „Potoker“ und der „Czarnahoraer“ das sind im Golith gleichsam Symbole für die beiden Säulen des alten Judenstaates: König und Prophet!

Wer zum ersten Male nach Czarnahora kommt, der bleibt beim Anblick des Rabbi mehr erschrocken als erstaunt stehen. Was an dem göttlichen Manne irdisch ist, erscheint fast in nichts zusammengeschrumpft. Eine winzig kleine, zum Skelett abgemagerte Gestalt, das schmale Gesicht wachsbleich, von einem langen, milchweißen Bart umrahmt, weiße Locken quillen unter dem Sammetkappchen hervor, nur die Augen beweisen, daß noch Leben in diesem mumienhaften Wesen vorhanden ist. Ihr Blick ist der tiefen Denker oder großen, gottbegnadeten Künstlern eigenthümliche. Hoch über allem Weltlichen und Vergänglichen, scheinen sie aus fernen, uns unerreichbaren Regionen auf dieses Jammerthal und sein Jammergegeschlecht herabzusehen; doch nicht mit geisterhafter Kälte und Gleichgiltigkeit, nein — aus solchen Blicken strahlt Seelenwärme, unendliches Mitgefühl für die leidende Menge, ein Funken göttlichen Erbarmens, wie sie selbst ein Theil des Schöpfers sind. Aber wenn das Genie stets einen ahnungsvoll träumerischen Blick hat, so spricht aus den Augen des polnischen

Rabbi in den Momenten, wo sie fest auf dem Sprecher haften, eine Fülle klarer Menschenkenntniß, reicher Erfahrung und durchbringenden Verstandes.

„Rabbi, mein Mann ist sehr schlecht zu mir,“ spricht ein junges Weib unter heißen Thränen, indem sie den vorbereiteten, vom Gaaba verfaßten „Wunschzettel“ sammt einer Geldspende für Palästina auf den Tisch legt, „soll ich mich von ihm scheiden, Rabbi?“

„Habt Ihr Kinder?“ lautet die Gegenfrage.

„Zwei, gesund und stark sollen sie mir sein.“

„Chas weschalom\*), nicht scheiden, nein,“ spricht der Greis eindringlich, „nur immer ein gut', fromm' Weib sein, haschem jeth boruch ist auch gut, obwohl die Menschen schlecht sind. Er wird Euch helfen, Ihr werdet Eure Kinder zu guten Juden erzieh'n, und der Mann wird auch gut werden, Gott wird helfen,“ noch ein kurzer Segen, — der Nächste, ein älterer Mann, steht bereits vor dem Tisch — mit Wunschzettel und Pidjon.\*\*)

„Rabbi, ein groß' Unglück hat mich getroffen: mein verheiratheter Sohn hat einen Schutef\*\*\*) gehabt, der ist vor paar Wochen plötzlich gestorben. Jetzt erscheint

\*) Eine Exclamation wie in dem Sinne: Da sei Gott vor.

\*\*) Lösegeld.

\*\*\*) Compagnon.

er meinem armen Kind Nacht für Nacht im Traum und droht und flucht ihm. Mein Sohn ist vor Angst schon sehr krank, und ich fürcht' für seinen Verstand,“ spricht der gebeugte Vater.

„Wer hat die Bücher geführt in dem Schutsoth?“ fragt der Rabbi nach einigem Nachdenken.

„Mein Sohn, Rabbi.“

„Ist ein Testament da?“

„Nein, Rabbi.“

„Um, Euer Sohn soll die Bücher nachrechnen, vielleicht hat er die Wittwe und Waise verkürzt, — er soll nachrechnen, nachrechnen,“ sagt der Rabbi bedeutsam, mit vielem Nachdruck, — „und dann bringet ihn zu mir.“

Jetzt naht eine Mitleid erregende Gruppe: von einer alten Frau geführt, wankt ein zarter Knabe auf den Tisch zu; ein böser Auschlag bedeckt Gesicht und Arme, wohl auch den Körper und gefährdet schon die Augen.

„Rabbi,“ schluchzt die Alte laut auf, „mein einzig Kind ist so bitter krank, und kein Doctor in unserer Stadt kann ihm helfen.“

„Woher seid Ihr?“

Die Frau nannte ein kleines Nest, hart an der russischen Grenze.



Nun weiß der Rabbi, was von dem dortigen Aesculap zu halten ist.

„Gott wird helfen, Ihr müßt gleich mit dem Kind nach Wien fahren, gleich fahren, Hachem jeth boruch wird dort den guten Sch'liach schicken.“

„Rabbi,“ kommt es klagend von den Lippen der Mutter, „ich bin arm, ich bin eine Wittwe, ich hab' kein Geld für den weiten Weg.“

„Gott wird helfen, fromme Juden werden Euch beisteh'n, für ihr Kind soll eine Mutter sich nit schämen Almosen zu nehmen, Gott giebt allen Menschen Almosen, und man schämt sich nit zu nehmen, Er wird Euch helfen,“ bei diesen Worten rafft der Rabbi alles Geld zusammen, das auf dem Tische vor ihm liegt, und schiebt es der Weinenden zu, worauf er seine zitternden Hände segnend auf das Haupt des kranken Kindes legt. Getröstet und gestärkt voll Hoffnung verlassen Beide Czarnahora.

„Rabbi, ich hab' einen Laden in der Stadt,“ erzählt ein Anderer, „aber ein böser Nachbar, ein Christ, verdirbt mir den Credit, schadet mir bei den Kunden und macht mir und meinem Geschäft ein schlecht' Renommé Was soll ich thun? Soll ich ihn vor Gericht verklagen?“

„Nein, nein,“ spricht hastig der Rabbi, „wir sind im Golus, ein Jud' soll die Andern' nit reizen, er muß

geduldig sein. Gott wird helfen, Er wird den Sinn des schlechten Goj wenden und Euch Segen geben, habt keine Furcht und arbeitet fleißig.

Mit einem glücklichen Lächeln durchbricht jetzt ein junger Mann die Menge bei der Thür, eine große Banknote auf den Tisch legend, ruft er:

„Rabbi, Ihr sollt erleben Muschiach, und Eure Tephilothe sollen allen Menschen so helfen wie mir. Ich hab' gethan, wie Ihr geheißt, und Gott boruch hi hat mir Barnase beschert.“

„Gelobt sei der Ewige, jetzt und immerdar, Ihr bereitet mir einen guten Tag mit der b'sora toba,“ sagt der Rabbi, während innige Freude aus seinen Augen strahlt. „Seid ein guter Jude und übet Zedaka, dann wird Er auch weiter helfen.“

Auf einmal entsteht ein starkes Geräusch draußen: eine elegante Equipage hält vor dem Hause, der Gaaba drängt alle Anwesenden aus der Stube und öffnet weit die Thür.

Herein tritt ein stolz aussehender polnischer Edelmann.

Der Rabbi versucht seinen Sitz zu verlassen und ihm entgegenzugehen, doch der Pole eilt rasch auf ihn zu und drückt ihn auf das Bett nieder, wobei er herzlich seine Hand schüttelt.

„Herr Rabbiner,“ spricht der vornehme Besuch in correctem, wenn auch slavisch-hartklingendem Deutsch, das, als Muttersprache des Jargon, dem Rabbi verständlich ist, „ich komme, um mit meinem tiefgefühlten Dank für den mir geleisteten Dienst, den Betrag in Ihre Hände zurückzulegen. Ihr Beistand hat mich vor Noth, ja, vor einem Selbstmorde bewahrt, denn nach dem vorjährigen Mißwachs war ich, von Gläubigern gedrängt, nahe daran, meine Besitzungen zu verlieren und mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. In meiner Verzweiflung flehte ich um Ihren Segen, Sie aber gewährten mir Hilfe!

Das Darlehn hat mir Segen gebracht, die Ernte ist reichlicher als je zuvor, und ich bin gerettet!“ erzählt überfroh der Pole.

„Herr Rabbiner,“ fährt er fort, „ich weiß, Sie haben kein Geld, wie alle heiligen Männer, Sie haben diese Summe, als ich, ein Verzweifelter, bei Ihnen erschien, für mich bei Jemandem entliehen; ich möchte dem Betreffenden gebührende Zinsen zahlen.“

„Gott bewahr, Gott bewahre,“ wehrt der Rabbi eifrig ab. „Ehrliche Juden geben nur Gmiloth (Hesed\*) und nehmen keine Zinsen dafür.“

\*) Gefälligkeitsdarlehn.

„Ich möchte mich gern erkenntlich zeigen,“ beharrt Jener, „darf ich Ihnen, Herr Rabbiner . . .“

„Herr,“ unterbricht ihn der Greis, „wenn Ihr mir eine Bitte erfüllen wollt: Habet ein gut' Herz für Juden —“ mit feuchten Blicken spricht der Rabbi diese Worte, und der Edelmann drückt ihm in wortlosem Versprechen die Hand.

Raum ist er zur Thür hinaus, als schon wieder der schwache Greis von weinenden, klagenden Gestalten sich umgeben sieht.

„Rabbi,“ erzählt ein Jude aus der Bukowina, einen Andern an den Tisch zerrend, „der Mann hier hat mir mein Geschäft weggenommen, ich hab' eine kleine Wassermühle in Pacht gehalten, jetzt hat er ein größeres Angebot gemacht, und ich bin brodlos geblieben.“

Der Rabbi blickt streng auf den Angeklagten:

„Ein Jud', ein Jud' hat das gethan? Ein Jud' dem andern! Das is eine schwere Sünd', so 'was kann kein' Segen bringen!“

Der Mann wird todtensbläß.

„Rabbi,“ ruft er ängstlich und bittend, „hört' mich erst nur an! Ein ganz' Jahr bin ich ohne Parnase gewesen, ich hab' ein Weib und acht Kinder zu ernähren! Ich hab' schon fast Alles verpfandt und verkauft gehabt, und konnt' kein Geschäft bekommen. Der Jud'

is jezt unglücklich mehr noch als wie in früheren Zeiten, die meisten „Herrn“ verpachten ihm nichts; was hab' ich sollen thun? Hab' ich mit dem letzten Geld die Wassermühl' genommen,“ schließt er weinerlichen Tones.

„Hm, hm,“ der Rabbi denkt nach. „Ihr sollt Schutzoth sein zu der Mühl', so lang, bis einer von Euch eine andere Parnase findet,“ und haschem jith boruch wird helfen,“ entscheidet er; mit einem Segen werden Beide entlassen.

„Rabbi,“ mir is sehr schlecht,“ sagt einen Moment nachher ein elend und abgehärmt aussehender Mensch in herzerreißendem Ton. „Ich bin ein Bal m'lacha\*) und hab' gar wenig Arbeit und werd' nicht gut bezahlt, ich sterb' schier vor Hunger mit Weib und Kind. Soll ich nach Amerika fahren, Rabbi?“

„Nein, wozu?“ erwidert der Greis mit wehmüthigem Lächeln, „is man dort nit in der Fremd? Wenn Haschem jith boruch wird heißen, wenn die Geula wird kommen, sollen die Juden nach Haus' wandern, aber nit von einem fremden Ort zum andern.“

Verzagt nit, Gott wird helfen, Er wird Euch gute Kunden schicken. Der Mensch soll hoffen, und Gott steht ihm bei. Ich wünsch' Euch bracha vehazlacha.“

\*) Handwerker.

„Um Gottes willen, Leute, laßt uns herein,“ ertönt in diesem Augenblick eine athemlose Stimme.

Man hört es dem Sprecher an, daß Angst und Eile ihn treiben. Doch hier warten die Wenigsten mit Ruhe und Geduld. Keiner kann viel Mitleid mit dem Andern haben, weil sein eigener Kummer jenes edle Gefühl absorbiert.

„Wir warten bereits länger,“ entschuldigt man die Hartnäckigkeit in der Behauptung der Position bei der Thür.

„Habt Nachmanuth, Menschen, mein Kind liegt im Sterben,“ ruft der Mann verzweifelt.

Das wirkt. Die Leute versuchen Platz zu machen — vergebens! Der dichte Knäuel steht wie eine lebendige Mauer von der Thür bis an den Tisch des Rabbi.

„Reb Mendel,“ sagt leise der Gaaba, „kommt, ich will Euch einen Weg zeigen. Geht um das Haus herum und an der Misrach-Seite klopft an das Fenster des Bethamidrosch. Dort sitzen bocharim und lernen, die werden Euch öffnen, und so könnt' Ihr Alle durch das Fenster in's Bethamidrosch und von dort durch die Thür grad' an den Tisch des Rabbi gelangen.“

Der Rath wird befolgt. Reb Mendel, Reb Nechemje und Chaiml: denn sie sind es, raffen Jeder den langen Raftan auf und klettern mit Mühe durch

das, wenn auch niedrige Fenster. Im nächsten Augenblick stehen sie vor dem Rabbi.

„Gäschem jith Boruch hat mir starke agmath nefesch zugeschickt,“ klagt Reb Mendel, „mein ältest' Kind, ein Mädchen, und schon eine Braut, is sehr schwer krank,“ der betrübt Vater vermag nicht weiter zu sprechen, Thränen ersticken seine Stimme, und alle anwesenden Frauen weinen mit ihm.

„Man soll nit jammern, so lang noch Leben da is,“ sagt der Rabbi, „Gott hat die Krankheit geschickt, Er wird auch die N'sua schicken. Wie alt ist Eure Tochter?“

„Siebzehn Jahre.“

„Ist sie oft krank gewesen?“

„Niemals, sie is immer gesund gewesen wie ein Fisch im Wasser,“ beeilt sich Reb Mendel zu versichern.

„Nun, dann habt keine Furcht, dann wird sie auch jetzt mit Gottes Hilfe bald gesund sein,“ beruhigt ihn der weise Mann.

„Rabbi,“ sagt jetzt Reb Nachemje, „ich bin der M'chitan von Reb Mendel, und das is mein Sohn, der Bräutigam,“ deutet er auf Chaiml, „vielleicht is der Schibuch nit von Gott, dann soll mein Kind hier vor

Euch, Rabbi, Mechilu geben\*), und die B'thula\*\*) soll leben und gesund sein.

„Der Rabbi schaut Chaiml durchdringend an.

„Und was sagst Du dazu, mein Kind?“ fragt er den jungen Menschen.

„Rabbi,“ lautet die ruhige Antwort, „vielleicht bin ich nicht werth, so eine Frau zu haben, vergeb' ich den M'chutanim und der Raala, und wünsch' ich ihr, sie soll gesund werden und Gott möge ihr den rechten Simug bescheren.“

Der Rabbi merkt, daß von der Seite in die Lösung des Verlöbnißes ohne großen Seelenkampf gewilligt wird.

„Habt Ihr vor den Tnaim die B'thula gefragt?“ wendet er sich an Reb Mendel.

Der empfindet die heftigsten Gewissensbisse; in rücksichtsloser Selbstanklage nennt er sich im Stillen „Der Mörder“ seines Kindes. „Rabbi,“ antwortet er denn auch zaghaft, „meine Tochter is nit ganz zufrieden gewesen, aber . . . ich hab' geglaubt . . . sie is noch so jung . . . sie versteht nicht die Sach' . . . Gott

\*) Verzeihung gewähren, hier soviel wie: ohne Scoll zurücktreten.

\*\*) Jungfrau.



weiß, ich hab' nur ihr Glück gewollt," schluchzt der unglückliche Reb Mendel laut auf.

„Sm, so," der Rabbi versinkt in tiefes Sinnen.

„Fahrt nach Haus, Haschem jeth boruch wird eine refua sch'lema schicken. In dem Augenblick, wo die Kranke klares Bewußtsein haben wird, soll man die Tnaim über ihrem Kopfe zerreißen, — zerreißen — zerreißen," wiederholte der Rabbi, „und eine Mahlzeit machen für die armen Kinder in der Talmud-Thora. Gott wird helfen, Gott wird helfen.“

Ohne sich auch eine Stunde Ruhe und Rast zu gönnen, eilen die drei nach Hause.

Heiße Zähren fallen auf das Verlobungsdocument, welches Malkela, getreu der Weisung, am Kopfende des Bettes stehend, mit feierlicher Geberde über Blümchen's Haupte in vier Stücke reißt: „Gott, mein Himmlischer Vater, laß das Opfer nicht umsonst gebracht sein," fleht sie aus Herzensgrund. Reb Mendel hat das Zimmer verlassen. Er kann es nicht mit ansehen, wie sein theuerster Zukunftsplan vernichtet wird.

Doch über Blümchen's blasser Lippen huscht ein seliges Lächeln während der seltsamen Ceremonie, es leuchtet in ihren Blicken, es verbreitet sich über das

ganze Gesicht, mit schwachen Händen zieht sie der Mutter Haupt zu sich herab und küßt sie dreimal auf den Mund. Dann schließt sie wie beruhigt die Augen, und „das ist der Schlummer der Genesung," sagt der eintretende Arzt, „sie hat die Krisis überstanden und ist gerettet.“

„Dank dem Ewigen und dem heiligen Manne in Czarnahora," flüsterte die glückliche Mutter.

In dem großen Lehnstuhl seiner Studirstube ruht der greise Reb Hirsch. Jamin Moraim scheinen ihn heuer stark hergenommen zu haben. Seine Gestalt ist zusammengesunken und sein Gesicht noch bleicher als sonst — er ist nicht krank, nur müde, todtmüde und ruhefehnend. Mit liebevoll besorgten Blicken umstehen ihn Alle, die seinem Herzen theuer sind, denen er selbst als Mittelpunkt und verehrtes Haupt dieses Hauses gilt.

Ein stattlich und vornehm aussehender Mann beugt sich über ihn, seine Hand mit herzlichem Drucke fassend: „Es ist Gottes wunderbare Fügung, daß sich die Nachkommen derer wiederfinden, die einst das Schicksal von einander riß.“

„Der Ewige thut uns viel, viel mehr Gutes, als wir verdienen,“ spricht der Greis mit vor Rührung bebender Stimme, „und so gönnt er auch mir vor meinem Scheiden die große Freude, Dich, meines Bruders Sohn zu sehen, des Verbliebenen Ebenbild in Dir zu erkennen,“ — seine Blicke gleiten von einem

zum andern, bis sie auf Fritz Ettelsberg haften bleiben: „Dir, nächst Gott, verdanke ich diese schöne Stunde, in der ich Euch Beide, Dich und Deinen Vater, als Kind und Kindeskind des früh Verlorenen bei mir begrüßen kann.“

„Was auch mich glücklich macht,“ fügt der junge Mann hinzu, indem sein leuchtender Blick Mirjam's dunkle Augen sucht.

„Es war der innigste Wunsch meines gottseligen Vaters, solch einen Moment zu erleben,“ erzählt Ettelsberg senior. „Doch kaum hatten sich die äußeren Verhältnisse günstig genug für ihn gestaltet, um den Regungen des Gemüths folgen zu können, als der unerbittliche Tod ihn in den besten Jahren, auf der Höhe des Schaffens hinwegraffte. Erst an seinem Sterbebette erfuhr ich manche Einzelheiten aus seinem Leben — vor Allem, daß er ein polnischer Jude gewesen, was mir bis dahin ein Geheimniß war. Um jede Spur hinter sich zu verwischen, hatte er seinen Namen geändert und nannte sich mit leisem Anklang an die Vergangenheit Adolf Ettelsberg.“

„Man nannte unseren Vater Reb Dawid Ettel's, daher also der so urdeutsch klingende Name,“ meint Reb Hirsch kopfschüttelnd.

„Meine Mutter war eine geborene Hamburgerin,“

fährt der Erzähler fort, „sie entstammte einer alt-angesessenen Familie und polnische Juden waren ihr ein Schreckgespenst. Sie verzieh nur schwer dem guten Vater, daß er das Geheimniß seiner Herkunft nicht lieber mit in's Grab genommen. Ihre Abneigung, um nicht zu sagen Abscheu, gegen unsere Glaubensgenossen im Osten versuchte sie auch mir einzupflanzen. Es gelang ihr insofern, als ich nie Verlangen darnach trug, meinen nahen Verwandten väterlicherseits nachzuforschen, sie kennen zu lernen und ihnen näher zu treten. Ich befürchtete, in ihnen die polnischen Juden wiederzufinden wie sie der Volksmund und meine voreingenommene Phantasie mir schilberte.

Da kam vor wenigen Tagen das Schreiben meines Sohnes. Ueberströmend von Ausdrücken der Sympathie und Hochachtung für diese Familie, legte er mir den Wunsch an's Herz, Erkundigungen über den Verbleib und Lebenslauf Abraham Weliner's einzuleiten, der in den dreißiger Jahren sich in Leipzig oder einer anderen allenfalls größeren Stadt Deutschlands aufhielt. Meine Nachforschungen waren sehr schnell und erfolgreich beendet — sie bestanden in einer kurzen Rück Erinnerung: Abraham Weliner, das war Adolf Ettelsberg, mein Vater, der als Fünfzehnjähriger nach Deutschland ausgewandert war und in Leipzig unter den größten Ent-

behrungen und mühseligster Arbeit die Grundlage zu seinem späteren Wohlstand schuf. Im Alter von 27 Jahren heirathete er, erreichte seine Naturalisation und wählte bald nach meiner Geburt Dresden zum ständigen Wohnorte, wo ich als Deutscher erzogen wurde, den nur ein schwaches Band an der Väter Glauben knüpfte. „Sobald ein polnischer Jude jenes Centrum der Noth hinter sich hat, schüttelt er mit aller Kraft Ursache und Wirkung von sich ab: das Judenthum und Judenelend. Das letztere ist im Osten so tief und einschneidend, daß es nur folgerichtig ist, wenn juist der polnisch-russische Jude, einmal aus dem Bannkreise jener Länder heraustretend, sein ganzes früheres Wesen nach innen und außen am liebsten vollends abstreift und zu vergessen sucht“ — so erklärte mir mein Vater angesichts des Todes, seine Entfremdung und Gleichgiltigkeit der Religion und Tradition gegenüber. Aber, fügte er hinzu, „es gelingt ihm doch nicht ganz, das fühle ich in dieser ersten Stunde.“

Reb Hirsch's Lippen umspielt bei diesen Worten ein leises Lächeln der Befriedigung: „Das Judenthum von sich abschütteln vermag der Jude nie,“ sagt er in überzeugtem Tone, „denn das Judenthum, es wird uns nicht vom Leben erst gegeben, — nein — mit dem Leben kommt es uns, sein Sitz ist nicht in Hand und

Fuß, oder sonst einem Gliebe, das man von sich werfen kann, wenn es uns Schmerzen bringt. Tief in der Seele ist sein Wohnen und nur mit ihr verläßt es uns, um in unsern Kindern und Kindeskindern weiter zu leben. Ja, das Judenthum in uns, es ist unvertilgbar, unausrottbar; äußere Verhältnisse und ein mächtiger Wille bringen es vielleicht eine Zeitlang zum Schweigen in das geheimnißvolle Innere unseres Wesens zieht es sich alsdann zurück, es scheint in unerweckbarem Schlummer zu liegen, aber plötzlich, ein leiser Anlaß, eine bloße Erinnerung, und wach ist es mit Blitzesschnelle, durchströmt unser ganzes Sein, rüttelt uns auf aus jahrelanger Apathie, spricht Hohn dem starken Willen und den noch stärkeren Verhältnissen! Es gehört uns ganz, und wir gehören ihm!"

"Den Eindruck dessen gewann ich an dem Sterbette meines Vaters," bestätigt Reb Hirsch's Brudersohn, „nicht nur gedachte er der fernen Blutsverwandten mit inniger Liebe, die er stets in sich verschlossen, sein Sehnen richtete sich auch auf das, was ihm seit Langem fremd geworden, was seinen Kindern fast nichts mehr zu sein schien: „Kein Jude kann glücklich leben und sterben, solange er nicht nach seiner Art, gemäß den angestammten Charaktereigenheiten, der Lehr' und Sitte unserer Ahnen, frei und ungehemmt als Mensch und

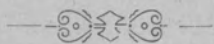
Jude sich ausleben darf —" das waren seine letzten Worte.

Reb Hirsch lauscht diesem Vermächtniß des Todten, es klingt ihm wie der Widerhall aus seiner eigenen Brust: „Auf verschiedenen Wegen gelangten wir zu demselben Schluß," murmeln seine Lippen, „denn die Welt will in dem Juden nichts Anderes als den Juden nach ihrer Auffassung sehen — und so mag er auf der Scholle bleiben, wo seine Wiege stand, oder in die Ferne schweifen — das Leben hat die unveränderlich eine Lehre für ihn. Und der Jude, er beginnt endlich zu begreifen," fährt der Greis mit erhobener Stimme fort, „wenn auch langsam und schwerfällig. Das ist so seine Art. Gedanken, die der Menschheit dienen, kommen ihm schnell und unversehens, und mit nie schwindender Begeisterung, mit rastlosem Eifer ruft er sie in die Welt hinaus; er ist ihr treuer Herold, ihr nimmer müder Vorkämpfer. Doch was ihn selbst beglücken soll, erschließt nur schwer sich seinem Sinn. Vierhundertjähriger Sklaverei bedurfte es in Egypten, zweitausendjähriger Seelennoth in Europa, damit wir uns ermannen. Unsere Kinder stehen an der Schwelle der neuen Zeit. Ihr Geist und Wille hat nun ein festes Ziel. Sie sind das gesegnete Geschlecht, dem das Land der Verheißung sich aufthun wird, wohin wir Alten,



in Unfreiheit und Erniedrigung geboren und großgeworden, zu gelangen nicht würdig sind. Aber unsere zweitausendjährige Wüstenwanderung hat das Werk der Erlösung gezeitigt, denn nun ist das Maß erfüllt, „und für jeden Stein in Zion hat der Herr viel mehr als Ein Herz, das brach, und Eine Wunde, die nicht heilt und nicht verharscht.“ Der Osten wird den West umschlingen und die gewonnene Einigkeit im Hoffen, Wünschen und Streben muß Euch die Vergebung und Gnade des Himmels und das lang entbehrte Glück auf Erden wiederbringen!“

Wie eine Prophezeiung klingt es den Versammelten, und ein wortloses Gelöbniß dieser höhern Einigkeit spricht aus ihren Blicken, da Mirjam fast unbewußt ihre Hand in die des deutschen Betters legt.



### Berichtigungen und Ergänzungen.

- Seite 65, Zeile 1 muß es statt „die Tnaim“ heißen „den Tnaim“.  
 = 65 = 9 = = = „apikorsim“ = „Apikorsim“.  
 = 66 = 23 = = = „beeinflussen“ = „beeinflussen“.  
 = 81 = 9 = = = „Sonnabend“ = „Sabbath“.  
 = 83 = 22 bedeutet „Karob“ „Verwandter“.  
 = 85 = 11 muß es statt „chassischen derech“ „chassidischen derech“ heißen, und das bedeutet „orthodoxe Weise“.  
 Seite 86, Zeile 5 bedeutet „Merchaz“ „Badeanstalt“.  
 = 87 = 6 muß es statt „wäre ein Joscher“ heißen „wäre gerecht“.  
 Seite 87, Zeile 15 muß es statt „Sie“ „sie“ heißen.  
 = 98 = 10 = = = „k'heref“ „K'ereb“ heißen.  
 = 104 = 8 = = = „der Pole“ „Andere“ heißen.  
 = 112 = 15 und an anderen Stellen muß es statt „Riffe“ „Rivke“ heißen.  
 Seite 118, Zeile 6 muß es statt „bal“ „ben“ heißen.  
 = 119 = 14 bedeutet Tipesch „dummer Kerl“.  
 = 120 = 11 muß es statt „Schote“ „Schaute“ heißen.

Seite 124 Zeile 14 muß es statt „Mickiericz“ „Mickiewicz“ heißen.

|   |     |   |       |   |   |   |                                                                     |   |
|---|-----|---|-------|---|---|---|---------------------------------------------------------------------|---|
| = | 131 | = | 25    | = | = | = | „bereuten“ „erbetenen“                                              | = |
| = | 138 | = | 10    | = | = | = | „Polen, Ruthenen“ „Christen“                                        | = |
| = | 149 | = | 13    | = | = | = | „Baum“ „Baume“                                                      | = |
| = | 155 | = | 24    | = | = | = | „Angst“ „die Angst“                                                 | = |
| = | 171 | = | 1     | = | = | = | „Samim“ „Samai“                                                     | = |
| = | 181 | = | 9     | = | = | = | =                                                                   | = |
| = | 192 | = | 14    | = | = | = | „wahrer“ „wahren“                                                   | = |
| = | 196 | = | 7     | = | = | = | „Familien“ „Familie“                                                | = |
| = | 200 | = | 17    | = | = | = | „polnischen“ „nichtjüdischen“                                       | = |
| = | 204 | = | 23    | = | = | = | „Ettels“ „Ethel's“                                                  | = |
| = | 208 | = | 12    | = | = | = | „Pollak“ „Mensch“                                                   | = |
| = | 209 | = | 8     | = | = | = | „raublustige“ „betrunkene“                                          | = |
| = | 217 | = | 19/20 | = | = | = | „eine unüberbrückbare<br>Kluft“ „ein unüberbrück-<br>barer Abgrund“ | = |
| = | 280 | = | 15    | = | = | = | „im“ „in“                                                           | = |
| = | 289 | = | 16    | = | = | = | „alten“ „armen“                                                     | = |
| = | 289 | = | 20    | = | = | = | „Alte“ „Frau“                                                       | = |
| = | 294 | = | 23    | = | = | = | bedeutet „bracha wehazlacha“ „Segen<br>und Glück“                   | = |
| = | 295 | = | 11    | = | = | = | „Nachmanuth“ „Mitleid“                                              | = |